

SOPHIE MÜLLER
GOTTES STIMME ERSCHÜTTERT DIE WILDNIS

SOPHIE MULLER

Autobiografie

GOTTES STIMME
ERSCHÜTTERT
DIE WILDNIS

Sophie Muller

Sophie Muller

Gottes Stimme erschüttert die Wildnis

Hardcover, 224 Seiten

Artikel-Nr.: 256384

ISBN / EAN: 978-3-86699-384-6

Was veranlasst eine junge Frau, die in New York Moderne Kunst studiert und mehrere Jahre als Werbegrafikerin gearbeitet hat, allein in den Urwald zu gehen, um im kolumbianisch-brasilianischen Grenzgebiet Einheimische mit der besten Botschaft der Welt zu erreichen – dem Evangelium von Jesus Christus? Was gibt ihr die Kraft, angesichts des mörderischen Klimas, des Widerstandes der Schamanen, der Rücksichtslosigkeit der Kautschukbosse, der brutalen Gewalt der Guerillakämpfer und der Behinderungen durch staatliche Stellen jahrzehntelang standzuhalten? Sophie Mullers Leben (1910–1995) ist ein eindrucksvolles Beispiel für eine vorbehaltlose...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](http://clv.de)

Autobiografie

SOPHIE MULLER

Gottes Stimme erschüttert die Wildnis



Christliche Literatur-Verbreitung e. V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Soweit nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Elberfelder
Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

Sophie Muller lebte von 1910 bis 1995. Das Missionswerk New
Tribes Mission (NTM), in dessen Auftrag sie viele Jahre gearbeitet
hat, ist vor Kurzem offiziell in *Ethnos360* umbenannt worden.

ABKÜRZUNGEN

A. d. H.	Anmerkung des Herausgebers
Menge	<i>Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments</i> , übersetzt von Dr. Hermann Menge, Berlin, 1960.
Schlachter 2000	<i>Die Bibel</i> , übersetzt von F. E. Schlachter (Version 2000), Genf.
svw.	so viel wie

1. Auflage 2019

Originaltitel: His Voice Shakes the Wilderness

© 1988 by Ethnos360 (früher: New Tribes Mission), Sanford, Florida, USA

© der deutschen Ausgabe 2019 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Hermann Grabe, Meinerzhagen

Satz: Lena Ulbrich (www.lenaulbrich.de)

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

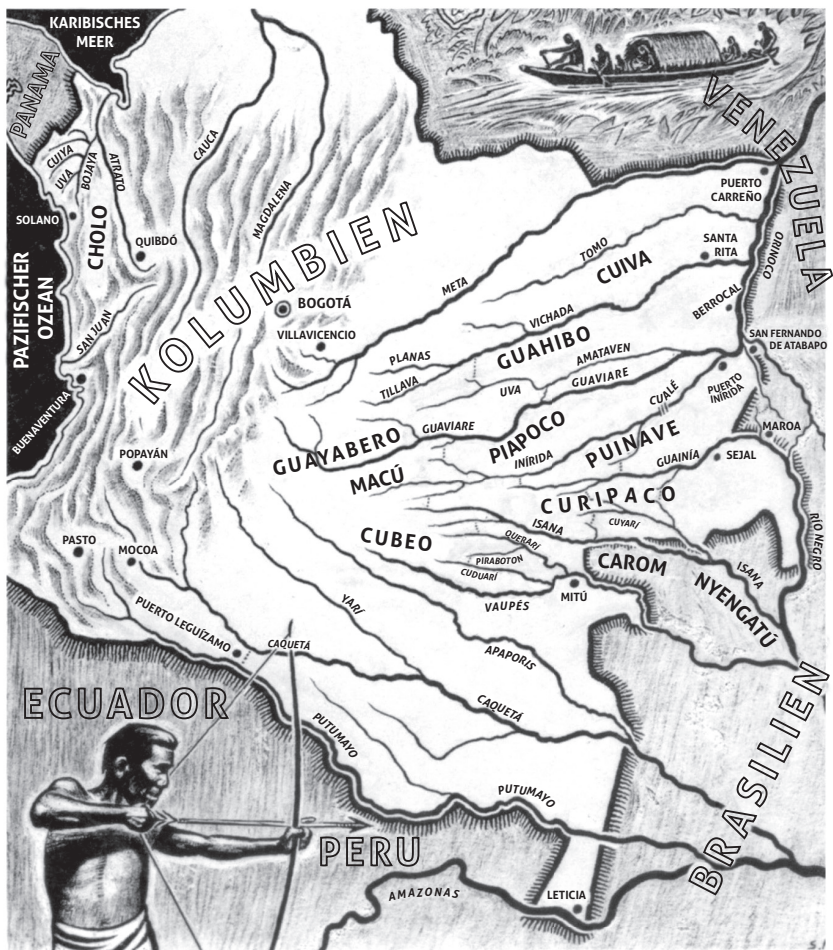
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256384

ISBN 978-3-86699-384-6

INHALT

Widmung und Dank	5
Einführung	7
Kapitel 1 – Die Giftprobe	9
Kapitel 2 – Ins Unbekannte	13
Kapitel 3 – Endlich ein Stamm!	23
Kapitel 4 – Angenommen	32
Kapitel 5 – Den Heiden Gottes Wort weitergeben	40
Kapitel 6 – Der Tod am Ufer des Guainía	45
Kapitel 7 – Die Antwort der Carom	55
Kapitel 8 – Aussaat unter Tränen	71
Kapitel 9 – Eine Zeit der Freude und eine Zeit des Leids	89
Kapitel 10 – Auf der Flucht	94
Kapitel 11 – Was hast du da in deiner Hand?	106
Kapitel 12 – Die Reise zu den Puinave	116
Kapitel 13 – Die Gemeindekonferenz	135
Kapitel 14 – Wie werden sie hören ohne einen Prediger?	148
Kapitel 15 – Ein Feuer brach in der Savanne aus	153
Kapitel 16 – Nötige sie hereinzukommen	170
Kapitel 17 – Auf den Pfaden der Wilden Macú	179
Kapitel 18 – Freunde und Feinde	201
Kapitel 19 – Gottes Wort wird nicht leer zurückkommen	215
Nachwort	223



WIDMUNG UND DANK

Ich widme dieses Buch meinen indianischen Brüdern – jenen, die mit mir die Mühen hinsichtlich der Stämme getragen haben und für die ich Gott danke. Sie sorgten dafür, dass Gottes Wort von Stamm zu Stamm ausgebreitet wurde, und das tun sie heute noch als ein lebendiges Zeugnis von der Kraft des Evangeliums. Wie könnte ich jemals meine Dankbarkeit ausdrücken für die Liebe, den Schutz, die Fürsorge und das Vertrauen der älteren Generation, von der schon so mancher »vorangegangen ist«. Es wird herrlich sein, im Himmel all die Lieder in den vielen Sprachen zu singen, wie wir es auf dem Guainía, dem Isana¹, dem Inírida, dem Guaviare und auf dem Vichada taten.

Neben den Indianern hatten auch die an der Grenze zu Venezuela wohnenden Missionare der New Tribes Mission großen Anteil an der raschen Ausbreitung des Wortes Gottes (wie Connie und Mary Cain sowie Kathy Earle und Faye Taylor), mit denen ich glückliche Gemeinschaft hatte. Sie halfen unermüdlich beim Schreiben, Vervielfältigen und Verschicken all der Übersetzungen, die immer wieder nach den Konferenzen herauskamen, wenn ich sie besuchte, um meine kostbaren Briefe aus der Heimat abzuholen. Ihre Wohnungen waren Oasen für mich, was auch für das Haus von Pat und Ellen Symes in Bogotá galt.

Dann danke ich ebenso den anderen lieben Freunden, denen ich auf meinem Lebensweg begegnete, wie auch meinen kolumbianischen Mitarbeitern und allen übrigen. Was hätte ich ohne ihre Mithilfe in vielen Kleinigkeiten tun sollen, die auftraten, während ich »oft auf Reisen« (2Kor 11,26) war? Oder auch ohne alle, die der Herr bewegte, für mich zu beten oder zu spenden,

1 A. d. H.: In Bezug auf grenzüberschreitende Flüsse wie den Isana wird der Einfachheit halber gewöhnlich nur die spanischsprachige Namensform verwendet. In Brasilien, wo Portugiesisch gesprochen wird, heißt er Içana.

sodass das Wort Gottes überall im Urwald gehört und gelesen werden konnte?

Zum Buch selbst: Zwei christliche Verleger lehnten eine Herausgabe in der ursprünglichen Fassung ab und verlangten eine Umarbeitung, sodass es jahrelang in der Schublade lag. Als mich danach einige optimistische Freunde drängten, etwas dagegen zu tun, fiel mir Jean Dye Johnson von der New Tribes Mission ein. Sie willigte ziemlich zögerlich ein, weil sie so viel zu tun hatte. Jedoch machte sie sich, wenn sie hier und da einmal etwas Zeit hatte, an die Arbeit, das Buchprojekt mit neuem Leben zu erfüllen. Am Ende ihrer vielen Streichungen, Umstellungen und Neuankordnungen bekam ich einen Schreck. Das Manuskript schien nur noch halb so lang zu sein. Ich brauche wohl nicht zu erklären, warum ich mich wie ein Mädchen fühlte, das zum ersten Mal zum Friseur geht und dann ihre schönen Zöpfe auf dem Boden liegen sieht. Aber ich bin Jean noch heute für ihre Arbeit an dem Buch und auch für ihre geduldigen Erklärungen in meiner »Stunde der Ernüchterung« dankbar.

Sophie Muller

EINFÜHRUNG

Es macht wirklich Freude, die Einleitung zu einem so aufregenden Buch zu schreiben, wie dasjenige, das Sie gerade in den Händen halten. Damals, vor vielen Jahren, hielt unsere Jugendgruppe in Woodhaven, einem Stadtteil von New York, eine Freiversammlung ab. Um bei solchen evangelistischen Einsätzen zu predigen, stand ich oft auf derselben Kiste, auf der ich früher vor meiner Bekehrung gestanden hatte, um meine Vier-Mann-Combo am Time Square zu dirigieren. Ich werde nie vergessen, wie wir unter den Gleisen der Hochbahn predigten. Da wagten wir nie aufzuhören, wenn ein Zug über uns hinwegdonnerte, weil wir fürchteten, dann unsere Zuhörerschaft zu verlieren, doch manchmal fragten wir uns, ob unsere Bemühungen bei diesen Straßenversammlungen nicht nutzlos waren.

Dann kam eines Abends Sophie Muller vorbei. Sie hörte zu. Sie konnte kaum ihren Augen trauen. Was brachte eine nett aussehende Gruppe junger Leute dazu, ihren Samstagabend auf diese Weise zu verbringen? Dann erkannte sie Marge, meine Verlobte, die ab und zu dieselbe liberale Gemeinde besucht hatte. Sophie blieb bis zum Schluss unseres Einsatzes bei uns, und Marge lud sie zu unserer Bibel- und Gebetsstunde am Mittwochabend ein. Auf diese Weise wurden wir also mit Sophie bekannt.

Anfangs versuchte Sophie, uns mit ihren Argumenten aus der Reinkarnationslehre zu überzeugen, aber schließlich lösten diese sich im Licht des göttlichen Wortes in nichts auf. Sie vertraute auf Christus, der für sie alles schon getan hatte und durch dessen Werk jeder Gläubige für den Himmel passend gemacht worden ist. Später besuchte sie das National Bible Institute², und danach brach sie in den Urwald von Kolumbien auf.

2 A. d. H.: Damals bestehende theologische Ausbildungsstätte in Manhattan (New York).

Während dieser vielen Jahre hat Gott diese großartige Frau benutzt, Tausende von Indianern für Christus zu gewinnen. Zahlreiche Gemeinden konnten daraufhin gegründet werden. Einmal fragte ich sie, was nach ihrer Ansicht die Bedingungen für eine Taufe seien. Sie antwortete: »Die Bewerber müssen Beweise für ein neues Leben liefern und erkennen lassen, dass sie wiedergeboren sind. Wenn sie Zauberei, Drogen und den Alkoholkonsum nicht aufgeben, sind wir der Meinung, dass sie nicht wirklich wiedergeboren sind.« Ich meinte daraufhin, dass dies auch für Taufen in den Gemeinden in der sogenannten »zivilisierten Welt« kein schlechtes Kriterium wäre.

Wenn Sie dieses Buch lesen, werden Sie wahrscheinlich immer wieder sagen: »Herr, wenn du uns einst zu dir gerufen hast, dann möchte ich mit einem Werk vor dir stehen, das von der gleichen Entschiedenheit geprägt ist, wie sie im Leben von Sophie Muller erkennbar ist.« Möge Gott es jedem von uns schenken, dass er bei der Wiederkunft des Herrn Jesus die Worte hören kann: »Wohl, du guter und treuer Knecht« (Mt 25,21.23).

Jack Wyrzten
von 1940 bis 1991 Leiter des Missionswerks
»Word of Life International«

DIE GIFTPROBE

Eine Gruppe von Indianern saß um die erlöschenden Reste eines Feuers, das in einer großen Lehmhütte eines Dorfes mitten im kolumbianischen Urwald gebrannt hatte. Sie hatten viel darüber zu diskutieren, woher die weiße Frau stammte, die auf ihren Flüssen unterwegs war und in ihren Dörfern die Leute unterrichtete.

»Sie ist eine Zauberin«, sagte einer.

»Nein, das stimmt nicht«, meinten andere. »Sie will uns nur helfen.«

»Aber die Schamanen reden über die unsichtbare Welt. Wie könnte sie so viel darüber wissen?«

»Aus ihrem schwarzen Buch! Sie sagt, es sei das Buch ihres Gottes.«

»O, nun weiß ich, das ist Yapericoli, der Große Geist! Erinnert ihr euch noch daran, was unser alter Schamane uns erzählt hat? Er sagte, dass er einmal gestorben sei und in die Gegenwart von Yapericoli treten musste; das war in einer Stadt voller wunderbarer Lichter.«

Die meisten konnten sich nicht mehr daran erinnern, nur ein alter Mann stimmte ihm zu.

»Ja. Und unser Schamane konnte nie vergessen, was Yapericoli ihm da erzählte, während all die strahlenden Lichter rings um ihn her waren.«

Jetzt waren alle ganz Ohr und lauschten dem Sprecher.

»Yapericoli versprach ihm, dass er eines Tages seine Schwester zu ihnen hinab an unseren Fluss schicken wolle, die hätte eine Botschaft für unser ganzes Volk.«

Rund um das Lagerfeuer waren Ausrufe des Erstaunens zu hören. »Du willst doch nicht etwa sagen, dass ...?«

Die Indianer hatten augenblicklich zwei und zwei zusammengezählt. Diese weiße Frau schien ihnen ganz deutlich in dieses Bild zu passen.

»Yapericolis Schwester?«

»Warum sollte sie sonst an uns denken und uns helfen wollen?«

»Wer sonst noch wüsste so vieles über den Großen Häuptling, und wer könnte uns so vieles über ihn berichten, was wir nicht wissen?«

»Erzählt uns diese weiße Schwester nicht vom Himmel und wie wir dorthin kommen können?«

»Ist sie nicht selbst aus einem fernen Land gekommen?«

»Hat sie uns nicht das kleine schwarze Buch gezeigt, die Botschaft unseres Großen Häuptlings?«

Dann, nach einigen Minuten stillen Nachdenkens:

»Aber wie können wir erfahren, ob sie wirklich Yapericolis Schwester ist?«

Darauf wusste so schnell niemand eine Antwort. Dann hatte einer der Männer eine Idee:

Wenn sie wirklich Yapericolis Schwester war, könnte sie nicht sterben. Es gab also nur einen Weg, das herauszufinden: »Eines Tages müssen wir ihr Gift zu essen geben, und wenn sie nicht stirbt, dann *ist* sie Yapericolis Schwester!«

Ringsumher ertönte zustimmendes, aber auch ablehnendes Gemurmel. Die meisten waren sich nicht so sicher. Aber widersprechen konnte man dieser vernünftigen Überlegung wohl kaum.

Die »weiße Schwester« setzte ihre Reisen von Dorf zu Dorf fort, doch stellte sie fest, dass in dem oben erwähnten Dorf einige zuvor interessiert und freundlich erscheinende Leute ihr jetzt aus dem Weg gingen und fernblieben. Eine der freundlicheren Frauen versuchte, ihr eines Tages ganz leise und sachlich etwas mitzuteilen.

»Jemand will dich vergiften!«

Die weiße Schwester lächelte nur. »Wie konnte man nur so etwas über dermaßen harmlos aussehende Leute sagen!? Sie muss wohl versuchen, mir Angst einzujagen. Wie könnte auch nur einer in diesem Dorf zu einem Mord fähig sein? Ob die Frau wohl Hintergedanken hatte? Will sie vielleicht, dass ich fortgehe?« Ihre hochstehenden Wangenknochen und die schwarzen, boshaften Augen mit dem verstohlenen Blick passten so richtig zu einer Hexe. Doch das war kein Grund, sich beunruhigen zu lassen. Die weiße Lehrerin kam in viele Dörfer, wo es Schamanen gab. So verdrängte sie die ganze Angelegenheit aus ihren Gedanken.

Einige Wochen gingen vorüber. Dann – eines Tages, als die weiße Schwester wieder in dem besagten Dorf war – fasste einer der Bewohner den Entschluss, nun den Test durchzuführen. Er hatte lange genug gezögert. Nun wollte er endlich Klarheit haben.

Nach der Abendversammlung, als jeder fortgegangen war, um ein spätes Abendessen einzunehmen, wurde der weißen Schwester eine Schale voll Suppe angeboten. Was man ihr vorsetzte, mutete eigenartig an. Hinzu kam, dass zwei Schildkrötenfüße samt Krallen oben darauf schwammen. Schon der Anblick musste einen Brechreiz hervorrufen, aber sie war gewöhnt, alles zu essen, was man ihr brachte. So aß sie es auf, weil nichts anderes da war.

Kurz nach der Mahlzeit – sie hatte eben noch ruhig in ihrer Hängematte gegessen – überfielen die weiße Schwester die furchtbarsten Magenschmerzen, die sie jemals verspürt hatte. Das hielt einige Minuten an.

Gegenüber, in der anderen Ecke ihrer mit Palmwedeln gedeckten Hütte, stand eine große alte Kalebasse, die von den Indianern für Saufgelage verwendet wurde. Sie kam gerade noch rechtzeitig dort an, um den Mageninhalt in die leere Kalebasse zu erbrechen. Dann taumelte sie in ihre Hängematte zurück und lag keuchend da – viel zu schwach, um sich den Pyjama anzuziehen.

Langsam wurden die Schmerzen geringer. Dann fiel sie in einen tiefen Schlaf.

Die weiße Schwester erwachte, als es heller Tag war. Sie stand auf, um die Kalebasse zu entleeren, bevor die Indianer hereinkamen. Aber diese war völlig leer. Daneben lag ein riesiger Hahn, mausetot. Sie nahm ihn schnell an den Beinen auf und schob ihn durch einen Spalt in der aus Palmwedeln bestehenden Wand ihrer Hütte, damit die Indianer nicht behaupten konnten, sie sei für seinen Tod verantwortlich.

Sie sprach mit niemandem über diese Angelegenheit; auch kam ihr nicht in den Sinn, die Sache mit dem in Zusammenhang zu bringen, was die alte Frau gesagt hatte. Vielmehr schob sie ihre Übelkeit auf den Ekel, den sie empfunden hatte, als man ihr die Suppe vorsetzte. Erst fünf Jahre später bekannte der Mann es endlich: Er hatte der weißen Schwester so viel Gift in die Schildkrötensuppe geschüttet, dass es zum Umbringen von fünf Männern ausgereicht hätte.

Was aber die Indianer betraf, so meinten diese, die weiße Schwester habe die Prüfung bestanden. Wie hingen sie seitdem an jedem ihrer Worte! Sie musste tatsächlich die weiße Göttin sein!

INS UNBEKANNTE

Viele Monate, bevor die Sache mit der Vergiftung passierte, war ich, die »weiße Schwester«, nach Kolumbien gekommen. Dort suchte ich nach einem neuen oder bibellosen Stamm und hatte mich auf das Leben und Arbeiten unter den Curipaco-Indianern eingerichtet. Aber gegenseitiges Vertrauen zwischen mir und den Curipaco ließ sich anfangs nur schwer herstellen.

Meine erste Begegnung mit diesem Stamm ereignete sich auf meiner Reise nach Sejal, einer kleinen Siedlung, die ich mir als Operationsbasis ausgesucht hatte. Von Sejal braucht man mit dem Kanu nicht lange bis zu jener Stelle, wo sich zwischen die kolumbianisch-brasilianische und die kolumbianisch-venezolanische Grenze ein schmaler Landstreifen schiebt. Wie ich dahin kam und was mich dahin führte, ist eine andere Geschichte.

Während ich Moderne Kunst an der National Academy of Design in New York studierte, stieß ich »zufällig« auf eine Straßenversammlung. Diese Gruppe junger Leute interessierte mich. Sie bliesen Trompete und predigten. Sollte das vielleicht eine neue Modekrankheit sein?

Als Nächstes sah ich, dass sie die Zuhörer dazu einluden, Jesus als ihren Retter anzunehmen. Ich wurde durch diese Botschaft von der Liebe Gottes angesprochen und hob die Hand. In diesem Augenblick kam ein Mädchen, das Margie³ hieß, auf mich zu.

»Komm und studiere mit mir die Bibel in meiner Wohnung«, lud sie mich ein.

3 A. d. H.: In der Einführung (S. 7) erscheint die Namensform »Marge«.

Warum nicht? Ich wollte nämlich wissen, worum es bei diesen jungen Leute wirklich ging. Früher hatte ich gelegentlich eine liberale Gemeinde besucht und war dann dazu übergegangen, mich mit Theosophie und Reinkarnation zu beschäftigen. Darum begann ich, in Margies Wohnung mit dem Leiter der Gruppe zu diskutieren:

»Ja, Christus ist der Sohn Gottes. Aber er kam, um uns zu zeigen, was Vollkommenheit ist, damit wir ihm nachstreben können, indem wir immer wieder in ein neues Leben hineingeboren werden, bis wir so vollkommen sind wie er.«

Ich hatte es auf Jack Wyrzten abgesehen, den Leiter jener Bibelstudiengruppe, aus der später »Wort des Lebens« hervorging. Margie, die Jacks Verlobte war, ergriff das Wort: »Bleib zum Bibellesen bei uns, dann wirst du alles verstehen.«

Das war der beste Rat, den ich jemals bekommen hatte. Bei diesen Bibelstudien erkannte ich, dass sich die Weissagungen, Bilder und Symbole des Alten Testaments in Christus erfüllten, obwohl das erst Jahrhunderte danach geschah. Das ergriff mich gewaltig und ließ mich erkennen, dass die Bibel wirklich Gottes Wort ist. Davor hatte ich das Alte Testament nie für maßgeblich gehalten.

Mein Glaube an die Reinkarnation verfiel sehr bald. 1. Korinther 1,30 wurde mir lebendig: »... Christus Jesus, der uns geworden ist Weisheit von Gott und Gerechtigkeit und Heiligkeit und Erlösung.« Mein Verlangen wuchs, die Bibel immer besser kennenzulernen.

Kurz darauf schrieb ich mich für einen Dreijahreskurs am National Bible Institute (New York) ein. Ich wollte für Gott aktiv werden, so wie Jack und seine junge Truppe. Aller Ehrgeiz, eine berühmte Künstlerin zu werden, war verflogen. Im Gebet bat ich Gott, mir zu zeigen, wo ich in Übereinstimmung mit seinem Willen mein Leben für ihn einsetzen sollte.

Gott antwortete sehr deutlich, indem er mir aufs Herz legte, zu solchen Stämmen zu gehen, die noch nie das Evangelium gehört



Auf dem Weg in den Urwald, die Anden vor Augen

hatten. Dem konnte ich gar nicht ausweichen. Daraus bestand meine »Berufung«. Als daher ein Student am National Bible Institute von der New Tribes Mission und ihrem speziellen Anliegen hinsichtlich unerreichter Stämme berichtete, wusste ich, dass dies das Richtige war. Bald hörte ich, dass der Gründer dieser Mission, Paul Fleming, auf einer Jugendfreizeit sprechen sollte, die von Jack Wyrzten organisiert wurde. Da verlor ich keine Zeit, mich bei diesem Missionswerk zu bewerben. Das war 1944.

Zu meiner Orientierungsphase hinsichtlich der Mission gehörte ein recht kurzer Lehrgang in dieser Zeit. Währenddessen fragte ich Gott, in welches Land ich gehen sollte, um unter unerreichten Stämmen arbeiten zu können. Damals dachte man überhaupt noch nicht an »Ausbildungscamps«, »Dschungellager« oder Sprachschulen. Ich hatte noch nicht lange gebetet, da wusste ich, dass es Kolumbien sein würde.

Zu dieser Zeit war es Missionaren unmöglich, nach Kolumbien einzureisen. Das galt aber nicht für Leute anderer Berufe. Weil ich von Beruf Werbegrafikerin war und mein Vater mich ermutigte, entschied ich mich, durch diese geöffnete Tür zu gehen, indem ich hoffte, diese kreative Tätigkeit später mit meiner

missionarischen Arbeit verbinden zu können. Die Missionsverantwortlichen freuten sich, eine künstlerisch begabte Mitarbeiterin in Kolumbien zu haben, die für die Missionszeitschrift *Brown Gold* und für Poster Illustrationen anfertigen konnte. Eines der Ehepaare, das mit mir den entsprechenden Lehrgang besucht hatte, plante ebenfalls, nach Kolumbien auszureisen. Beide wollten die Indianer anleiten, Landwirtschaft effektiv zu betreiben.

Ich kannte eine Missionsärztin in Kolumbien, die Katherine Morgan hieß. Sie arbeitete für eine andere Mission, stand aber mit Jack Wyrzens Arbeit in enger Verbindung. Wir sprachen uns daher ab, dass ich solange bei ihr wohnen könnte, bis das oben erwähnte Ehepaar eintreffen würde. Als ich daher in Buenaventura an Land gegangen war, reiste ich in einem klapprigen alten Zug die Anden bergauf und bergab nach Pasto, wo Katherine zu diesem Zeitpunkt wohnte. Meine Reise war reichlich anstrengend, und mein mangelhaftes Spanisch erwies sich als dermaßen frustrierend, dass ich nach der Ankunft bei ihr meinen Kopf an die Wand lehnte und zu weinen anfang. Mir war tatsächlich, als seien alle meine Lieben – Vater, Mutter, meine Schwestern und Brüder – gestorben, alle miteinander tot. Aber Katherine schien mich zu verstehen. Ihre eigene Welt war *tatsächlich* vor einigen Jahren zusammengebrochen, als ihr Mann starb (höchstwahrscheinlich durch Gift) und sie als Witwe mit vier Kindern zurückblieb.

Katherines Haltung und ihr täglicher selbstloser medizinischer Dienst an den zerlumpten Leuten in der Veranda ihres Hauses ermöglichten mir einen guten Start in die kolumbianische Handelsprache und sollten mir auch bald danach eine gute Ausgangsbasis für das Verstehen einer der Stamessprachen bieten.

Es war nicht alles wunderschön in Katherines Heim. Der schreckliche Brei aus Kochbananen, den sie immerzu anbot, schmeckte mir gar nicht. Sie kochte davon immer genug, um auch einige hungrige Mäuler unter denen zu stopfen, die sowohl wegen

medizinischer als auch materieller Nöte aus der Stadt zu ihr kamen. Mehr als einmal gab ich dem Heimweh und dem Selbstmitleid Raum und weinte, wenn ich nachts allein in meinem Bett lag.

Einmal versuchte ich, ihr beim Servieren zu helfen, als plötzlich eine jener Frauen, die ich »Selbst-Einlader« nannte, impulsiv auf mich zukam und ihre Arme um mich schlang. Sie war schmutzig und ungekämmt. Ich wich zurück und zeigte sehr deutlich, wie wenig ich davon erbaut war.

So etwas entging Katherine niemals. Sie fasste es in der kurzen Zurechtweisung zusammen: »*Du* wirst niemals eine richtige Missionarin werden!«

Zwischendurch schickte ich regelmäßig meine künstlerischen Arbeiten an die Missionsgesellschaft in den USA und wartete auf die Familie, mit der ich zusammenarbeiten wollte. Da kam eines Tages ein Brief von der Mission, in dem sie mitteilte, dieser Familie sei das Einreisevisum nach Kolumbien verweigert worden. Nun würde sie überhaupt nicht kommen!

Zuerst war ich fassungslos. Dann begriff ich, dass mein Gehorsam Gott gegenüber nicht von dieser Familie abhing, sondern davon, wie ich persönlich ihm dienen würde. So beschloss ich, allein zu den Indianern in den kolumbianischen Urwald zu gehen.

Als die Zeit gekommen war, ins Inland zu gehen, fiel es mir nicht leicht, Katherine Lebewohl zu sagen. Ihr war bewusst, was es bedeutete, allein in einem fremden Land unterwegs zu sein. Ihre Bedenken erinnerten mich an die Befürchtungen meiner Eltern um mich, als ich New York verließ.

»Du bist nicht der starke, raue Typ«, hatte mein Vater gesagt. »Hier vor Ort kannst du mit deiner Arbeit viel mehr Gutes tun.«

Mein Vater hatte große Hoffnungen auf mich als Grafikerin gesetzt. Als er jedoch merkte, dass er mich nicht halten konnte, hob er nur resigniert die Hände.

»Na, dann zieh los! Du wirst schon sehen, wohin dich dein Dickkopf bringt!«

Aber tief in mir merkte ich, dass er stolz auf mich war, weil ich das tat, was ich für richtig hielt. Er selbst ließ sich auch von nichts abhalten, etwas zu tun, was er als seine Pflicht ansah – einerlei, was es kosten würde.

Trotz ihrer Besorgnisse respektierte Katherine das, was nach meiner Überzeugung der Wille Gottes für mich war. Sie zeigte mir ihre Landkarte von Kolumbien.

»Dort unten in Puerto Leguízamo am Putumayo gibt es eine Missionarsfamilie, die dir etwas über die Indianerstämme erzählen kann. Aber es ist nur eine Gegend für Männer, weil sie für eine junge Frau viel zu gefährlich ist.«

Gefahren begleiten oft die Arbeit der Missionare, das wusste ich, aber mich rief die Pflicht. Ich war zu der Überzeugung gekommen, dass ich in Einklang mit dem Willen Gottes zu einem der unerreichten Stämme gehen sollte. Daher sammelte ich Informationen, wie man nach Puerto Leguízamo kommen konnte. Dort wollte ich das Missionarsehepaar ausfindig machen, das Stämme kannte, unter denen noch keine Missionare arbeiteten. Katherine stand mir mit jeder nur denkbaren Hilfe zur Seite.

Ich brach als Beifahrerin in einem Lastwagen auf und hatte meine beiden Stoffsäcke dabei, in denen mein Gepäck verstaut war. Es dauerte nicht lange, um zu erleben, dass Katherine Morgan wirklich Grund genug hatte, um meine Sicherheit besorgt zu sein. Da gab es Männer, die einem bedrohlich nahe kamen. Immerhin kannte ich jetzt mehr Spanisch als damals bei meiner Reise von der Küste nach Pasto. So gab ich Johannesevangelien weiter und sprach von Gott und von dem Erlöser. Dabei spürte ich, wie er mit mir war und mich bewahrte.

Die Straße selbst war auch voller Gefahren: schmale Grate an steilen Abhängen. Der Lastwagen, in den ich eingestiegen war,

kletterte unentwegt die ersten Berghänge östlich von Pasto in die Höhe. Dann ging es allmählich in den kolumbianischen Urwald hinab. Bald fühlte ich mich sehr einsam. Mir fehlte die fürsorgliche Nähe, die ich bei Katherine genossen hatte. Sie war wie eine Schwester zu mir gewesen.

Am Abend des zweiten Reisetages erreichten wir den Rand des Urwalds. Hier begann auch das Tiefland, das die Regionen östlich der Anden beherrscht. Dies war zugleich die Heimstätte von Insekten, Fieber, Parasiten und Menschen mit eingefallenen Gesichtern. Ich durfte bei einer Dame bleiben, die Reisende beherbergte, bis man für sie eine Reiterkarawane zusammengestellt hatte, mit der es hinab zum Putumayo ging. Ein dreitägiger beschwerlicher Ritt über schlammige Pfade auf dem Rücken eines Pferdes folgte, bis wir eine Stelle am Fluss erreichten, wo ich dann mit weiteren Reisenden in ein Motorboot umstieg.

Jeden Abend legte das Boot bei einer Hütte an, in der alle – Männer, Frauen und Kinder – in eine Decke oder einen Poncho gehüllt auf dem Fußboden schliefen. Mein Rücken tat bereits von dem Ritt weh, und nun drehte ich mich die ganze lange Nacht hindurch hin und her, sodass mir alle Knochen schmerzten. Einmal träumte ich, ich läge auf einem weichen, mit Samt überzogenen Sofa und hörte meiner Mutter zu, wie sie Klavier spielte und alte Choräle sang. Als ich erwachte, wurden meine vom Bambus-Fußboden herrührenden Schmerzen noch durch mein Heimweh verstärkt. Wie sehnte ich mich danach, meinen Vater und meine Mutter zu sehen! Wenn sie mich nur für ein paar Minuten in die Arme genommen hätten! Aber dann verbannte ich solche Sehnsüchte aus den Gedanken und konzentrierte mich darauf, wenigstens einen Stamm zu erreichen, der noch nichts vom Heiland Jesus Christus wusste.

Die Missionare in Puerto Leguízamo waren die Gastfreundschaft in Person. Sie schienen dermaßen ein Herz und eine Seele mit

mir zu sein, dass sie mich drei oder vier Wochen bei sich behielten. Aber es gab in ihrer Gegend keine Stämme, die außerhalb der Reichweite einer Mission waren. Ich machte es sehr deutlich, dass ich mich in niemandes Arbeit hineindrängen wollte. Darum rieten sie mir, nach Leticia in die Region im äußersten Süden Kolumbiens zu reisen, um von den dortigen Missionaren alles Nötige zu erfahren.

Noch mehr Flussreisen! Diesmal war es ein Dampfer. Immer, wenn die Leute die Reise unterbrachen, um Holz zu holen, wollten die in den jeweiligen Armeeposten stationierten Soldaten mich gern sehen und Johannesevangelien bekommen, die ich austeilte. Anfangs überraschte mich dieses scheinbare Interesse an Gottes Wort. Es ging ihnen aber darum, *mich* zu sehen. (»Wird sie ihre Kabine verlassen?«, »Ich habe gerade ein bisschen von ihr zu sehen bekommen!«) So kam ich mir wie eine Berühmtheit vor.

Aber sie interessierten sich im Grunde nicht für Gottes Wort. Ich hatte ihnen erklärt, ich sei von Beruf Künstlerin, und das Wort war von Mund zu Mund weitergegangen. »Künstlerin« (Artistin) konnte für sie nichts anderes bedeuten als Schauspielerin! Diesem Missverständnis beugte ich später vor, indem ich in meinen Papieren das Wort »Artistin« in »Missions-Artistin« verändern ließ.

Leticia erwies sich nicht als Endstation auf meiner Suche nach einer unerreichten Volksgruppe. Die Missionare in jener Stadt wussten nichts über die Stämme außerhalb ihres eigenen Gebiets. Außerdem erwarteten sie Verstärkung für ihre eigene Mission, um die Arbeit unter den dort lebenden Indianern übernehmen zu können. Ich war enttäuscht, nach meiner mühevollen Reise keine weiteren Informationen zu erhalten. Allerdings hatte Gott mich nicht vergessen.

Ein Harvard-Professor der Botanik, den ich in der Stadt traf, gab mir einen sehr wertvollen Hinweis. Er hatte die kolumbianischen Flussufer nach neuen Pflanzenarten abgesucht und wuss-

te von anderen Stammesgebieten. Aus seiner Sicht war es für mich das Beste, mich nach Mitú am Vaupés-Fluss auf den Weg zu machen. Dort in jener Gegend – so seine Worte – gebe es Stämme, die weder Priester noch Missionare hätten. Das berichtete ich meinem Wirt und meiner Wirtin in Leticia.

»Dann solltest du Pat Symes aufsuchen, der für die Arbeit des Worldwide Evangelisation Crusade im Land verantwortlich ist«, rieten sie mir. »Er hat in einem der Stämme Mitarbeiter. Er wird dir helfen.« Das war der Mann, an den Katherine Morgan meine Papiere geschickt hatte, damit ich ein Dauervisum für Kolumbien erhalten konnte. Er würde sicher schon gehört haben, dass ich bereits im Land war.

Pat Symes wohnte in Bogotá, der Hauptstadt Kolumbiens. Ich hatte keine andere Aussicht, als mich dorthin auf den Weg zu machen. So machte ich mich wieder per Flussschiff, Lastwagen und Zug auf die Reise. Eine Woche später kam ich bei Pat und Ellen Symes zu Hause an und stellte mich vor.

Ohne zu lächeln, blickte Pat Symes auf mich herab, wie ein Lehrer ein ungezogenes Kind ansieht. »Warum reist du ganz allein kreuz und quer durch Kolumbien?«, fragte er schließlich ganz ruhig.

In diesem Augenblick war ich unbeschreiblich müde, ja, ich wünschte sogar, daheim bei Mutter und Vater zu sein. Ich brauchte unbedingt Trost und keine Zurechtweisung. Darum meinte ich, mich verteidigen zu müssen.

»Ich suche nach einem Stamm«, begann ich. »Sind nicht die Heiden verloren? Hat nicht Christus uns befohlen, hinzugehen und das Evangelium aller Kreatur zu predigen? Und hat nicht Paulus gesagt: ›Alles vermag ich in dem [d.h. in Christus], der mich kräftigt‹ (Phil 4,13)?«

Ich hielt inne. Meine Stimme begann zu zittern. Ich war so weit gefahren und meinem Ziel immer noch nicht näher gekommen. Das Selbstmitleid drohte überhandzunehmen.

Pat Symes' Gesicht wurde sanfter. Er blickte in die Ferne. Vielleicht erinnerte er sich an seine früheren Dienstjahre, die er im Gehorsam gegenüber Christus in den Urwäldern Brasiliens begonnen hatte. Er sprach ganz leise, mehr zu sich selbst als zu mir.

»Mut – die gesprungene Saite des Christentums!«⁴ Und so hießen mich die Symes in ihrem Haus mit offenen Armen willkommen.

4 A. d. H.: Diese Antwort spielt offenbar auf den Untertitel einer Schrift von C. T. Studd an. Daher könnte man sie in Anlehnung an den Untertitel der deutschen Fassung auch mit »Mut – wo sind die Helden der Christenheit?« übersetzen.

ENDLICH EIN STAMM!

Die beiden Wochen, die ich bei Pat und Ellen Symes in Bogotá verbrachte, gaben mir weiteren Aufschluss über die Gegend, nach der ich suchte. Nun flog ich mit einer kleinen Propellermaschine nach Mitú, dem Posten der staatlichen Indianerbehörde am Vaupés-Fluss. Pat hatte ein Telegramm an Wesley Driver, den in der Nähe lebenden Missionar unter dem Stamm der Cubeo, mit der Bitte geschickt, mich dort aufzusuchen. Wesley und zwei Cubeo-Indianer paddelten mich per Einbaum zur Urwaldstation der Drivers.

Die gesamte »Station« bestand aus zwei Hütten und einer Million blutgieriger Mücken. Die ganze Anlage schien überhaupt nicht zu einem so netten englischen Ehepaar mit seinen zwei kleinen Kindern zu passen. Mir wurde im Grunde meines Herzens klar, dass hier Pioniermission gelebt wurde, wie sie »im Buche steht«.

Die Drivers zeigten immer wieder, dass sie ihr Bestes geben wollten, um mir Informationen über andere Stämme zu besorgen, die in einiger Entfernung von ihrer Station wohnten. Währenddessen hatten sie es nicht eilig, mich auf meine einsame Reise zu schicken.

Von Zeit zu Zeit erkundigten sie sich bei Kautschuksammlern, die bei ihnen anhielten, um zwischen ihren Touren zu einer Kaffeepause bei ihnen einzukehren. Diese Leute sprachen von den Curipaco⁵. Als ich mein Interesse an ihnen bekundete, weil es sich um einen unerreichten Stamm handelte, taten diese Besucher ihr Bestes, mich darüber »aufzuklären«.

5 A.d.H.: In manchen Quellen werden auch andere Namensformen (*Curripaco*, *Kurripako*) verwendet.

»Sie dürfen niemals dorthin kommen! Man würde Sie umbringen und Ihre Sachen rauben.«

Ein anderer widersprach: »Ach, die Curipaco sind harmlose Indianer.« Wieder ein anderer wies mich auf die Gefahren durch Jaguare und Riesenschlangen wie die Königsboa hin. All das klang äußerst gefährlich, aber die Entdeckung, dass Mr. Driver eine todbringende Schlange erschlagen hatte, die sich unter einer Kiste in seiner eigenen Küche aufgerollt hatte, war gleichermaßen beunruhigend.

Nach gut einem Monat drängte es mich, meine Reise fortzusetzen. Mir war inzwischen klar geworden: Diese Curipaco sind die Leute, nach denen ich suchte. Die Drivers fanden den Gedanken durchaus nicht sympathisch, dass ich allein zu diesem Stamm gehen wollte, und doch zeigten sie sich kooperativ. Sie besorgten ein Kanu, das mich flussaufwärts zu einigen Paddlern des Cubeo-Stammes bringen sollte. Mit ihrer Hilfe hoffte ich, dann zu den Curipaco gelangen zu können.

Das erste Kanu war mit einem stämmigen zwölfjährigen Kolumbianer besetzt, der Carlos hieß. Alles verlief gut, während wir einen schmalen, windungsreichen Fluss hinabfuhren, bis wir uns gefährlichen Stromschnellen näherten, wo die Strömung immer reißender wurde. Ich schlug vor, er solle das Kanu durch die Stromschnellen steuern, ohne meine Hängematte und unsere Nahrungsvorräte auszuladen, und er war einverstanden. So stiegen wir aus und manövrierten das Boot von den Felsen aus. Aber während ich es an dem Seil vorn nach oben zog, merkte ich nicht, dass das Wasser am unteren Ende ins Boot strömte, wo Carlos schob.

»*Suéltelo! Suéltelo!*«, schrie Carlos verzweifelt, nachdem er auf einem großen Felsen Fuß gefasst hatte.

Ich dachte, »*Suéltelo!*« bedeute, ich sollte fester ziehen (das Wort gehörte nicht zu meinem beschränkten Spanisch-Wortschatz), so ergriff ich das Seil noch fester, klammerte mich an

die vom Wasser bedeckten Felsen, und zog mit aller Kraft. Bis ich begriff, dass er wohl gemeint hatte: »Lass locker!«, war das Boot zu drei Vierteln mit Wasser gefüllt.

Ich ließ locker, aber das schwere Boot riss sich dem Jungen aus den Händen und wirbelte die Stromschnellen hinunter. Mir war klar, dass all mein Besitz verloren wäre, wenn es auf einen Felsen treffen und kentern würde. Ohne nachzudenken, sprang ich daher – mit Schuhen und allem, was ich anhatte – ins Wasser und schwamm hinter dem Boot her. Während ich im Wasser nur mühsam vorwärtskam, hielt ich es so fest, wie ich konnte.



Kartenausschnitt, der die Flüsse im Einsatzgebiet von Sophie Muller und Siedlungsgebiete der einzelnen Stämme zeigt.

Meine durchnässte Kleidung muss meinen gewöhnlichen 45 kg noch 20 hinzugefügt haben, was meine Lage natürlich noch prekärer machte.

»Herr, hilf!«, schrie ich und riss meinen Sonnenhut aus dem Kanu. Damit begann ich, wie wild Wasser zu schöpfen. Bald hatten die wirbelnden Fluten das Kanu aus dem Hauptstrom in ruhigeres Gewässer getragen.

Währenddessen kam wieder Leben in den erstaunten und bisher wie versteinert wirkenden Carlos. Er sprang von seinem sicheren Felsen ins Wasser, schwamm bis zum Kanu, kletterte hinein und paddelte es zum Ufer, während ich noch immer hinten festhielt.

Als wir an Land waren, ergriff mich im Nachhinein eine Panik-Attacke. Ich begann, am ganzen Leib so zu zittern, dass ich es fünf Minuten lang nicht unterdrücken konnte. Vielleicht hatte mein Vater ja doch recht. Möglicherweise war dies doch keine Arbeit, die für Frauen vorgesehen war! Aber diesen Gedanken verwarf ich sofort wieder und dankte Gott, dass alles in Sicherheit war. Ich brauchte nur die Hängematte auf einem Felsen zum Trocknen auszulegen.

Schließlich trafen wir auf einige kooperative Cubeo, die bereit waren, mich bis an den Rand des Curipaco-Landes zu paddeln. Die Reise dauerte länger, als ich vermutet hatte: sieben Tage im Kanu, dann acht Stunden zu Fuß, wobei wir durch Schlamm wateten und über Baumstümpfe kletterten. Der Pfad brachte uns zu einem anderen Fluss, der uns näher zu den Curipaco führte. Dort bezahlte ich die Cubeo mit einigen von ihnen hochgeschätzten Kleidungsstücken, bevor sie mich der Fürsorge eines alten Curipaco-Ehepaars überließen, das mich weiter ins Curipaco-Land hineinbringen sollte.

Sofort hatte ich das Empfinden, dass dieses Ehepaar »zu mir gehörte«. Die beiden führten mich bei dem Stamm ein, um den ich gebetet hatte. Sie sorgten dafür, dass ich mich bei den Angehörigen ihres eigenen Stammes wohlfühlte, sooft wir am Ufer dieses tiefen, schnell dahinfließenden Stroms anhalten mussten.

Schließlich kam ich zum Isana, wo es mehrere Indianerdörfer gab. Später erfuhr ich, dass diese Leute in Kolumbien »Carom« und in Brasilien »Baniua« oder »Baniva« genannt wurden. Der Lauf des Isana lässt sich in Brasilien bis dorthin verfolgen, wo er sich in den Río Negro ergießt. Die Carom und die Curipaco können sich untereinander gut verstehen und sprechen nur unterschiedliche Dialekte.

Zuerst rannten Frauen und Kinder fort, als sie mich kommen sahen. Ich muss ihnen Angst eingejagt haben. Die Frauen mieden gewöhnlich auch die Händler und überließen ihren Männern, mit ihnen zu verhandeln. Wie viel mehr hielten sie sich anfangs von einer weißen Frau fern, wo sie doch noch niemals eine gesehen hatten! Doch bald drängten sie sich herzu und beobachteten jede meiner Bewegungen. Diese Frauen trugen lange, weite Röcke. Obwohl ihr Oberkörper unbekleidet war, fielen ihre langen schwarzen Haare, purpurne Streifen auf der Haut und eigenartige dreieckige Zeichen auf, die sie als Tätowierung auf den Armen trugen. Später erfuhr ich, dass dadurch Krankheiten und böse Geister abgehalten werden sollten.

Magere, nackte Kinder, deren Körper mit leuchtend ziegelroten Punkten übersät war, trugen Halsketten aus Affen-, Jaguar- und Babilla-Zähnen⁶. Einige Männer trugen zerlumpte Hosen, andere nur einen Lendenschurz. Sie hatten sich rote Muster auf ihre Gesichter gemalt und trugen Reihen dicker Striemen quer über ihre Brust. Später entdeckte ich, dass diese Striemen von Schlägen herrührten und inzwischen vernarbt waren. Um sich

6 Mit Babillas sind hier kleine Krokodile gemeint.

des Mannseins würdig zu erweisen, hatten sie bei den Initiationsriten diese Schläge stoisch ertragen, als sie von einer langen, harten Rute traktiert wurden.

In meinem besten Spanisch versuchte ich, mich mit den Dorfbewohnern zu unterhalten.

»Ich habe euch eine Botschaft von dem wahren Gott zu bringen, von dem, der alles erschaffen hat. Ich möchte eure Sprache kennenlernen und euch dann sagen, was in diesem Buch über ihn geschrieben steht.«

Keine Antwort! Die Blicke einiger verrieten Feindseligkeit und Argwohn. Andere schienen mich mit Scheu und Bewunderung anzustarren. Ich hatte noch nicht verstanden, wie hoch die Sprachbarriere zwischen uns war.

Acht lange Monate waren vergangen, seit ich den Schutz des Heimes von Katherine Morgan in Pasto verlassen hatte. Und doch waren wir – meine Begleiter und ich – bis jetzt erst an den Rand des Curipaco-Landes gelangt und viel zu weit von der Zivilisation entfernt, um ein Postamt erreichen zu können. Ich musste in ein Dorf kommen, das in der Nähe eines Postens der Indianerbehörde lag (etwa an der Grenze zu Venezuela), um Briefe nach Hause schicken zu können. Meine Eltern und die Missionsgesellschaft dachten sicher bereits, der Urwald habe mich verschlungen.

Es war mitten in der schwersten Regenzeit, während meine beiden älteren Curipaco-Freunde mit mir den Isana hinabführten. Ich breitete meinen Gummiponcho über meine beiden Stoffsäcke, und meine Begleiter schnitten sich schützende Palmwedel ab, während der Regen unbarmherzig auf ihre unbedeckten Rücken niederprasselte. Mit klappernden Zähnen saß ich stundenlang in nassen Kleidern, bis der Regen gegen Abend in ein Nieseln überging. Wir machten am Ufer fest, und meine Gefährten bauten einen winzigen Schutz aus Palmwedeln. Außerdem zündeten sie ein Feuer an. Dazu mussten sie das äußere nasse Holz toter Zwei-

ge entfernen, um an das trockene Holz zu gelangen, das zum Entfachen des Feuers geeignet war. Nur am Lagerfeuer konnte man es einigermaßen aushalten.

Beim nächsten Dorf hatten meine Paddler ihr Ziel erreicht. Darauf willigte eine andere Gruppe von Paddlern ein, mich auf Flüssen und über Urwaldwege zum Oberlauf des Guainía zu bringen. Das war der Fluss, von dem mir gesagt worden war, dass dort die meisten Curipaco lebten und starben. Nun würde meine Reise bald ein Ende haben!

Der Regen rauschte weiter herab. Das tiefe, felsenumsäumte Flussbett war übertoll und ergoss sich in den Urwald. Wenn ich meine Kleidung wechseln wollte, musste ich mit meinem klammen, nassen Regenmantel über dem Kopf in ein Dickicht kriechen, während der Regen an meinem Hals herabfloss.

Sehnsüchtig dachte ich an die Situation der Drivers und die Pionierarbeit in ihrer Region zurück. Diese kam mir verglichen mit meiner jetzigen Lage wie eine Art höherer Zivilisation vor. Zumindest hatte ich dort nicht in meinen Kleidern schlafen müssen. Dann versuchte eine finstere Stimme, mir einzureden: »Du bist verrückt! Der Urwald ist nichts für dich! Kehre um und lebe wie ein normaler Mensch!«

Aber ich konnte solchen Gedanken nicht Raum geben. Stattdessen rief ich immer nur zu Gott: »Wie lange, o Herr, wie lange noch?«, während ich durchnässt und zähneklappernd darauf wartete, dass die Indianer für eine weitere Nacht einen Schutz gebaut und ein Feuer entzündet hatten.

Nach etlichen elenden Tagen im Dauerregen wurden diese Carom schweigsam und missgelaunt. Ich meinte, das käme daher, dass sie den Regen genauso wenig mochten wie ich, aber es war aussichtslos, sie aufzumuntern. Erst viel später hörte ich, dass der eine den anderen einredete, dass ich eine Hexe sei und einen Fluch über ihre Familien bringen könnte, sodass alle Angst vor mir bekamen!

Als wir eine Stelle mit besonders ausgedehnten Stromschnellen erreichten, luden die Paddler wie gewöhnlich alles aus und trugen die Stoffsäcke am Ufer entlang, um sie unterhalb der Stromschnellen abzusetzen. Dann gingen sie – scheinbar – zurück, um das Kanu zu holen.

Ich wartete und wartete.

Die Zeit schlich langsam vorüber. Was mochten sie treiben? Hatten sie vielleicht beschlossen, ein schnelles Bad zu nehmen? Aber das hätte doch nicht so lange gedauert! Plötzlich ergriff mich schreckliche Angst. Ich rannte hinauf zu dem felsigen Ufer, um nachzuschauen. Da! Schon fast bei der nächsten Flussbiegung stromaufwärts sah ich meine Paddler, wie sie sich so schnell, wie sie konnten, davonmachten. Ich schrie wie wild, aber sie blickten sich überhaupt nicht um.

Mir wurde die furchtbare Wahrheit bewusst, dass ich zwischen Stromschnellen und Wasserfällen ganz verlassen dastand, allen Gefahren des Urwalds ausgeliefert!

Aber Gott lebt noch! Er wachte über sein hilfloses, verlassenes Kind, das zu dieser Zeit sicher mehr Eifer als Sachverstand besaß. Nach mehreren langen Stunden der Angst und des Gebets durchflutete wirklicher Friede meine Seele. Gott würde auf irgendeine Art *für mich* sorgen. Hatte er mich nicht schon zu dem Stamm geführt, den ich nach meiner Ankunft erreichen wollte?

Gottes Antwort bestand darin, dass das Boot eines Händlers, das mit vier erstaunten Curipaco-Paddlern bemannt war, vorbeikam. Wie sie mich angestarrt haben! Wer konnte auch damit rechnen, eine schwache weiße Frau an einem solchen Ort zu treffen! Ich erklärte, so gut ich konnte, dem Händler meine Lage.

»Du kannst mit uns den Fluss hinabfahren«, sagte er freundlich. Das waren willkommene Worte!

»O Herr, ich danke dir!«, sagte mein Herz, als ich in den ziemlich großen Einbaum stieg. Der Händler war ein Venezolaner,

der gekommen war, um Maniok (*Yuca*⁷ in gemahlener, gerösteter Form) von den Indianern zu kaufen. Er schien mein Problem zu verstehen und gab gern Auskünfte.

»In drei Tagen werden wir Sejal erreichen, ein Curipaco-Dorf, das nur zwei Tage von dem Posten in Maroa an der venezolanischen Grenze entfernt ist.«

Das sah nach dem aus, was ich so lange gesucht hatte: ein Curipaco-Dorf als Basis, von der aus ich arbeiten konnte, das aber nur zwei Tagesreisen weit von einem Geschäft und einer Poststelle entfernt war. Da konnte ich nicht nur an meine Eltern schreiben, um ihnen ein wenig die Ängste meinerseits zu nehmen – nein, ich konnte auch selbst die Freude haben, Briefe zu erhalten.

Der Händler erzählte mir noch mehr von den Curipaco, sodass ich an Engel denken musste, wie mir noch keine begegnet waren. Er sagte, dass die Curipaco mich vielleicht nicht akzeptieren würden. »Du wirst sie nicht verändern«, sagte er. »Dafür bedeuten ihnen ihre Trinkgelage und ihre Tänze und ihre Stammesriten viel zu viel.«

»Nein«, antwortete ich, »ich werde sie nicht verändern, das Wort Gottes aber wird es tun!«

7 A. d. H.: Einer Stammsprache entlehnte Bezeichnung der Maniokpflanze.

ANGENOMMEN

Endlich in Sejal! Würde das, ja, könnte das meine Heimat werden? Mir lag es fern, ein Leben in einer Lehmhütte mit Palmwedel-Dach zu fürchten. Vielmehr bedrängte mich die Frage, ob ich von den Leuten angenommen werden würde. Ich weigerte mich, das nach dem teuflischen Gekläff eines Dutzends unausstehlicher Hunde beurteilen zu wollen, die um die Wette auf uns losstürzten.

Es dauerte nicht lange, um herauszufinden, welches Mitglied dieses Curipaco-Dorfes der Häuptling war, nicht nur wegen seiner Statur, sondern auch wegen seiner ruhigen Würde und der stillen Art, sich durchzusetzen. *Capitán*⁸ Lapa trat vor, um den Händler halb auf Spanisch, halb auf Curipaco zu begrüßen.

»Du bist zu uns gekommen?«

Ich stand da als Nächste in der Reihe und wartete, dass der Häuptling zu mir hin ein Zeichen gab. Schnell sandte ich ein Gebet zu Gott empor: »O Herr, gib mir Gnade! Ich bin so weit gereist und habe nach einem Stamm Ausschau gehalten!«

Capitán Lapa kam etwas zögerlich auf mich zu und hielt mir seine Hand hin. »Da bist du also!«

Hieß das, er hätte mich angenommen? Ziemlich aufgeregt zeigte ich ihm meine Bibel und sagte ihm auf Spanisch, dass dies Gottes Wort sei.

»Der eine im Himmel, der uns erschaffen hat ...«, sagte ich, indem ich zum Himmel zeigte. »Ich bin gekommen, um euch das Lesen zu lehren.«

8 A.d.H.: Hier und im Folgenden wird mit *Capitán* das spanische Wort für »Häuptling« wiedergegeben.

Ich hatte das Gefühl, sofort zur Sache kommen zu sollen. Zweifellos war mein Mut gewachsen, während ich in der Kunstabteilung daheim »für den Glauben gekämpft« hatte, als ich mit denen zu tun hatte, die nach außen hin zwar freundlich taten, aber innerlich dem Evangelium widerstanden. (Sie meinten, ich sei eine Fanatikerin geworden, nachdem ich mein Leben Christus anvertraut hatte, und hänselten mich deswegen. »Geh zu den Hottentotten«, sagten sie mitunter. »Die werden dir vielleicht zuhören. Aber wenn du uns mit deinem christlichen Zeug kommst, werden wir dir zeigen, worum es im Leben wirklich geht.« Dann antwortete ich gewöhnlich: »Wie könnt ihr mir zeigen, was Leben ist, wo ihr doch tot in Übertretungen und Sünden seid?«)

Pedro Lapa, der Häuptling, war um Worte gewöhnlich nicht verlegen, wie ich später erfuhr. Er ergriff stets die Initiative und war der Gründer des Dorfes sowie der Vater und Großvater, der Onkel oder der Schwiegervater aller anderen. Aber ich hatte ihm ein richtiges Rätsel aufgegeben: Dass ich gekommen sein sollte, ihnen das Lesen beizubringen, war einfach unglaublich. Was wohl in Wirklichkeit dahintersteckte?

Er warf einen schnellen, forschenden, beinahe furchtvollen Blick auf mich und schritt dann zur Tat. Er wies mich an, ihm in eine große Hütte mit Lehmwänden zu folgen. Alle versammelten sich schweigend hinter uns. Ich setzte mich auf die mir zugewiesene Bank, und bald waren alle Bänke entlang der Wände mit Männern besetzt. Die Frauen und Kinder schauten durch die Fensteröffnungen und die Türen herein. Dann gesellten sie sich so langsam und unauffällig wie möglich zu uns und setzten sich überall im Raum auf den Fußboden.

Ich verlor keine Zeit, die Neugier meiner Zuschauer auszunutzen, und erzählte ihnen auf Spanisch vieles über den Himmel und darüber, wie man dorthin kommt. Sie blickten mich an, als sei ich ein Geschöpf aus einer anderen Welt. Die Aufmerksamkeit war atemberaubend. Ich war begeistert. Sie blickten wie

gebannt auf mich. »Vielleicht öffnen sie sich mit ihren finsternen Herzen ja bereits für das von Gott geschenkte Leben durch den Glauben an Christus«, dachte ich dankbar. Niemals hatte mir jemand so zugehört wie diese Leute hier!

Ich hatte keine Möglichkeit zu erkennen, dass in diesen gebannten Blicken nur ein aufrichtiges Starren tiefster Verwunderung darüber lag, was dieser Besuch wohl zu bedeuten habe. Die gespannte Aufmerksamkeit auf jedes Wort entsprang der Hoffnung der Zuhörer, aus diesem oder jenem spanischen Wort etwas halbwegs Verstehbares ableiten zu können. Kurz gesagt erfuhr ich ein Jahr später, dass in den ersten beiden Monaten, die ich dort war, sie mich überhaupt nicht verstanden! Der Häuptling gehörte zu den wenigen, die so viel Spanisch kannten, dass sie sich bei Alltagsgesprächen ein ungefähres Bild machen konnten, ohne dass ich mit vielen Gesten nachhelfen musste.

Nach einer Weile erhob sich der Häuptling und sagte: »*Venga!*« (»Komm!«)

Ich folgte ihm über einen kleinen Platz zu einem großen leeren Gebäude, das mit Palmwedeln verkleidet war. Zwei Frauen waren gerade fertig geworden, dort den schmutzigen Fußboden zu fegen und den Kehrriem auf Paddeln hinauszutragen.

»Hänge hier deine Hängematte auf!«, sagte er.

Zwei junge Männer traten schnell vor, um meine Hängematte und das Moskitonetz zwischen zwei Pfählen aufzuhängen. Sie plapperten in einem fort und schienen sich zu freuen, dass ich bei ihnen blieb. Sie brachten mir zu essen: Fisch, Bananen, *Yuca*-Brot und Urwaldfrüchte. Alles, was ich hatte, waren einige Dosen Trockenmilch, was für sie überhaupt keine Nahrung zu sein schien. Diese wollte ich aufheben, bis ich mal allein war.

Während der nächsten Tage kamen etwa zwölf Männer herbei, um mir hier eine Bleibe einzurichten – eine hübsche Lehmhütte, deren Boden mit Palmenholzstücken ausgelegt und deren Dach mit Palmwedeln gedeckt war. Mehrere Urwaldlianen sorgten für

die nötige Stabilität. Nun bestand kein Zweifel mehr: Ich war *wirklich* angenommen!

Während meiner langen Reisen auf Urwaldflüssen, Trampelpfaden und Flussschiffen hatte ich genügend Zeit gehabt, mir zu überlegen, wie ich einem dieser Stämme, die schon irgendwie einmal mit dem Spanischen in Berührung gekommen waren, das Wort Gottes am besten vorstellen konnte. Traditionell hieß es, man müsse ein Jahr damit verbringen, die Sprache zu erlernen, bevor man versuchen konnte, ihnen das Lesen beizubringen. Aber ich hatte Grundkenntnisse in der Laubach-Lesern-Methode erworben, für die man beim Leseunterricht keine Bücher benötigte, wenigstens zu Anfang nicht. So hatte ich vor, mithilfe eines zweisprachigen Curipaco so viel von der Sprache dieses Stammes zu lernen, dass ich unter Verwendung des Spanischen eine Silbenkarte entwerfen konnte. Dann wollte ich, während ich immer weiter Curipaco lernte, den Betreffenden das Lesen beibringen. Das war sehr primitiv, aber ich wollte es versuchen.

Sobald man mich in der mit Palmwedeln gedeckten Hütte untergebracht hatte, machte ich mich auf den Weg in den Grenzort Maroa, um Briefe zur Post zu bringen. Dann war ich bereit zu arbeiten. Der Schwiegersohn des Häuptlings bot sich mir sofort an, mir so viel von der Curipaco-Sprache beizubringen, dass ich eine Silbenkarte erstellen konnte. Keine Silbe endete mit einem Konsonanten, deshalb passte im Grunde die gesamte Sprache auf meine Karte. Andere junge Leute begriffen ebenfalls, was ich vorhatte, und halfen mir zwei volle Tage lang mit Wörtern und Redewendungen, bis ich die Karte vervollständigt hatte.

Pedro Lapa fand es jetzt aufregend, dass ich seinen Leuten das Lesen beibringen wollte, und konnte den Start gar nicht abwarten. So begann ich am dritten Tag nach meiner Rückkehr aus Maroa in einer noch nicht fertiggestellten Lehmhütte mit dem Unterricht.

Als die Bauarbeiten beendet waren, zog die Schule dort ein. Dort gab es vier lange Bänke um einen Tisch, der mit einer Machete zu-
rechtgehauen worden war. Als ich die Karte an der Wand befestigt
hatte, kam die Sache in Bewegung.

Ich lehrte die Curipaco, die Silben laut auszusprechen, wenn
mein Stock darauf zeigte.

a e i o u (mehrere Male)
da de di do du (mehrere Male), dann wieder von vorn:
a e i o u
da de di do du
ja je ji jo ju (mehrere Male), dann von vorn:
a e i o u
da de di do du
ja je ji jo ju

Dann kam ein anderer Konsonant mit den unvermeidlichen Wie-
derholungen, bis sie die Hälfte der Karte auswendig konnten.

Als Nächstes schickte ich zwei Schüler mit Zeigestöcken an die
Karte. Sie sollten anzeigen, welche Silbe ich gerade diktiert hat-
te. Anfangs ließ ich sie zwischen zwei Silben hin und her gehen,
bis sie diese *wirklich* im Kopf hatten. Sie hatten es gern, wenn ich
Wörter diktierte, die sie kannten, wie z. B. *ku pe* (Fisch). Schnell
erkannten sie, dass sie in der Lage waren, Wörter zu lesen. Von
dem Tag an steigerte sich ihre Motivation noch weiter.

Dann kam das Schreiben an die Reihe. Sie mussten die halbe Sil-
benkarte abschreiben. Ich ging an ihren Plätzen vorbei und half
ihnen, das zu Papier zu bringen, was sie auf der Karte sahen (oder
zu sehen meinten!). Weil ich wusste, dass das mitgebrachte Papier
nicht sehr lange reichen würde, ging ich äußerst sparsam damit
um. Jeder bekam immer nur ein Viertel von einem Blatt. Später
konnte ich in Maroa mehr Bleistifte und Papier kaufen. Aber ich



Die verwendete Silbenkarte

konnte nur dünnes Einwickelpapier bekommen, sodass Sparsamkeit weiterhin oberstes Gebot war!

Schon nach wenigen Tagen konnten die Schnelleren ganze Wörter in ihrer eigenen Sprache schreiben, wenn ich mit dem Stock auf die Silben an der Tafel zeigte. Erst zweisilbige Wörter, dann dreisilbige usw.

Niemand war erstaunter als die Schüler selbst, wenn sie ganze Sätze lesen konnten, die sie mithilfe der Silbenkarte geschrieben hatten. Ihre Motivation war grenzenlos. Auf jeden Fall hatte ich sie überzeugt, dass das kleine schwarze Buch *wirklich* das Wort Gottes war, und das wollten sie nun kennenlernen. Auch hatten sie begriffen, dass sie nicht mehr von den Händlern und Kautschukbossen ausgenutzt werden konnten, sobald sie zu lesen verstanden.

Was mich anging, ließ ich es im Klassenraum sehr munter zugehen, um ihre Begeisterung zu erhalten.

Ich unterrichtete morgens 22 Jungen und Mädchen, und am Nachmittag etliche Teenager und junge Ehemänner. Die Frauen mussten weggehen, um für die Babys zu sorgen, aber die Männer blieben weiterhin da. Sie kamen sauber gewaschen zum Unterricht, bekleidet mit ihrem einzigen guten Hemd, und ihr schwarzes Haar glänzte von dem parfümierten Öl, das sie von den Händlern gekauft hatten.

Pausenzeit war Badezeit, denn die Curipaco nehmen drei- oder viermal am Tag ein kühlendes Bad. Ich fand auch sehr bald eine winzige Bucht am Flussufer für ein schnelles Bad. Männer und Jungen badeten hinter den Felsen, getrennt von den Frauen – das war ein wichtiger Teil ihrer Anstandsregeln. Die älteren Mädchen wollten mich manchmal zu einem Wettschwimmen herausfordern. Dabei ließen sie mir anfangs eine Weile einen Vorsprung, um dann flink wie ein Fisch an mir vorbeizuziehen.

Am Abend war Versammlungszeit. Ich kann nur für das bürgen, was ich *meinte*, ihnen mitgeteilt zu haben, bevor ich ihre Sprache kannte. Ich überbrachte ihnen die Botschaft des Evangeliums mit bunten Kreide-Illustrationen und mit Flanellbildern über die Schöpfung, über das Leben Christi und über das Wirken der Apostel.

Darüber hinaus war ich der Meinung, dass meine Schüler einige biblische Wahrheiten möglichst schnell selbst lesen sollten.

Darum übersetzte ich mithilfe von zwei Leuten, von denen ich wusste, dass sie am besten Spanisch konnten, eine kleine entsprechende Zusammenstellung mit 35 Fragen und Antworten in Bezug auf Gott, dann einige biblische Geschichten und Evangeliumslieder. Wie liebten sie die kleinen Chorusse, die wir jeden Morgen vor dem Unterricht sangen! Sie folgten den Wörtern, auf die mein Stock zeigte, lernten die Lieder bald auswendig und sangen sie mit Freuden bei den Abendversammlungen.

Nach mehreren Monaten war ich hinsichtlich meiner Curipaco-Kenntnisse bereits gut vorangekommen, weil es ringsumher niemanden gab, der Englisch beherrschte oder fließend Spanisch mit mir sprechen konnte. Daraufhin brach ich zu einer Reise nach Bogotá auf, indem ich die Flussroute (auf dem Orinoco und dem Meta) nutzte. Die Symes hatten ein Vervielfältigungsgerät, mit dessen Hilfe ich die ersten Hefte herstellen konnte, die jemals Texte auf Curipaco enthielten. Auf den Umschlaginnenseiten des Heftes befand sich die ganze Silbenkarte. So diente den Curipaco das Heft sowohl als Fibel wie auch als Lesebuch. Darauf folgten der erwähnte Frage- und Antwortteil, biblische Geschichten und geistliche Lieder. Die Motivation verdoppelte sich geradezu, als sie entdeckten, dass sie das Heft in ihrer Sprache lesen konnten.

Die jungen Männer in den Nachmittagsklassen waren die Ersten, die in der Lage zu sein schienen, sich auf geistliche Dinge zu konzentrieren und aufmerksam meinen Worten zu folgen, während ich entsprechende Flanellbilder verwendete. Insbesondere drei von ihnen – Melisio, sein Bruder Anilo und Paulo – kannten ein wenig Spanisch und wurden meine besten Helfer. Als ihr Verständnis wuchs, gewann ich die Überzeugung, dass sie an Jesus glaubten, und zwar noch einige Zeit vor den anderen. Gott erhörte meine Gebete. Aber er hörte auch die Gebete vieler in der Heimat. Davon erfuhr ich, als ich die ersten Briefe erhielt.

DEN HEIDEN GOTTES WORT WEITERGEBEN

Eine Windung weiter flussaufwärts würden wir zu einem anderen Dorf kommen. Hier in Sejal konnten bis auf die Langsamsten alle lesen. Darum hielt ich es nicht für angemessen, die tägliche Schularbeit fortzusetzen, während flussaufwärts und -abwärts die Bewohner vieler Dörfer noch gar nichts vom Evangelium gehört hatten. Einige hatten sich angeboten, mich in ihrem Kanu samt meinen Vorräten an Papier, Bleistiften und Heften mitzunehmen. Drei Einbäume, in denen junge Curipaco saßen, folgten uns. Alle waren sehr darauf erpicht, dass ihre Verwandten auch das lernten, was sie bereits konnten.

Unter dem klaren, bernsteinfarbenen Wasser verwandelte sich der weiße Sand auf dem Grund des Guainía an flacheren Stellen gleichsam in Gold. Sogar an tieferen Stellen konnte man Fische sehen. Und jetzt gelangten wir in Sichtweite eines Dorf-»Strandes«. Er bestand aus großen, steilen Felsplatten, die sich unterhalb einer Gruppe von palmwedelgedeckten Lehmhäusern ausdehnten. Aber man hatte uns schon bemerkt, bevor wir die Kanus vertäuen konnten.

Der Uferstreifen füllte sich mit Curipaco, die so aussahen wie die Bewohner von Sejal: Männer und Frauen mittlerer und kleiner Statur. Einige rannten schnell in ihre Häuser zurück und zogen ein Hemd oder ein Kleid an, während die anderen – Männer und Frauen – nur etwas um die Lenden geschlungen hatten oder in Lumpen stehen blieben. Nackte Kinder zeigten sich überrascht, weil wir gekommen waren, wagten es aus Furcht aber nicht, sich von den Häusern zu entfernen. Die meisten der Dorfbewohner hatten gehört, dass ich nach Sejal als Lehrerin gekommen war. Nun freuten sie sich sehr, dass man sie nicht übersehen hatte.



Es gehört Geduld dazu, die Motivation jedes Einzelnen unter den Curipaco zu wecken und zu erhalten, wenn sie sich durch die Silbenkarte stottern.

Sobald die stammesüblichen Begrüßungen vorüber waren, machte ich mir ihren großen Eifer zunutze und begann sofort, das geplante Leselernprogramm zu eröffnen. Indem ich auf mehrere der Anwesenden zeigte (junge Männer bis zu dreißig und Mädchen ab zehn Jahren), sagte ich: »Du und du und du ... ihr könnt lernen, in einigen Wochen dieses kleine Buch über Gott zu lesen. Möchtet ihr das?«

Gleich danach entfernte ich mich, um in einem kleinen Fluss in den nahen Wäldern ein Bad zu nehmen. Meine neuen Freunde ließ ich einigermaßen elektrisiert zurück, doch ich wusste, dass meine »Werbeagentur« automatisch aktiv werden würde.

Als ich zurückkam, wurde ich sofort in ein aufgeräumtes und sauber gefegtes Haus gebracht, in dem Holzklötze aufgestellt waren. Dort saß bereits eine »Klasse« und lauschte einem meiner Kanu-Paddler, der aus dem Curipaco-Heft vorlas. Die Dörfler konnten ihr Erstaunen nicht verbergen. *Ihre* Sprache war vorher niemals geschrieben worden. Auch hatten sie nie davon gehört, dass irgendeiner ihrer Verwandten je lesen konnte. Das Lesen war bislang nur etwas für Händler oder für die Kautschukbosse. Ich war willkommen geheißen worden und konnte hier eine Zeit lang bleiben! Das Lesen-Lehren war für mich schon zum Türöffner geworden, durch den ich diesen Stammesangehörigen das Evangelium bringen konnte.

Den ganzen Nachmittag bläute ich ihnen die Silben einer großen Karte ein, die vorn im Raum hing, wobei ich dieselbe Methode verwendete wie in Sejal. Nur zwei Dinge waren jetzt anders: Ich hatte »graduiertere« Helfer, die mit ihnen die Silben auf der Karte in ihrer eintönigen Sprechweise durchgingen, und diesmal konnte ich die Lernzeit von zwei Monaten auf zwei Wochen verkürzen. Ich stellte fest, dass die Schnelleren die halbe Silbenkarte an einem halben Tag schaffen konnten und den langsamen Weg nicht nötig hatten, bei dem täglich nur einige wenige Vokale nach der Methode gelernt wurden, die mir beigebracht worden war.

Eine alte Dorfbewohnerin saß mit einigen Frauen im Hintergrund, die ebenfalls versuchten, zu lesen und zu schreiben. Bei meinem Rundgang durch die Klasse klopfte ich ihr auf die Schulter, um ihr Mut zu machen.

»Ja, deine Augen sind nicht mehr so gut, wie sie einmal waren, nicht wahr? Aber du wirst es auch lernen.« Ich wollte meine Zeit denen widmen, die am schnellsten lernen konnten. Diese wür-

den mir vielleicht in die nächsten Dörfer folgen, um alles noch besser zu lernen und um nach ihrer Rückkehr den Langsameren eine Hilfe sein zu können. Diese Art der »Nacharbeit« hatten sie sich selbst ausgedacht. Das würde mir manche Wiederholungen ersparen, sodass ich imstande wäre, noch mehr Dörfer zu erreichen.

Es wurde schon dunkel, als mir jemand geräucherten Fisch und *Yuca*-Brot brachte. Nun war auch die Zeit gekommen, da diese Frauen zu ihren Familien gehen wollten. Genug Silben für heute! Einige kleine Öllampen gaben uns Licht und hielten die Fledermäuse davon ab, uns zu belästigen. Die Fledermäuse – nicht die Moskitos – konnten an den sogenannten Schwarzwasserflüssen zur Plage werden.

Ich holte das aus Flanellbildern bestehende Material aus meinem Stoffsack. Vieles davon hatte ich selbst gezeichnet und farblich gestaltet. »Was würde mein Vater sagen, wenn er sehen könnte, was meine Kunstkurse bewirkt hatten?«, fragte ich mich. »Oder was, wenn er wüsste, dass ich biblische Geschichten illustrierte und auch Poster für den biblischen Unterricht anfertigte? Denn das wäre alles nichts für eine Kunstaussstellung in New York!«

Zwei Wochen wollten wir hierbleiben. In dieser Zeit musste ich diesen Leuten von morgens bis abends so viele Bibelgeschichten erzählen, wie ich konnte, und Bilder waren dafür prächtige Gedächtnisstützen. Schon jetzt konnten einige meiner Begleiter aus Sejal anhand dieser Flanellbilder die entsprechenden Geschichten mit großer Sorgfalt aufschreiben. Das wurde von nun an immer ihr Auftrag als »Graduierte«, wenn ich sie nicht als Hilfslehrer brauchte. Die von ihnen aufgeschriebenen Bibelgeschichten waren der Schlüssel zur Korrektur meiner Grammatikfehler in den anschließend angefertigten Heften.

Sobald die Abendbibelstunde vorüber war, eilte ich zu meiner Hängematte. Meine umsichtigen Helfer hatten sie bereits in der mir zugewiesenen kleinen Hütte aufgehängt. Wie dankte ich Gott,

dass er ihre Herzen schon vor der Zeit zubereitet hatte, als ich ihn darum bat.

Die Geräusche der Nacht – Vogelrufe, das Zirpen der Grillen und das Summen unzähliger Insekten – mochte ich so gern hören, aber noch angenehmer war in meinen Ohren das gemeinsame Wiederholen von Silben, das vom »Klassenzimmer« der Dorfbewohner her immer noch zu mir drang, lange nachdem ich mich zurückgezogen hatte – dieses eintönige »da, de, di, do, du; ja, je, ji, jo, ju ...«, denn ich wusste, dass es auch bei diesen Curipaco nicht mehr lange dauern würde, bis sie imstande wären, Gottes Wort in ihrer eigenen Sprache zu lesen.

DER TOD AM UFER DES GUAINÍA

In Sejal gab es Leute, die Zauberei trieben, doch taten sie es nie in meiner Gegenwart, und sie hielten ihre Zauberutensilien vor mir verborgen. Allerdings konnten ihre allnächtlichen Tänze und Saufgelage nicht verborgen bleiben.

Manchmal hielten das Klimpern auf den Ukulelen⁹ und das schaurige Pfeifen auf den Rohrflöten die ganze Nacht an, dazu kamen die Rufe der Betrunkenen und das Stampfen der tanzenden Füße. Zu solchen Zeiten hatte ich richtig Angst, weil die Männer viel zu betrunken waren, als dass sie verantwortungsvoll gehandelt hätten. Dann verbarrikadierte ich gewöhnlich meine Tür mit einem schweren Tisch, immer bereit, wenn nötig aus dem hinteren Fenster zu springen, um mich im dunklen Urwald zu verstecken.

Während einer mond hellen Nacht in einem anderen Dorf bemerkte ich, wie sich die Menge der wild Tanzenden über den Dorfplatz wälzte. Ich war bereit zu flüchten, als die Geräusche immer näher kamen. Aber die Frauen, die niemals mittranken, setzten sich für mich ein. Es waren wohl zehn von ihnen, die in dieser Nacht eine selbst ernannte Schutzpolizei bildeten. Als der Lärm sich entfernte, sah ich einen stämmigen volltrunkenen Mann, der mit entschlossenem Griff von meiner Tür fortgezogen wurde. Der unglückliche Kerl stolperte und schrie die ganze Zeit über, während man ihn über den Dorfplatz schleifte.

Mit der Zeit lernte ich mehr über die üblen Sitten der Curipaco – besonders im Blick darauf, was nach diesen Tanzorgien geschah. Anschließend kam es nämlich ausnahmslos zu offener

9 A.d.H.: Bezeichnung für ein gitarrenähnliches Zupfinstrument mit normalerweise vier Saiten (Mehrzahlform).

Unmoral, oft mit den darauf folgenden Eifersuchts- und Rache-szenen, durch die Freunde zu Feinden wurden. Zweifellos musste etwas dagegen getan werden! Vor allem musste das Betrinken aufhören. So beschloss ich, *auf jeden Fall* irgendetwas zu unternehmen. Aber was?

Nicht lange nach diesem Entschluss hörte ich eines Abends wieder die Ukulele-Klänge. Nach und nach trafen Kanus voller Gäste aus stromabwärts gelegenen Dörfern ein, um bei diesem nächtlichen Großereignis dabei zu sein. Und ich wusste, wie groß am nächsten Tag der Ärger über alle Schlägereien und Ausschweifungen wäre, die bald in vollem Gange sein würden.

Ich ging in die kleine Hütte, wo wir Versammlungen abhielten, und betete auf Knien laut für die Dorfbewohner. Manche schauten zum Eingang herein, dann wandten sie sich wieder der Menge zu. Schließlich stand ich auf und ging zu dem großen, völlig überfüllten Festraum hinüber, wo die Instrumente rhythmisch dröhnten und die Füße stampften. Die Luft war erfüllt von gegorenem Zuckerrohrsaft, den man mit Mais- oder *Yuca*-Brei noch angereichert hatte.

Als ich eintrat, wurde es leise. Alle sahen mich an. Noch nie war ich zu ihren Saufgelagen gekommen. Ich setzte mich auf eine Bank und blickt unentwegt auf den Fußboden, als sei ich zur Statue erstarrt. Ich war innerlich zu tief bewegt, um auch nur nach meinen besten Schülern Ausschau zu halten.

Als das allgemeine Gerede wieder einsetzte, brachten zwei Frauen einen riesengroßen gefüllten Topf herein und setzten ihn vor dem ersten Mann nieder, der auf meiner Bank saß. Der Alkoholgeruch war stark. Nachdem der erste Mann eine Kalebasse von dem Zeug leer getrunken hatte, setzten die Frauen den Topf vor dem nächsten ab, bevor der übernächste dran war. Je näher er mir kam, umso höher stieg meine Spannung. Ich fühlte, dass ich etwas tun musste. Dann stand der Topf vor mir. Sie erwarteten tatsächlich, dass ich mitmachen wollte! Doch ich blickte auf die-

ses Gebräu wie auf ein Werkzeug des Teufels, wie auf einen Feind dieses Stammes.

Auf eine Eingebung hin tat ich etwas Unverzeihliches: Ich ergriff den Rand des riesigen Topfes mit beiden Händen und riss mit aller Gewalt daran, sodass er umkippte. Der ganze Inhalt ergoss sich über den Boden.

Zwei Männer sprangen auf, um ihn zu retten, aber es war zu spät. Sie starrten mich an und waren drauf und dran, mich zu verprügeln. Glücklicherweise waren sie noch nicht betrunken, sonst hätten sie es sicher versucht! Die übrigen Männer blickten sich entsetzt an, doch dann begannen sie zu lachen.

Ich war selbst über mein Tun erschrocken und wusste nicht, wohin ich blicken sollte. Aber unter dem Gelächter der Männer konnte ich wieder Mut fassen und rief mit einem Überschwang, den ich eigentlich gar nicht empfand: »Lasst uns singen!« Denn ich meinte, mit dem Lob Gottes konnte man die Macht Satans in diesem Raum überwinden.

Gewöhnlich hätten sie alle in einen der von mir übersetzten und jetzt den Curipaco bekannten Chorusse eingestimmt, aber nur Melisio und ein paar andere stimmten zaghaft ein. Andere Indianer entschlüpften durch eine Hintertür. Als wir wenigen weitersangen, schlich sich einer nach dem anderen in sein Haus oder auf die Kanus. Ich ging zurück in meine Hütte, und alles blieb in dieser Nacht ruhig.

Das war die letzte Saufnacht, zu der man in Sejal zusammenkam, solange ich dort war.

Nach diesem Ereignis schien die Luft rein zu sein. Immer wieder kamen die Männer und sprachen mit mir über Gott, vor allem Melisio und andere, die ein wenig Spanisch konnten. Im Laufe der Zeit und in dem Maße, wie ich Curipaco immer besser beherrschte, kamen auch die Frauen, um sich mit mir zu unterhalten. Eine alte Frau, Rafaela, nannte mich gewöhnlich »Tochter«. Sie setzte sich zu meinen Füßen hin und hörte zu. Sie ver-

jagte die Fliegen und Mücken von meinen Beinen und bedauerte mich, dass ich so weit von meiner Heimat entfernt war. Langsam (ach, so schrecklich langsam!) schienen einige junge Männer und die alte Rafaela – ebenjene, die am meisten zuhörten – das Evangelium zu begreifen. Aufgrund ihrer Reaktionen hatte ich das Empfinden: »Es war tatsächlich der Mühe wert.«

Einige Monate später kam in Sejal das Gerücht auf, ich sei Yapericolis Schwester – eine weiße Göttin. Hatte nicht einer der Männer aus einem anderen Dorf den entsprechenden Beweis erbracht, als er mich vergiften wollte? Von da an blickten sie mit noch mehr Respekt als je zuvor auf mich. Außerdem lauschten sie sorgfältig auf jedes Wort, das ich sagte – und das umso mehr, seit ich die Sprache wie ein Kind erlernte und jetzt schon viel flüssiger sprechen konnte. Allerdings waren ihre Augen auf mich und nicht auf den Herrn gerichtet. Viele von ihnen behandelten mich wie ein Geschöpf von einem anderen Stern, nicht wie eine von ihnen.

Wie oft sehnte ich mich nach jemandem, dem ich mich anvertrauen konnte – nach einem, mit dem ich beten und über die Arbeit reden konnte. Bei einem Besuch in Bogotá schickte ich daher einen diesbezüglichen Brief ab und bat um eine Partnerin. Der Brief wurde in der Missionszeitschrift veröffentlicht. Ein Auszug daraus lautete:

... Natürlich werde ich allein zurückgehen, wenn es erforderlich ist, denn ein Zehntel von einem Brot ist besser als gar nichts. Aber wenn ihr jemanden hierherschicken könnt, spielt es keine Rolle, wer sie ist – alt oder jung, lahm oder blind –, nur Englisch muss sie sprechen und eine Christin sein, die den Herrn liebt ...

Mehr als eine unter all denen, die sich für den Missionsdienst ausbilden ließen, nahm meine Bitte ernst. Aber nach Kolum-

bien konnten ausländische Missionare damals noch nicht einreisen. Immerhin kamen einige junge Missionarinnen nach Venezuela und hofften, mir irgendwie helfen zu können. Zeitweise wurden zwei oder drei von ihnen treue und ausdauernde Helferinnen. Sie tippten die Matrizen mit meinen handschriftlichen Übersetzungen ab und machten Hefte daraus, sobald ich ihnen die Manuskripte schickte.

Erst nachdem es zu einer Tragödie gekommen war, überwand die Leute von Sejal die innere Distanz, die sie bisher zu mir hatten. Solange sie mich als eine »weiße Göttin« betrachteten, konnte man noch nicht von einer wirklich herzlichen Beziehung sprechen. Doch eines Tages, als ich gerade an meiner Übersetzung arbeitete, stürzten zwei ältere Teenager in meine Hütte.

»Paulo ist von einer sehr gefährlichen Giftschlange gebissen worden!« Angst stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Zweifellos meinten sie, ich könnte ihn anblasen, wie dies ihre Schamanen taten, und sein Leben retten. Stattdessen holte ich mein Schlangenbiss-Set und machte mich mit ihnen auf den Weg – wir fuhren eine ganze Flusswindung abwärts. Da lag Paulo am Ufer und bat eindringlich um Hilfe. Die durch die Giftzähne hervorgerufenen Bisswunden waren am rechten Oberschenkel zu erkennen, und er litt offensichtlich starke Schmerzen. Schnell und doch aufmerksam las ich die Anweisungen auf dem Schlangenbiss-Set:

»Schneiden Sie die Haut zwischen den Bissstellen etwas auf. Drücken Sie das vergiftete Blut heraus, träufeln Sie die Arznei hinein und verabreichen Sie dem Gebissenen jede Stunde einen Löffel voll Schmerzmittel.«

All das tat ich, bevor ich in mein Dorf zurückkehrte, um meine Übersetzerarbeit fortzusetzen. Ich war angesichts meiner Leistung zufrieden, so wie sich vielleicht ein Arzt nach seiner ersten Blinddarmoperation fühlt. Mir ging es ja auch besonders darum,

dass Paulo wieder gesund wurde. Er war nicht nur einer meiner Vorzeigeschüler in jenem Dorf, ich setzte auch große Hoffnungen auf ihn als künftigen Gemeindeleiter.

Aber Paulo genas nicht wieder. Ich wusste überhaupt nicht, dass ein derartiger Schlangenbiss innere Blutungen verursacht. Als ich eine Stunde später wieder zurückkam, war der Boden rings um ihn her voller Blut. Um das Blut gerinnen zu lassen, verwendeten die Indianer eine Art Baumharz, das sie mit zermahlenen trockenen Blättern versetzten. Daraufhin schien bei solchen Fällen eine Besserung einzutreten. Doch bei Paulo machte ich einen schlimmen Fehler, nachdem sich schon meine Unkenntnis hinsichtlich der Folgen derartiger Schlangenbisse herausgestellt hatte. Diejenigen, die Paulo zu Hilfe geeilt waren, wollten für die Nacht eine Hütte über ihm errichten, aber ich veranlasste sie, ihn in sein Haus zurückzutragen. ... Und dann begann er, wieder zu bluten.

Um Mitternacht klopfte es an meine Tür. Es war Paulos Bruder.

»Er ist tot! Er ist tot!«, schrie er völlig hysterisch.

»O Herr, warum hast du das geschehen lassen?«, betete ich kurz. Aber dann ergriff ich einen Kittel und folgte Paulos Bruder zu dessen Haus, wobei ich mich in erheblichem Maße an Paulos Tod mitschuldig fühlte.

Rings an den Wänden des Hauses standen die Männer des Dorfes, schweigend und anklagend. Aller Augen waren auf mich gerichtet. Wo war ihre weiße Göttin nun? Der Häuptling trat vor.

»Ein Mann ist gestorben«, sagte er absichtlich langsam.

Ich fühlte mich wie ein ertappter Verbrecher, denn Paulos Mutter und seine Schwester standen mir besonders nahe. Da knieten sie an seiner Seite und hielten seine Hände. Ich barg mein Gesicht in meinen Händen und weinte. Dann ließ ich mich neben der zierlichen Mutter und der Schwester niederfallen und berührte

ebenfalls seine Hände. Sie waren noch warm, und hoffnungsvoll fühlte ich nach dem Puls, aber vergeblich. Ich konnte nicht sprechen, sondern nur noch meine Tränen zusammen mit den ihren fallen lassen.

Eine Zeit lang weinten wir schweigend. Dann eilte ich in die Nacht hinaus und zurück in meine Hütte, um in schrecklicher Einsamkeit auf die Totenklage zu warten, die ich schon einmal gehört hatte: »... Niemals sehen wir unseren Bruder wieder ... Niemals sehen wir unseren Bruder wieder«, immer wieder in hoffnungsloser Verzweiflung die Molltonleiter hinunter. Aber Stunden vergingen, und es erklang nichts dergleichen.

Als es Tag wurde, hörte ich, dass die Männer mit ihren Macheten ans Werk gingen. Sie waren dabei, einen Sarg für Paulo zurechtzuhauen und als Material dafür sein Kanu zu nehmen. Leute liefen schweigend am Ufer entlang, um Wasser zu holen oder zu baden. Ich rechnete schon damit, dass sich die Tür öffnete und dass man mir befahl zu verschwinden. Endlich klopfte es. Ich wischte die Tränen aus dem Gesicht und öffnete die Tür. Es war Chico, Paulos Cousin. Seine Augen waren rot.

»Komm!«, sagte Chico leise. »Alles ist für Paulos Beerdigung fertig. Wir möchten, dass du uns Gottes Wort liest und betest.«

Ich lief los, obwohl ich kaum verstand, was hier geschah. Dies hier waren doch raue Urwaldindianer. Wie in aller Welt konnten sie mir vergeben? Dann dämmerte es mir: Sie hatten jetzt Hoffnung, die über das Grab hinausreichte! Hier reifte die Frucht von vielen Abenden, an denen ich ihnen Gottes Wort gesagt hatte. Nun verstand ich auch, warum sie nicht die Totenklage angestimmt hatten.

Es war das Schwierigste, was ich jemals getan hatte – angesichts all dieser traurigen Leute, die um den mit der Hängematte umwickelten Körper ihres geliebten Paulo standen. Er lag auf einigen handbehauenen Brettern mitten im Raum. Chico zeigte mir einen

Platz auf einer Bank, und ich wagte nicht, Paulos Mutter in die Augen zu blicken.

So öffnete ich die spanische Bibel und las die wunderbaren Worte vom ewigen Leben aus dem Johannesevangelium und fügte eine freie Übersetzung der Worte Jesu auf Curipaco hinzu:

Ich bin es, der aus den Toten erweckt. Ich bin es, der ihnen Tage ohne Ende gibt. Wer sein Herz auf mir ruhen lässt, wird für immer leben, selbst wenn er gestorben ist. Im Dorf meines Vaters sind viele große und schöne Häuser. Wenn das nicht wahr wäre, hätte ich es euch gesagt. Nun will ich hingehen und eine Wohnung für euch zubereiten. Dann werde ich wieder zu euch kommen und euch zu mir nehmen, damit auch ihr da wohnt, wo ich wohne.

Als ich zu beten begann, schien es, als würde sich die schwere Wolke der Scham von meiner Seele heben. Ich fühlte eine Hand auf meiner Schulter. Es war die Hand von Paulos alter Mutter, die – vom Leid gebeugt – herangetreten war.

»Wie geht es meinem Sohn?«, flüsterte sie mitleiderregend.

»Ihm geht es jetzt wunderbar. Er ist bei dem Herrn Jesus«, versicherte ich ihr, weil ich das auch fest glaubte.

Von der Zeit des ersten christlichen Begräbnisses an schienen mir die Curipaco sehr viel näher gekommen zu sein. Ich wurde ihre Schwester, statt dass sie mich weiterhin als weiße Göttin ansahen. Und für mich hatte ich eine bedeutende Lektion gelernt: Ich sollte mit ihren Sitten und ihrer Kultur »sanft umgehen«. Auf ihrer Seite schien der Respekt vor mir noch zu wachsen.

Das Beste von allem war, dass jetzt noch mehr von ihnen positiv auf das Evangelium reagierten. Viele, deren einziges Ziel für das Lesenlernen der Eigenruhm war, waren jetzt sehr darauf bedacht, mich zu entfernteren Dörfern zu bringen, die flussaufwärts und -abwärts am Guainía lagen. Sie paddelten tagelang, ohne an

eine Bezahlung zu denken. Auch kam es häufig vor, dass sie bei mir blieben, wenn ich in zwei oder drei weiteren Dörfern unterrichtete, bevor es nach Hause ging. Auf diese Weise bekamen sie von selbst eine bessere geistliche Grundlage, wenn sie täglich und allabendlich die biblischen Lektionen hörten. Durch das, was sie lernten, begriffen sie viele Wahrheiten, sodass sie Gottes Wesen besser kennenlernten, und ihr Verhalten begann, das zu bestätigen.

Allerdings waren nicht alle Dörfer so aufnahmebereit wie die rings um Sejal. In einem Dorf weiter unten am Guainía gab es eine Gruppe mächtiger Schamanen, die die Leute gegen das Wort Gottes aufwiegelten, nachdem wir dort einen Besuch gemacht hatten. Aber sie warteten, bis unser Leselernkurs vorüber war, um dann ihre Autorität wieder zu festigen.

»Sofia verführt euch«, sagten sie. »Im Himmel tanzen und trinken sie. Wir wissen das, weil wir gestorben waren und Gott sahen und danach wieder lebendig wurden.«

Ein Mann in dem Dorf, Clarin, war ein ruhiger, würdevoller Mann, der schon rein äußerlich als ein »geistlich Gesinnter« zu erkennen war. Er wollte weiter bei Gott bleiben. Ganz allein baute er sich als Versammlungsort ein kleines Gebäude aus Lehm – das erste seiner Art in diesem Stamm. Dorthin ging Clarin täglich, um alles zu lesen, was er von Gottes Wort besaß – das Heft mit dem Frage- und Antwortteil zur Heiligen Schrift, in dem auch biblische Geschichten enthalten waren. Danach sang und betete er.

Monatelang besuchten nur er, seine kleine Schwester, Melania, seine Frau und zwei Kinder diesen Ort. Dann wurde Melania plötzlich von einer unbekannten und gefährlichen Krankheit heimgesucht. Vier Tage lang lag sie fieberheiß in ihrer Hängematte, wo sie ab und zu die Evangeliumslieder der Curipaco sang. Am fünften Tag verlangte sie nach ihrem Vater, dem Häuptling ihres Dorfes, der so unbeugsam und stolz war, wie nur ein Häuptling es sein kann.

»Mein Vater«, sagte sie, »ich gehe jetzt fort zu Jesus. Was Sofia sagt, ist wahr. Wenn du nicht Christus in dein Herz lässt, wirst du mich nie wiedersehen.«

Ein Curipaco legt großen Wert auf die letzten Worte eines Sterbenden. So hörten alle Anwesenden aufmerksam zu, weil sie sich fragten, ob Melania sie verlassen würde. Clarin hat mir später berichtet, was danach geschah.

Nachdem sie mit ihrem Vater gesprochen hatte, ermahnte sie die übrigen Verwandten auf ähnliche Weise. Dann wurden ihre Augen hell. Es schien, als habe sie alle vergessen, die um ihre Hängematte herumstanden. Ein Lied, klar und triumphierend, erklang von ihren Lippen. (Es war eines, für das ich die Melodie von »Swing Low, Sweet Chariot«¹⁰ verwendet hatte.) Dies waren ihre Worte:

Eines Tages werde ich gehen, Sein Dorf zu sehn,
das Dorf meines Vaters im Himmel.

Er will, dass ich komme, in Seinem Dorf zu sein,
im Dorf meines Vaters im Himmel.

Sie kommen schon, die Engel alle,
sie kommen schon und bringen mich heim.

»Sie sang das Lied bis zum Ende«, sagte Clarin in feierlichem Stauen. »Ihr Gesicht sah sehr fröhlich aus, und dann starb sie. Mein Vater will immer noch nicht zu den Zusammenkünften kommen, doch viele andere kommen jetzt, um wieder in ihren Heften zu lesen.«

Gott hatte Clarins kleine Schwester als Samenkorn benutzt. »... wenn es ... stirbt, bringt es viel Frucht« (Joh 12,24). Ihr Vater bekannte seinen Glauben an Christus zehn Jahre später.

10 A. d. H.: Titel eines afroamerikanischen Spirituals, in dem es wie im nachfolgend wiedergegebenen Text um die Sehnsucht nach der himmlischen Heimat geht.

DIE ANTWORT DER CAROM

Der Isana-Fluss hatte es mir angetan. Damals war ich am Oberlauf dieses Gewässers dem alten Curipaco-Ehepaar auf meinem Weg zum Guainía und nach Sejal begegnet. Mithilfe meiner begrenzten Spanischkenntnisse hatte ich den Menschen auf meiner Reise durch dieses Gebiet erzählt, ich würde zurückkommen und ihnen gute Botschaften aus Gottes Buch überbringen. Aber inzwischen hatte ich begriffen, dass die Leute am Isana höchstwahrscheinlich nicht mehr von all dem Gesagten verstanden hatten als die Curipaco während meiner Ankunft in Sejal. So bat ich den Herrn weiterhin um den richtigen Zeitpunkt, wann ich zu ihnen zurückkehren sollte.

Ich beendete gerade die Übersetzung des Johannes-evangeliums, als ein kleiner Zwischenfall passierte, der mich noch mehr zum Isana hinüberblicken ließ. Der angstvolle Schrei eines Kindes durchdrang die Luft, ihm folgte ein zweiter und noch einer. Ich rannte zum Fenster, von dem aus man den Fluss überblicken konnte. Die Schreie kamen aus einem Kanu, das gerade vom Ufer abgelegt hatte. Es wurde von drei oder vier Leuten fortgepaddelt und verschwand schnell hinter der nächsten Flussbiegung.

»Was ist denn da passiert?«, schrie ich, während ich zu den anderen lief, die alles vom Ufer aus beobachtet hatten. Scheinbar niemand wollte antworten. »Was ist hier los?«, fragte ich wieder. Die wiederholten Schreie des Kindes hatte man kaum ertragen können.

Schließlich antwortete Mateo (einer meiner allerbesten Schüler) ganz leise: »Das ist meine kleine Schwester Yochi. Sie holen sie weg.«

»Warum?«, fragte ich bestürzt. Da müsste doch schnellstens etwas geschehen. »Wo ist deine Mutter? Will sie, dass man sie wegholt?«

»Nein«, erwiderte Mateo, wollte aber keine weiteren Erklärungen abgeben. Er zuckte nur in stiller Ergebung mit den Schultern, wischte sich die Tränen vom Gesicht und blickte zu Boden. Yochi war die niedliche, vier Jahre alte Schwester, die er immer liebevoll in seine Arme geschlossen hatte.

»So machen sie das hier«, sagte eine ältere Stimme hinter mir. Sie gehörte Melisio, der damals schon ein wirklicher Gläubiger und meine Stütze in Sejal war. Es war klar, dass er das Geschehene nicht guthieß. Seine gewöhnliche Zurückhaltung wich, sodass man heraushören konnte, wie aufgebracht er war, als er weitersprach. »Diese Männer, die hierherkamen, sind Verwandte des Vaters von Mateo und kommen vom Isana.« (Ich erinnerte mich, dass Mateos Vater aus dem Clan der Carom vom Isana hierhergekommen war. Er war allerdings schon gestorben, bevor ich hier ankam.) »Sie hörten, dass er gestorben war, und nun kamen sie, weil sie Anspruch auf eines seiner Kinder haben.«

Das war also bei ihnen üblich, darum hatte auch niemand ihr Recht infrage gestellt, das verzweifelte Kind seiner Mutter fortzunehmen, obwohl jeder wusste, dass Yochi höchstwahrscheinlich in sieben oder acht Jahren die Frau eines verwitweten alten Onkels sein würde.

»Sie wird in Sünden und Kummer aufwachsen, wenn wir ihnen nicht Gottes Wort bringen«, sagte ich zu Melisio. »Ich muss mich auf den Weg zum Isana machen, nachdem das Johannes-evangelium vervielfältigt worden ist.«

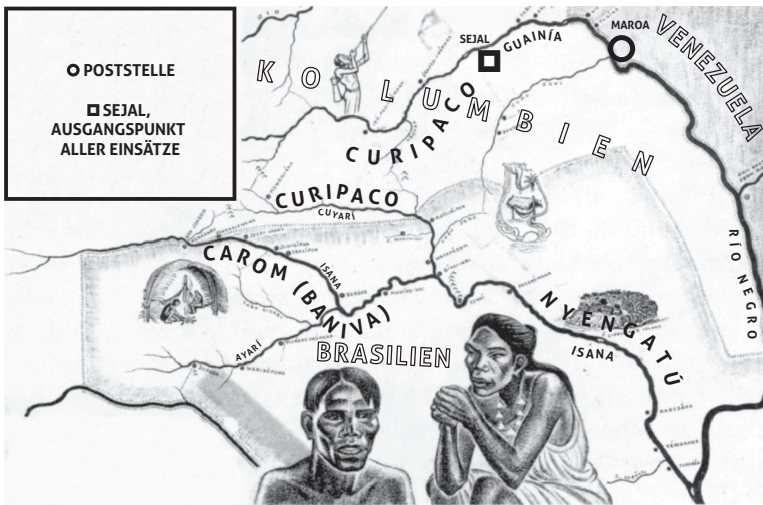
»Nein, du kannst nicht dorthin gehen«, antwortete er schnell. »Dort an dem Fluss gibt es viele böse Schamanen, die Leute vergiften.« Er erwähnte nicht, dass es auch am Guainía in vielen Dörfern ähnliche Zustände gab und dass noch so manches Herz an Zaubereien und üble Praktiken gebunden war.

Inzwischen war es 1948 geworden. Ich meinte, dass ich erst einmal für ein paar Monate in die Heimat reisen sollte, bevor ich mich auf den Weg zu einem derart langen Einsatz machte, wodurch ich mich noch weiter von der Zivilisation entfernte.¹¹ Ich brauchte eine gut genutzte Zeit des Austauschs mit meinen Eltern, um die Entfernung zu überbrücken, die durch die seltenen Briefe kaum ausgeglichen werden konnte. Außerdem war ich auf den Kontakt zu den Leuten daheim angewiesen, die all die Jahre für mich gebetet hatten. Ich wollte meine Übersetzung des Markusevangeliums mitnehmen und hoffte, auch daran arbeiten zu können.

Die Zivilisation in den Vereinigten Staaten entsprach überhaupt nicht den Idealvorstellungen, die ich mir in einsamen Urwaldstunden zurechtgelegt hatte. Gott schien man aus den allermeisten Bereichen des Lebens verdrängt zu haben. Fast nirgendwo im Alltag der US-Amerikaner war noch zu erkennen, dass er da war. Plötzlich merkte ich, wie sehr ich meine Umwelt im Urwald herbeisehnte. Wie verlangte mich nach jenen Zeiten stiller Glückseligkeit, die ich dort oft erlebt hatte, wenn ich, allein mit Gott, am Ufer des Guainía spazieren ging!

Jener Sommer war allerdings unvergesslich wegen der kostbaren Monate, die ich mit meinen Eltern in ihrem Landhäuschen auf Long Island, New York, verbrachte. Mein Vater schien stolz auf mich zu sein, weil ich aus einem Pflichtgefühl heraus weiterhin meinen Dienst tat, und das trotz seiner oberflächlich ablehnenden Haltung, als ich anfangs davon sprach, zur Missionarin berufen zu sein. Was mich anging, so hatte ich das Gefühl, wieder Wurzeln

11 A.d.H.: Offensichtlich nimmt die Autorin hier darauf Bezug, dass die Isana-Region damals noch stärker von der Zivilisation abgeschnitten war als die Gegend um Sejal, weil man – wie oben beschrieben – von Sejal aus wenigstens eine Poststelle und ein kleines Geschäft erreichen konnte.



Karte mit Details zum Einsatzgebiet von Sophie Muller (Orte und Stammesgebiete, die sie während ihrer evangelistischen Einsätze und Lesernerkurse aufgesucht hat)

zu haben – Beziehungen zu Menschen, die mich liebten und zu denen ich gehörte.

Die Leute in der Missionszentrale und in der Ausbildungsstätte von NTM gaben mir ebenfalls das Gefühl, willkommen zu sein. Von allen, die mir aufs Missionsfeld vorangegangen waren, war bisher noch niemand aus Bolivien zurückgekehrt.¹² Darum hörten die neuen Kandidaten mit weit aufgerissenen Augen zu, was ihr »erster Missionar auf Heimaturlaub« aus erster Hand zu berichten hatte. Auch die Leute in den Gemeinden begegneten mir mit großer Freundlichkeit.

Hinsichtlich meiner Übersetzungen legte ich eine Pause ein, um Dr. Eugene Nida von der American Bible Society zu konsultieren. Als ich wieder aufbrach, hatte ich eines der ersten Bücher

¹² A. d. H.: Bolivien gehörte mit zu den ersten Einsatzländern, in denen Mitarbeiter des erst sechs Jahre zuvor gegründeten Missionswerks tätig waren, darunter diejenigen, auf die Fußnote 34 auf S. 188 Bezug nimmt.

dabei, in denen Grundsätze der Bibelübersetzung beschrieben werden.

Die Zeit verging allzu schnell. Aber ich hatte das Gefühl, zurückkehren zu müssen, um zu sehen, wie es den Neubekehrten ging, die sich Christus zugewandt hatten.

Inzwischen konnten alle Leute in den Dörfern am unteren Guainía ziemlich gut lesen. Alle verfügten über die Fibelhefte, so dass sie andere lehren konnten. Die biblischen Geschichten und das geistliche Frage- und Antwortheft waren auch schon überarbeitet, weil mir die schnelleren Schüler geholfen hatten. Und wenn sonst nichts zu tun war, kamen sie doch auch während meiner Abwesenheit regelmäßig zum Singen und Lesen zusammen. Nicht nur die Abendversammlungen, sondern auch der Unterricht begann mit Gesang, wobei die Schüler, lange bevor sie lesen konnten, meinem Zeigestock von Wort zu Wort folgten. Welch eine freudige Erregung verspürte ich, als ich sie zu jeder Tageszeit singen und Gott loben hörte, während sie bislang nur Lieder kannten, in denen der Teufel geehrt wurde!

Schließlich begann ich, mich auf die Reise zum Isana und zu den Carom vorzubereiten, die einen Dialekt der Curipaco sprachen. Ich vervielfältigte ungefähr 200 weitere Fibelhefte, packte in meine beiden Stoffsäcke zwei Bündel Bleistifte, etliche dicke Blöcke Schreibpapier, die große Karte mit den Curipaco-Silben, die Flanellbilder zu Geschichten aus den Evangelien, meine zusammengerollte Hängematte, eine Dose Trockenmilch (mein Luxus in ernährungsmäßiger Hinsicht), Wurm-Medizin und 1000 Sulfonamid-Tabletten, um den häufigsten Infektionen der Indianer vorbeugen zu können.

Die neue Regenzeit hatte bereits begonnen, und der Guainía war bis zu den Ufern randvoll. Ich war so naiv anzunehmen, man könne zu jeder Zeit reisen. Meine kräftigen Paddler rieten mir je-

doch, einen anderen Weg zum Isana als den zu nehmen, auf dem ich anfangs gekommen war. Wir sollten eine weiter östlich verlaufende Route wählen, die uns direkt auf brasilianisches Gebiet bringen würde.

Es war ein harter Kampf gegen die Strömung, aber nach zwei Tagen erreichten wir einen überfluteten Nebenfluss, der uns zur Wasserscheide zwischen dem Guainía und dem Isana brachte. An diesem Nebenfluss wohnte keine Menschenseele. Es war ein schattiges Labyrinth moosüberwachsender Urwaldbäume, durch das kaum einmal ein Sonnenstrahl drang und in dem nur Indianer einen Weg finden konnten. Meine Paddler schwenkten ihre Macheten, um uns durch ein scheinbar undurchdringliches Dickicht nach dem anderen den Weg zu bahnen, sodass wir mit dem Kanu hindurchgelangen konnten. Ich duckte mich immer nur unter den Zweigen und Lianen, von denen die Ameisen und Spinnen mir auf den Kopf fielen.

Nachdem wir schließlich diesen Nebenfluss hinter uns gelassen hatten, versteckten wir den Einbaum. (Das geht ganz einfach: Man versenkt den Einbaum, dreht ihn um und schiebt ihn tief unter einen umgefallenen Baum, bis ihn keiner mehr sehen kann.) Dann zogen wir auf einem schlammigen Pfad weiter, der über die Wasserscheide führte. Schlamm und Wurzeln. Wurzeln und Schlamm. Immer, wenn ich mir wie ein Märtyrer vorkam, fragte ich mich wie der Liederdichter: »Der Weg ist rot von Zeugenblut, / sollt' ich auf Rosen gehn? / Wo andre einst durchkreuzt die Flut, / sollt' ich am Ufer stehn?« Drei größere Geschwüre an meinen Beinen waren ziemlich schmerzhaft, sodass ich hinter den anderen zurückblieb, bis ich meinte, ich hätte einen Jaguar gehört, der meinen Spuren folgte. Da holte ich meine Führer in erstaunlich kurzer Zeit ein!

Am nächsten Morgen erreichten wir einen kleineren Fluss, der uns zum Cuyarí führte. Dieser mündet seinerseits in den Isana. Einen alten Einbaum hatte man zu jedermanns Verwendung

dort zurückgelassen. So sausten wir diesen aufgewühlten Fluss hinunter bis zum Cuyarí. Da endlich erblickten wir Menschen, die ersten nach sechs Tagen. Es war ein ganzes Kanu voll, alle von der gleichen Art, wie ich sie gesehen hatte, als ich das erste Mal hier hindurchreiste. Das waren die Carom (in Brasilien als »Baniua« oder »Baniva« bezeichnet).

Wie sie uns von ihrem Kanu aus anstarrten! Und wir starrten sie höchstwahrscheinlich genauso an. Ihre Gesichter und ihre halb nackten Körper sahen aus, als seien sie mit violetter Grafit beschmiert. Durch diesen Kontrast wurde mir klar, dass sich meine Curipaco-Freunde ganz sicher verändert hatten, seitdem ich ihnen das erste Mal begegnet war. Ich sah kaum noch einen halb nackt aus seiner Hütte treten, obwohl ich niemals etwas über Bekleidung gesagt hatte. Sie sahen fortan wie respektable kolumbianische Bürger aus.

»Hier gibt es viele böse Leute.« So beantworteten meine Begleiter meine fragenden Blicke. »Sie sind seit ihrer Geburt so.« Aufgrund einer Hautkrankheit waren bei manchen weiße Flecken auf der Haut zu erkennen. Daneben sahen wir dunkellila Flecken und die rot geränderten, blutunterlaufenen Augen.

Wir folgten einer Flussbiegung und erblickten eine Gruppe von Hütten, die mit Palmwedeln gedeckt waren. Das war Mati-jaipan. Die Leute liefen in ihre Häuser und verschlossen die Türen. »Herr, hilf mir, eine offene Tür zu finden!«, betete ich, als wir am Ufer ausstiegen und in die größte Hütte blickten. Da waren alle Männer versammelt – einige mit Lendenschurz, die meisten aber mit zerrissenen Hosen.

Obwohl ich am Guainía bereits ein Dutzend Mal erlebt hatte, wie es ist, wenn man neu in ein Dorf kommt, fühlte ich mich niemals wohl, wenn dies bei meinen Reisen wieder einmal der Fall war. Das war hier nicht anders, zumal es hier um eine neue Gegend und im Grunde um eine neue Bevölkerungsgruppe ging. Hinsichtlich ihrer Sprache nahm ich an, dass sie die gleiche wie

bei den Curipaco war, aber der Dialekt unterschied sich dermaßen, dass ich sie kaum verstehen konnte! Ich sagte den Carom, ich sei gekommen, um ihnen eine Botschaft von Gott zu überbringen und um sie Gottes Wort lesen zu lehren. Doch sie lachten mir ins Gesicht!

In den ersten fünf Minuten war die Atmosphäre sehr angespannt. Dann traten die beiden Burschen auf, die mit mir vom Guainía gekommen waren, und erzählten den Carom, ich würde den Leuten ganz schnell das Lesen beibringen. Das demonstrierten sie, indem sie unter Beweis stellten, dass sie aus einem der Hefte vorlesen konnten.

Das schien die Carom wenig zu beeindrucken. Sie luden uns nicht ein, in ihre Hütte einzutreten. Ich saß am Eingang vor der Hütte, in der die Männer versammelt waren, und betete. Wenn sie mich in diesem Dorf ablehnten, würde mich wohl kaum ein anderes Dorf im Stammesgebiet der Carom aufnehmen.

Am Ende grinsten die meisten Männer und kamen zu der Überzeugung, dass es gut sei, »sich bilden zu lassen«. Sie führten mich in eine kleine, leere Hütte, wo ich meine Hängematte und das Moskitonetz aufhängen sollte. Während ich dann ein Bad nahm, bauten sie einige Bänke aus langen Stangen, die mit Lianen zusammengebunden waren. Unter der Anleitung meiner Curipaco-Paddler war die Silbenkarte aufgehängt worden, und das ständig wiederholte Aufsagen der Buchstabenfolgen (a, e, i, o, u) konnte beginnen.

Nach dem Unterricht brachte mich einer in eine dunkle Hütte, wo eine zierliche alte Frau im Sterben lag. Sie wäre nicht in der Lage gewesen, zu der Abendversammlung zu kommen. Offensichtlich lag sie schon lange krank da und war fast zum Skelett abgemagert. Ihr Körper war mit schwarzem Wundschorf bedeckt, ihr Gesicht war gelb und verfallen, und sie hatte große Zahnschmerzen. Ein furchtbarer Gestank erfüllte die Hütte. Mir wurde übel, und ich

wollte fortlaufen. Aber ich wusste, dass sich Jesus nicht von den Aussätzigen abgewandt hatte, obwohl es von den Ausdünstungen her damals ähnlich gewesen sein muss.

Ich setzte mich auf einen niedrigen Stuhl neben die Frau, hielt ihre verkrüppelte Hand und erzählte ihr von Jesus.

»Wie heißt er?«, fragte sie immer wieder.

»Jesus«, antwortete ich, sooft sie fragte.

Ich zeigte ihr ein Buch mit schönen Bildern, dessen Titel *Das Leben Christi* war. Schon bald sah es aus, als erholte sich ihr ganzes Wesen von den Schmerzen, und sie folgte mit mir der



Die langsameren bekamen Hilfe von den schnelleren Lesern.

Geschichte von einer Seite zur anderen. Als ich ihr zeigte, wie Jesus starb, um unsere Sünden wegzunehmen, und wie er aus dem Grab auferstand, um uns an seinen wunderbaren Ort im Himmel zu bringen, wenn wir diese Erde verlassen haben, wurde sie ganz eifrig.

»*Noanjji, noanjji!*« (»Ich verstehe, ich verstehe!«), rief sie aus. Ich betete mit ihr. Dann sprach die sterbende Frau ganz von sich aus mit Jesus. Alle ihre Anspannung verschwand, und ein Blick des Glaubens und der Hoffnung umspielte ihr Gesicht und verwandelte es einen Augenblick lang in eine Art Schönheit, über die die Engel im Himmel jubelten. Da erhob ich mein Herz voller Preis zu Gott, weil sein Wort die Kraft hat, die Sünder frei machen kann.

An diesem Abend hörten alle Dorfbewohner den Namen »Jesus« zum ersten Mal. Und gern waren sie früh am nächsten Morgen bereit, mehr zu hören.

Danach schien nichts mehr den Enthusiasmus der Carom hinsichtlich des Lesenlernens aufhalten zu können. Neben den blutsaugenden Mücken und den Sandflöhen (ungefähr 20 von ihnen hatten sich in meine Zehen gebohrt) gab es Dutzende kleiner Jungen, die überall hin und her rannten, geschwätzige Frauen, die am Eingang der Hütte standen, drei schreiende Papageien, die dauernd über unseren Köpfen herumflogen, und zehn Hunde, die sich offensichtlich in keine Dorfgemeinschaft einfügen konnten. Eines Tages beschlossen diese Köter, ihrem cholerischen Gemüt zu folgen, sodass ihr unglaubliches Knurren und Bellen uns allen zu viel wurde. Einige Indianer liefen nach draußen, andere kletterten auf die Dächer, aber ein Bewohner stand mit einem schweren Hocker in der Hand und schlug rechts und links um sich, wenn die Hundemeute uns zu nahe kam. Schließlich fingen alle an, auf die Hunde einzuschlagen, bis diese bemerkten, dass sie unerwünscht waren, und davonliefen.



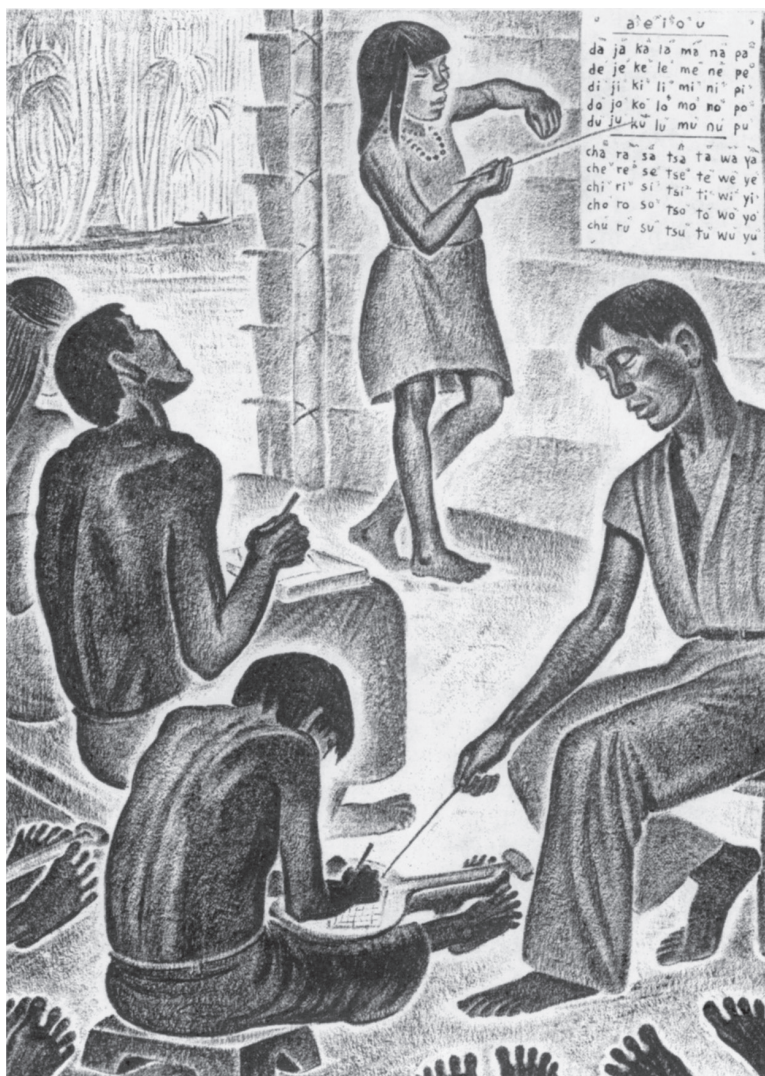
Schreiben, um die Lesefähigkeiten zu festigen

Das Interesse an den Evangeliumsgeschichten, die mithilfe der Flanellbilder veranschaulicht wurden, war in Matijaipan einfach wunderbar. Alle, außer der alten Frau, kamen. Im Laufe von zehn anstrengenden Tagen des Lehrens hörten die Indianer morgens und abends evangelistische Botschaften, illustriert mit Flanellbildern und Reihen von plakatgroßen Zeichnungen zu den wichtigsten Geschichten der Bibel.

Am Ende dieser Zeit hatte jeder seine Entscheidung für Christus als Häuptling erklärt. Zweifellos waren viele noch nicht errettet, aber zumindest hatten sie das Evangelium jeden Tag morgens und abends gehört. Die meisten hatten anhand der Silbentafel lesen gelernt und konnten schon in ihren kleinen Heften die Worte wiedererkennen, und ich konnte sie weiterhin geistlich ernähren, indem ich ihnen später zusätzlich dazu entsprechende Übersetzungen¹³ schickte.

Immer wieder staunte ich darüber, wie schnell die Indianer das Lesen lernten, verglichen mit unseren Problemen, was Englisch betrifft. Wie schön ist es, ihnen für jeden Laut einen Buchstaben

¹³ A.d.H.: Zweifellos handelte es sich dabei um Übersetzungen aus der Sprache der Curipaco in den Dialekt der Carom.



Alle, die kürzlich lesen und schreiben gelernt hatten, waren eine große Hilfe, um anderen zu helfen.

zu geben und den auch immer so zu schreiben! Mein Bibelschullehrgang in Phonetik, dem sich noch ein weiterer in unserem Missions-Ausbildungsprogramm angeschlossen hatte, war nicht vergeblich gewesen.

Einige der besseren Leser in Matijaipan entschlossen sich, mich zum nächsten Dorf zu begleiten, um »einen Post-Graduierten-Kurs absolvieren« zu können.

Wenn man meine Annahme bei den Indianern am Guainía und Cuyarí als positiv bezeichnen kann, so übertraf meine Annahme in den meisten Dörfern am Isana die kühnsten Erwartungen.

»Bist du vom Himmel gekommen?«, fragten sie immer wieder.

»Nein, New York ist nicht der Himmel. Es gibt nur einen, der vom Himmel gekommen ist, und das ist Jesus Christus, der Sohn unseres Vaters, Gott.«

Manchmal zählte ich nicht weniger als elf oder zwölf kleine Kanus, die mir auf dem Weg von einem Dorf zum anderen folgten. Manche folgten mir ein oder zwei Monate lang. Nicht einmal ihr Hunger nach Fleisch gewann dem Lernen gegenüber die Oberhand. Weil sie keine Zeit zum Jagen oder Fischen hatten, aßen sie nur *Yuca*-Brot, das sie in scharfe Pfeffersauce tauchten. Diese »Graduierten« waren es, die mir bei den Anfängern halfen und so großspurig auftraten wie Schüler aus den oberen Klassen, aber sie waren mir wirklich eine große Hilfe.

Der »Buschfunk« hatte offensichtlich schon unser Kommen angekündigt, denn in jedem Dorf warteten bereits ganze Gruppen auf uns. Zu ihnen gesellten sich Verwandte und Freunde, die in Regionen an kleineren Flüssen tief im Urwald lebten und mit ihren Kanus zu uns stießen. Im Gegensatz zu denen am Hauptfluss hatten diese keinerlei Kleidung vorzuweisen, wenn die Händler vorbeikamen. Sie erschienen in den meisten Fällen nur mit Lendenschurzen und Fetischen.

Zweifellos aufgrund dessen, dass wir uns angesichts unseres anspruchsvollen Zeitplans – während der schnellen Abfolge unserer Unterrichtseinsätze – nicht angemessen ernährten, holten wir uns alle diese und jene Erkältung. Das hinderte aber meine Gefährten nicht daran, weiter dabei zu sein. Sie sangen und beteten immer mit der gleichen Ernsthaftigkeit, auch wenn das von lauten Hustenattacken übertönt wurde. Für mich aber war das ein beständiger Kampf, sowohl körperlich als auch geistlich auf der Höhe zu bleiben. Meine Trockenmilch hatte ich schon lange vorher aufgebraucht, und eine Schüssel mit Fischsuppe oder ein Fleischgericht war eine große Seltenheit. Die Leute teilten ihr *Yuca*-Brot mit mir, manchmal gab es auch Zuckerrohr oder Urwaldfrüchte – alles, was sie selbst aßen. Welch eine Liebe und was für ein Vertrauen ließen sie erkennen!

Um ihretwillen musste ich geistlich immer »auf meinen Höhen entlangschreiten«. Das war besonders schwer, wenn ich mich so leer fühlte. Darum ging ich vor jeder Versammlung allein den Urwaldpfad hinter dem Dorf entlang, um zu singen und mich nach Gott auszustrecken:

O Herr, ich fühle mich so schwach und träge. Lass mich deine Gegenwart spüren. Gib mir heute Kraft, für dich zu wirken, damit die Seelen dir begegnen und damit dein Wort sich weiter ausbreitet und sie in dein Reich hineingeboren werden!

Immer wieder öffneten sich dann die Himmel, und ich spürte die Gegenwart des Herrn und fühlte mich beinahe verwirrt, weil unaussprechliche Freude und die Gewissheit mich erfüllten, dass sein Wort an diesem Tag nicht leer zurückkehren würde (siehe Jes 55,11).

Das Wurmmittel und die Sulfonamide, die ich bei mir hatte, waren eine entscheidende Hilfe und retteten ohne Zweifel eine

Reihe von Menschenleben. Sowohl die Carom als auch die Curipaco leiteten Krankheit und Tod nicht von natürlichen Ursachen ab. Aus ihrer Sicht kam alles von Verwünschungen und bösen Geistern. Oft wurde ich gefragt, ob ich solche heilen konnte, die von bösen Geistern vergiftet waren.

In einem Dorf fiel es selbst mir nicht schwer zu glauben, dass da böse Geister am Werk waren. Sogar diejenigen aus anderen Dörfern, die gerade zum Glauben gekommen waren und uns begleitet hatten, konnten in den ersten Tagen dort kaum beten. Ein Mann und eine Frau in diesem Dorf hatten Tbc im Endstadium und stöhnten in den Nachtstunden als Todgeweihte vor sich hin. In ihrer Bindung an Zauberei und Todesfurcht hatten sich die Frauen von der Hüfte aufwärts mit langen schwarzen Strichen bedeckt. Sie schienen niemals zu lächeln und blinzelten aus ihren engen Augenschlitzen, um sich die illustrierten Bibelgeschichten anzusehen. Dann blickten sie wieder zu Boden. Es war, als kämen sie aus einem dunklen Gefängnis ans Licht. Weil sie davon geblendet waren, schlüpfen sie gleich wieder in ihre Finsternis zurück.

Allmählich begann die Festung Satans zu wanken. Stunden der Unterweisung aus Gottes Wort am Morgen und am Abend zeigten ihre Wirkung. Ich konnte spüren, dass sich etwas Neues Bahn brach, obwohl sich der körperliche Zustand der Sterbenden nicht veränderte. Aber der schmale Spalt ihrer Augen begann sich zu einem klareren, hoffnungsvolleren Blick zu erweitern, als wären sie begnadigte Gefangene an der Schwelle eines neuen Lebens. Die Furcht vor dem Tod schwand. Sie begannen, das Evangelium als den Eingang zu der herrlichen Heimat im Himmel und zum ewigen Leben zu erkennen.

Nur Gott weiß, wie viele am Ende bei diesen zweiwöchigen oder zehntägigen Einsätzen wirklich errettet wurden. An manchen Orten wurde das Wort Gottes – soweit wir das beurteilen konnten – von allen angenommen, und die Zukunft zeigte, dass

die Mehrheit der Leute an den Ufern des Isana damals aufrichtig dabei war.

Den Gegensatz zu der Dürsterkeit, die uns anfänglich an dem oben erwähnten Ort begegnete, empfanden wir, als wir in das Dorf Tunuí kamen, das sich auf einem Felsplateau hoch über dem Urwald befand. Von hier aus war es nicht weit bis zu den wirbelnden Stromschnellen in der Tiefe, wobei man auch das Donnern der Wasserfälle hören konnte. In diesem Dorf gab es keine Kranken, und alle wollten eifrig lernen.

Der Häuptling von Tunuí hatte mir gestattet, einen ziemlich großen, offenen Unterstand nutzen zu dürfen, der mit Palmwedeln gedeckt war und sich – von den anderen Gebäuden etwas entfernt – am Rand des Felsens befand. Hier brauchte man seine Gefühle nicht zu unterdrücken! Alle Müdigkeit wegen des wochenlangen Lehrens war verflogen, und ich sang in den Wind hinaus:

Herr, heb mich auf und lass mich stehn,
wo ich im Glauben den Himmel kann sehn –
weit höher, als bisher ich's fand,
Herr, setz meine Füße auf höh'res Land!

Blitze zuckten immer wieder hinter dicken Wolkenbänken. Dort in Tunuí konnte ich die Gegenwart Gottes deutlich spüren.

In diesem Ort war es, wo ich mit Gott über einen weiteren Stamm sprach, der unten an der Mündung des Isana in den Río Negro wohnte. Man hatte mir von den Nyengatú erzählt, deren Sprache nicht im Geringsten mit derjenigen der Curipaco oder der Carom verwandt war. Aber weil die Nyengatú das Evangelium noch nie gehört hatten, nahm ich mir vor, auf meiner nächsten Reise auch diesem Stamm das Wort der Rettung zu bringen.

AUSSAAT UNTER TRÄNEN

Meine Freude über die Annahme des Evangeliums drüben am Isana erstarb bald nach der Rückkehr nach Sejal. Zweifellos waren die Leute froh, mich nach mehreren Monaten wiederzusehen, indem sie mich wie eine lang vermisste Schwester begrüßten, aber ihre Freude war nicht in Gott begründet. Sie waren stehen geblieben, und ich hatte den starken Verdacht, dass der Alkoholkonsum, das Rauchen, das Tanzen und der Schamanismus in der Zeit, in der ich nicht bei ihnen gewesen war, wieder zugenommen hatten. Es schien, als ob man sich dem Lesen nur noch um seiner selbst willen widmete, sodass es für viele nur noch ein Ritual bildete. Außer Paulo (der wie erwähnt an einem Schlangenbiss starb) war Melisio vielleicht der einzige Gläubige mit einer wahren geistlichen Gesinnung.

Es gab allerdings noch andere, die ich nicht einzuschätzen vermochte. Auch ihr Leben war durch das Evangelium verändert worden. Einer war der junge Mateo, der etwa Zehnjährige, dessen Schwester man entführt hatte. Damals hätte ich nicht daran gedacht, dass ich ihn 40 Jahre später als Diakon in einer Baptisten-gemeinde in der Stadt Puerto Ayacucho in Venezuela wiedersehen würde! Dann war da noch Anilo. Er war ungefähr zwölf Jahre alt und sah mich immer an, als ob ich ein Engel vom Himmel sei. Damals erkannte ich nicht, dass Anilo nicht nur Silben las, sondern die geistlichen Wahrheiten in sich aufnahm, wodurch er in Gottes Wort fest gegründet wurde. Er wurde später ein höchst geachteter und fruchtbarer Lehrer (auf Spanisch!) in der venezolanischen Grenzstadt San Fernando de Atabapo.

Melisio entsprach nicht meiner Vorstellung von einem Leiter. Er sprach leise und blickte sich immer nach Hilfe um, aber ir-



Chicho, der Übersetzer

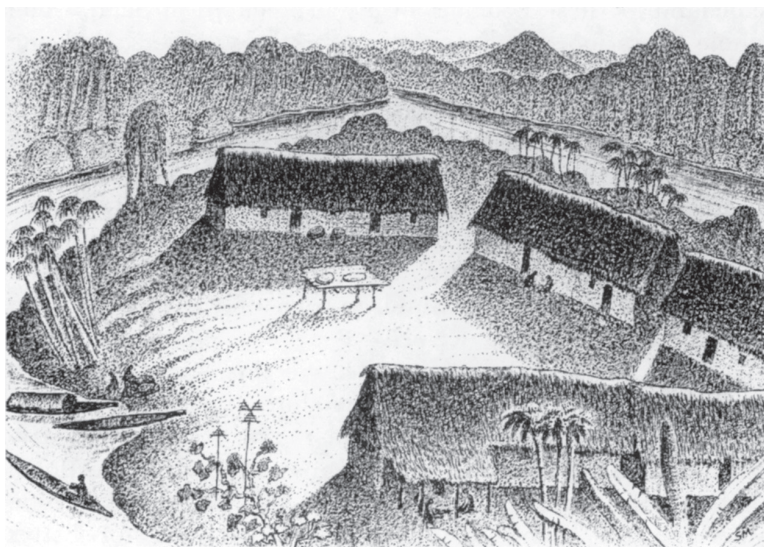
gendwie kamen die Leute, wenn er sie zusammenrief, um in ihren Heften zu lesen. Sogar *Capitán* Lapa und die älteren Männer saßen still da und hörten zu. Das hatte es in der Kultur der Curipaco noch nie gegeben. Da führen nämlich in den öffentlichen Sitzungen die älteren Männer das Wort, und die jungen hören zu. Dann bemerkte ich etwas: Während des Lesens in dem Frage- und Antwortheft über biblische Lehre hörten alle zu, als es um die Fragen und die Antworten ging, doch bei der Lesung des Johannesevangeliums wollten alle nur so schnell wie möglich lesen, um zu zeigen, »wie gut sie es konnten«. Sie wurden sogar ärgerlich auf mich, wenn ich sie unterbrach, um etwas zu erklären. Anscheinend war ich nicht in der Lage, ihnen zu helfen, sich tatsächlich vom Wort Gottes zu nähren oder geistlich zu wachsen.

Mein Problem bestand also darin, dass ich mich der Frage gegenüber sah: Wie würde ich sie dahin bringen, über das *nach-*

zudenken, was sie gelesen hatten? Worin bestände der Nutzen davon, weitere Teile aus Gottes Wort in ihre Sprache zu übersetzen, wenn die Bedeutung dieser Texte nicht bis in ihre Herzen drang?

Plötzlich dämmerte es mir. Weil sie in den Fibelheften immer auf die Fragen achten mussten, taten sie das bei dem Frage- und Antwortheft über biblische Lehre ebenfalls. Es war klar: Die Fragen brachten sie zum Nachdenken. Warum konnte ich nicht in der gesamten Bibel hinter jeden Vers oder Gedanken eine Frage schreiben, die sie über jeden gelesenen Vers nachdenken ließ? So konnten auch diese Fragen wie eine Art Kommentar für sie wirken! Jedenfalls wollte ich das versuchen.

Ich übersetzte 20 Kapitel aus verschiedenen Teilen des Neuen Testaments und setzte nach jedem Vers in Klammern eine Frage. Zum Beispiel nach Apostelgeschichte 16,31 (Was muss der Kerkermeister tun, um errettet zu werden?) und hinter Johannes 1,1 (Ist Jesus das lebendige Wort, von dem wir lesen?). Außerdem



Ein typisches Curipaco-Dorf

versah ich in jedem Kapitel einen Vers mit einem Sternchen, den sie auswendig lernen sollten.

Weil ich mit ihren Problemen rechnete, wenn ich mal nicht bei ihnen war, setzte ich auf das Deckblatt des Heftes eine einfache »Gottesdienst-Ordnung«, bestehend aus sechs kurzen Sätzen:

Wir reden mit Gott.

Wir singen einige Lieder.

Wir lesen Gottes Wort.

Wir lernen einen Vers auswendig.

Wir reden mit Gott.

Wir singen ein Abschlusslied (ein Gotteslob).

Ein kleiner handbetriebener Vervielfältigungsapparat, den ich aus den Vereinigten Staaten mitgebracht hatte, leistete uns gute Dienste. In meiner kleinen Hütte in Sejal kopierte ich 1000 von diesen Heften. Das ganze Werk faszinierte die Dorfbewohner, und einer wetteiferte mit dem anderen um die Erlaubnis, die Kurbel drehen oder die Blätter stapeln zu dürfen. Manchmal hatte ich viel mehr Helfer, als ich brauchen konnte. Dabei musste ich genau auf alles achten, was sie machten, wenn insbesondere einige Zuschauer anfangen, ihre nicht gewinkelten Babys auf den fertigen Stapeln herumspringen zu lassen.

Von den 1000 Heften verteilten wir 500 an alle Dörfer, die von Sejal aus gesehen stromaufwärts und -abwärts am Guainía lagen. 500 hoben wir für die nächste Reise zum Cuyarí und zum Isana auf.

Ich hatte keine Vorstellung davon, wie effektiv diese einfache Fragemethode war, um das scharfe, zweischneidige »Schwert des Geistes« aus der Scheide zu ziehen. Welch einen Eifer brachte das in die Versammlungen! Sie riefen die Antworten auf die Fragen laut in den Raum! In dem kleinen Gemeindehaus ließ ich die Frauen auf der einen und die Männer auf der anderen Seite sitzen. So konnten sie sich besser auf Gottes Wort konzentrieren – ins-

besondere die jungen Leute, die sich leicht ablenken ließen. Während die Ältesten vorn saßen und die Gruppe anblickten, lasen sie einen Vers und stellten die entsprechende Frage. Dann beantworteten die Frauen die Frage und lasen ihren Vers und die Frage. Die Männer beantworteten sie, und gaben ihre Frage den Ältesten weiter. Manchmal gab entweder die Frauengruppe oder die Männergruppe eine falsche Antwort, oder die Betreffenden wussten nicht, wie sie sich ausdrücken sollten. In einem solchen Fall sprangen gewöhnlich die Ältesten ein und gaben die Antwort, so gut sie eben konnten.

Von da an dachten sie über das nach, was sie lasen, und das Wort fand schließlich Eingang in ihre Herzen. Es war der Beginn eines Aufbruchs, bei dem sich viele vom Alten zum Neuen hinwandten.

Wieder war eine Regenzeit vorüber, und ein paar Gläubige und ich starteten zu unserer zweiten Reise zu den Carom am Isana. Meine Paddler auf dieser Reise erwiesen sich als nicht ganz so fähig wie meine Begleiter beim vorigen Mal. Wir schafften es kaum unter dem ersten umgestürzten Baum hindurch. Beim nächsten wurde es noch schlimmer.

Beim dritten Baum geschah es dann: Ein Teil des Bootes kam vorbei, aber die Strömung war fürchterlich und keilte uns unter dem Baumstamm fest. Der Indianer hinter mir ergriff einen über ihm hängenden Ast und drückte in seiner Verzweiflung das Boot nach unten, um vollends unter dem Stamm hindurchzukommen. Obwohl ich sagen muss, dass seine Bemühungen Erfolg hatten, waren wir – als ich wieder hinsah – kurz davor unterzugehen.

Die Indianer sprangen ins Wasser, um die Ladung zu erleichtern, und ich tat es ihnen gleich. Ich ging unter, bemerkte aber, dass ich der Strömung nicht mehr hilflos ausgeliefert war, sodass ich auftauchen konnte. Das Boot war inzwischen gekentert, und all meine wertvollen Hefte schwammen in Windes-



*Sejal ist eines der größeren Curipaco-Dörfer.
Meine kleine Hütte in der Mitte war die »Zentrale« für die Hefherstellung und
für die Arbeit an der Sprache der Curipaco. Sie ist mir zur Heimat geworden.*

eile den Strom hinab. Meine Arbeit von Monaten – die Übersetzung, das Abtippen (mit zwei Fingern) und das Vielfältigen – schien umsonst gewesen zu sein! Ich war fassungslos: ›Warum hatte Gott das zugelassen?!‹

Die Indianer waren gekommen, um mir zu helfen, aber ich hielt mich am gekenterten Kanu fest und rief: »Holt die Sachen wieder!« So schwammen sie davon und waren bald hinter der nächsten Flussbiegung verschwunden. ›Nun wird wohl alles durchtränkt und untergegangen sein, bevor sie es erreicht haben,‹ dachte ich, ›besonders wenn die Pakete mit den Heften die Wasserfälle da unten hinabstürzen.‹

Die Strömung trug mich mitsamt dem Kanu gegen einen Baumstamm, wo ich auf die Indianer wartete. Dabei war ich dankbar, dass es in dem Fluss weder Piranhas noch Alligatoren gab! Schließlich hörte ich die Männer durch das Uferdickicht kommen.

»Habt ihr etwas retten können?«, fragte ich mit sehr wenig Hoffnung.

»Alles!«, antworteten sie.

Tatsächlich! Jetzt sammelten wir eifrig alles dort auf, wo meine Begleiter es abgelegt hatten: ein Karton mit den Heften auf dem äußersten Ende eines Baumstamms in der Flussmitte, einen meiner Stoffsäcke an einem Ufer, einen Karton am anderen – immer gerade das, was uns in die Hände kam. Weil wir alles so weit wie möglich regenfest gemacht hatten, war nichts durchnässt worden, außer dem Stoffsack. Dessen Inhalt wollten wir ausbreiten, sobald wir ein Dorf erreicht hatten.

Bald erreichten wir die brasilianische Seite des Cuyarí. Es gab weder einen Außenposten noch ein Wachhäuschen als Grenzmarkierung, nur einen halb im Blätterwerk des Urwalds versteckten Grenzstein. Die Indianer kamen und gingen und wussten kaum, ob sie in Kolumbien oder in Brasilien waren. Es gab also keine Stelle, wo man ein brasilianisches Visum hätte vorzeigen können, selbst wenn ich ein solches gehabt hätte. So setzte ich zusammen mit den Indianern die Reise fort! Jetzt kamen wir zu der letzten Biegung vor Matijaipan, und mein Herz begann, vor Erwartung schneller zu schlagen.

Meine Besorgnis war nun ganz anders als zu Anfang: Würde ich erleben, dass Gott die Herzen der Carom gar nicht richtig erreicht hatte? Ich wusste, dass sie abergläubischer waren als die Curipaco. So hatten sie vielleicht alles nur mitgemacht, wie sie es bei einem Schamanen getan hätten. Vielleicht hatten sie sogar ihre Hefte verbrannt, und möglicherweise würden sie sich versteinern, wenn sie mich sahen.

Schließlich kam Matijaipan in Sicht. Die Hütten sahen noch genauso aus wie damals, als ich zum ersten Mal kam. Aber was war dieses neue und hohe, schmale Gebäude? War das ... konnte das ... ein Gemeindehaus sein? Meine Hoffnung lebte auf.

Auf einmal stürzten alle Leute aus ihren Hütten und liefen zum Flussufer hinab, indem sie ihre Hunde zurückriefen. Was sie an Kleidung trugen, war ein Flickwerk aus zusammenge nähten Stofffetzen, und aufgrund ihrer scheußlichen Hautkrankheit hatten die meisten fleckige Haut; mir aber kamen sie wunderschön vor. Gottes Liebe strahlte mir aus ihren Gesichtern entgegen, als sie vor mir standen und mich lächelnd willkommen hießen.

»Lasst uns zum Gemeindehaus gehen!«, sagten sie stolz und führten uns geradeswegs in das neue Gebäude, das sie aus Lehm errichtet hatten.

Sie begannen, glücklich zu erzählen, und berichteten mir, was seit meinem ersten Besuch passiert war. Zwei der Männer, Antonio und Armando, hatten die Leute, seitdem ich sie im vorigen Jahr unterrichtet hatte, täglich treu versammelt. Nun saßen sie alle da mit den Heften in den Händen – in einer Versammlung, in der alles anständig vor sich ging. Dabei wurde der ganze Fragenteil durchgenommen, wobei eine Seite der Versammelten die Fragen und die andere Seite die Antworten vorlas. Dann sangen sie alle Lieder aus dem Heft. Ich war einfach sprachlos.

»Herr«, sagte ich in meinem Herzen, »ich kann es nicht glauben! Sie hatten so wenig Belehrung, aber bei dir sind alle Dinge möglich!«

Die beiden treuen Leiter, Antonio und Armando, und ihre Frauen begleiteten uns, als wir von einem Ort zum anderen am Cuyarí und Isana zogen. Dabei sah ich, dass Matijaipan mit seinem Eifer keine Ausnahme war. Während es nur ein Jahr zuvor niemanden gab, der lesen konnte, war jetzt die Zahl der Lesenden auf über 1000 gestiegen! Die 500 neuen Hefte, die ich mitgebracht

hatte, reichten noch nicht einmal für die Hälfte derer, die jetzt lesen konnten.

Zwei andere Tatsachen versetzten mich in Erstaunen. Diese Carom hatten nicht nur in jedem Dorf, in dem ich zuvor unterrichtet hatte, ein Gemeindehaus aus Lehm gebaut – nein, sie waren auch zu Verwandten gegangen, die in ganz abgelegenen Orten lebten. Dabei hatten sie ihnen das weitergegeben, was sie selbst zuvor gelernt hatten. Das begeisterte mich am allermeisten: Sie hatten es weitergegeben! Zwar waren diese Leute gewohnt, Dinge der materiellen Welt miteinander zu teilen. Aber nun zeigte sich ihr Teilen auch darin, dass sie den anderen Stammesangehörigen ihre *geistliche* Speise weitergaben.

Dann erlebten wir einen Rückschlag. Es gab ein Dorf, weiter entfernt, wo man das Lesen nicht fortgesetzt hatte; auch war dort keine Belehrung erfolgt. Als wir unser Kanu an Land zogen, hörten wir das Pfeifen der Rohrflöte und das Klagen der *Yapoloto*¹⁴, während ringsumher lautes Geschrei und ausgelassenes Gelächter ertönten. Antonio und Armando blickten einander an: »Sie haben ein Saufgelage (womit eine Zauber-Zeremonie gemeint war). Sie wissen es nicht besser!«

Als wir den Platz erreichten, konnten wir die Indianer durch den offenen Eingang eines größeren Gebäudes sehen, wie sie betrunken umhertanzten, wobei sie mit den Füßen stampften und mit ihren verzierten Stöcken auf den Boden schlugen. Sie kamen ausgelassen auf uns zu, uns zu begrüßen. Einer von ihnen streckte einem unserer Männer eine Kalebasse mit Alkohol entgegen. Ich griff danach, und er gab sie mir. »Das ist schlecht; ihr werdet krank davon und werdet bald sterben«, sagte ich und goss den Inhalt auf dem schmutzigen Boden des offenen Eingangs aus. »Zumindest werden die Keime dadurch abgetötet«, dachte ich. Erstaunlicherweise gab es keinerlei Reaktion vonseiten der Umstehenden.

14 A. d. H.: Flötenähnliches Musikinstrument der Carom.

Die mich begleitenden Männer aus Matijaipan tranken nicht. Sie führten mich zu einer leeren Hütte, ganz in der Nähe des großen Gebäudes, in dem die Ausgelassenheit weiterging. Die betrunkenen Männer kamen immer wieder in meine Hütte und wollten sich unterhalten.

»Hört mit dem Trinken auf!«, sagte ich, »und legt euch in eure Hängematten!«

Die Frauen hielten zu den Betrunkenen und begannen, hysterisch zu lachen und zu schreien. Eine sagte ärgerlich: »Warum kommt sie her, wenn sie uns alle für schlecht hält?«

Allmählich fühlte ich mich höchst ungemütlich angesichts der fortgesetzten Wildheit, doch bald hörten die eigenartigen Tanzrhythmen auf, und es waren auch keine lauten Stimmen mehr zu hören. Ich merkte, dass Antonio mit ihnen ein Gespräch über den Herrn Jesus führte. Kurz darauf begannen sie, sich in ihre Hütten zurückzuziehen. Als alle am nächsten Morgen wieder bei Sinnen waren, schien es, als schämten sie sich wegen ihres Verhaltens und hörten dem Evangelium zu.

In einem der Dörfer, in dem sich zuvor schon manche zum Glauben bekannt hatten, gab es große Angst vor *Manhemnanai* (bösen Geistern). »Die sind schwarz«, erzählten mir die Leute. »Sie sehen wie Tiere aus, sind aber Menschen – böse Menschen, die sich zwischen den Bäumen verstecken.« Als sie versuchten, mir das klarzumachen, nahmen sie die Sache so ernst wie ängstliche Kinder.

»Habt keine Angst«, sagte ich. »Vertraut euch von Herzen Jesus an. Er wird seine Engel senden, um über euch zu wachen.« Das schien sie sehr zu beruhigen. Mich beschämte ihr Vertrauen auf diese Worte der Wahrheit, zumal sie mich außer bei dem »Feldzug« im vorigen Jahr doch noch nie gesehen hatten.

Dann passierte dort an einem Abend etwas, was ihre Ängste wiederaufleben ließ. Wir hatten mit der Versammlung begonnen, und es schien, als seien alle anwesend. Plötzlich fingen die Hun-

de zu bellen an, und wir hörten schreckliche, menschenähnliche Schreie. Wir rannten alle zu der Hütte hinüber, aus der die Schreie kamen. Dort, im Innenraum, lag ein als Haustier gehaltener Affe, der schrie, während er in den letzten Zügen lag. Blut und Gehirn tropften aus einer tiefen Wunde in seiner Stirn. Zunächst meinte ich, dies sei das Werk einer Jaguarklaue, aber dann sahen wir ein scharfkantiges Rohr dabei liegen, an dem Blut klebte.

»*Manhemnanai!*«, sagten die Indianer im furchterfüllten Flüsterton.

Ich wollte diese Erklärung für das Geheimnis nicht gelten lassen, trotzdem ließ ich wie die anderen meine kleine Öllampe die ganze Nacht über brennen, weil ich dachte, dass hier vielleicht ein blutgieriger Indianer umherschlich oder dass ein Schamane versuchte, uns Konkurrenz zu machen.

Bevor wir dieses Dorf verließen, versicherte ich den Gläubigen, dass Gott stärker als alle bösen Geister ist, und sie nahmen sich diese Worte zu Herzen.

Als wir uns den Stromschnellen von Tunuí näherten, fragte ich mich, wie es bei den dortigen Dorfleuten seit unserem letzten Besuch weitergegangen war. Wir gingen geradewegs zu der größten Hütte. Der alte Häuptling kam uns mit einem Lächeln entgegen.

»Du bist wieder zu uns gekommen, unsere Schwester!«, sagte er warmherzig. »Wir haben schon auf dich gewartet.«

»Ja, nun bin ich da«, antwortete ich.

Der Raum füllte sich schnell, und alle kamen, um mir die Hand zu schütteln und mir sehr höflich mitzuteilen, dass ich gekommen sei, was ich jedem persönlich und feierlich bestätigte, wie es die Sitte verlangte.

Dann kamen noch sehr viele in Kanus aus den Dörfern, die weiter unten am Fluss lagen. Ich stand ganz verblüfft da, aber der Häuptling erklärte mir: Zwei Brüder aus Tunuí seien zu den abgelegeneren Dörfern gefahren und hätten schon in Dutzenden

von ihnen den Bewohnern das Lesen und Singen beigebracht. Auch hätten sie ihnen alles gesagt, was sie vom Evangelium wussten. Das hatten sie gelernt, als sie mir bei meiner ersten Reise in zwei oder drei weitere Dörfer gefolgt waren. Mein Herz war ganz erfüllt! Mehrere Tage lang unterrichtete ich sie so viel über Gottes Wort, wie sie nach meiner Meinung in dieser Zeit nur irgend aufnehmen konnten.

Die wenigen Tage, die ich dort auf meiner geliebten Hochebene verbrachte, von wo aus ich die Stromschnellen und Wasserfälle überblicken konnte, stärkten mich. Es ging nicht nur darum, dass ich sah, wie hungrig diese Leute nach Gottes Wort waren. Vielmehr hatte es auch damit zu tun, dass ich hier an dieser Stelle dem Herrn gesagt hatte, ich würde wiederkommen, um auch den Nyengatú das Evangelium zu bringen. Ich konnte ihm nur danken, dass er mir die Rückkehr erlaubt hatte. Diese Neubekehrten unter den Carom, die sich Christus zugewandt hatten, brauchten die Stärkung, und Gott war dabei, mir durch sie auf dem Weg zu einem neuen Stamm auch noch behilflich zu sein.

Mehrere Kanus begleiteten mich den Fluss hinab; mit dabei waren meine beiden Zweisprachler, die das Nyengatú genauso sprechen konnten wie das Carom. Die Sprache der Nyengatú war völlig anders als die der Carom oder der Curipaco. Ich zog mit diesen Nyengatú-Indianern mehrere Monate lang von Dorf zu Dorf, wobei ich durch einen Carom übersetzt wurde. Ich begann die Übersetzungen genau so, wie ich es für die Curipaco getan hatte. Mithilfe eines Zweisprachlers übersetzten wir einige Lieder und Bibelgeschichten. Ganz sicher waren noch etliche Revisionen nötig, die später gemacht werden sollten, wenn ich oder andere Missionare die Sprache besser beherrschten.

»Wenn ich wiederkomme, werde ich auch Hefte in eurer Sprache mitbringen«, erzählte ich ihnen. Dabei erklärte ich, dass ich »da drüben« in Kolumbien eine Maschine hätte, die alles vervielfältigen würde, was wir übersetzt hatten. »Aber in der

Zwischenzeit werden wir euch das Lesen beibringen und euch ermöglichen, dass ihr Gott kennenlernt.«

Später kamen weitere Carom vom Oberlauf des Isana, wo ich noch nie gewesen war. Sie baten mich, sie zu begleiten. Sie überbrachten mir eine Nachricht von ihren Leuten, die in ihrer Sprache geschrieben war. Ich war einfach überwältigt davon, Botschaften von Carom zu erhalten, die ich persönlich nicht unterrichtet hatte. Doch dann las ich, was sie mit dem Bleistift sorgfältig in Druckbuchstaben geschrieben hatten:

Komm zu uns; wir haben den Teufel verlassen, seitdem wir Gottes Wort gehört haben.

Wir haben *Yalaqui* (Alkohol) aufgegeben.

Wir denken an unseren Häuptling Jesus. Wir lesen sein Wort jeden Tag.

Wir haben ein Haus für dich gebaut.

Demnach waren andere, gläubige Carom auch bis zu ihnen vorgedrungen. Was hätte ich anderes tun können, als ihrer Bitte zu entsprechen? Zu unserem Reiseplan gehörten 18 verschiedene Dörfer. Überall wurde ich erwartet. Man hatte allerorts eine neue Unterkunft für mich als Gast gebaut, angefangen von Palmwedel-Schutzdächern bis hin zu fertigen Hütten aus weißem Lehm.

In einem dieser abgelegenen Dörfer erblickte ich plötzlich ein kleines Mädchen von etwa sieben Jahren. Es rannte fort, als es sah, dass ich es genau anblickte, und ich erinnerte mich sofort.

»Ist das nicht Mateos kleine Schwester, Yochi?«, fragte ich.

»Ja«, sagten ihre Tante und ihr Onkel, die zu den neuen Gläubigen gehörten. »Sie ist Mateos kleine Schwester, die wir vom Guainia hergebracht haben.« Sie sprachen zutraulich, schienen aber Angst zu haben, ich würde Yochi wieder zurückbringen. Doch als ich merkte, dass sie von ihnen wie eine Tochter an-

gesehen wurde, unternahm ich keinen Versuch, sie nochmals zu entwurzeln. Außerdem war ihre richtige Mutter gar nicht mehr in Sejal, auch war sie keine Gläubige. Für ein paar neue Kleider war sie fortgegangen, um die Frau eines kolumbianischen Händlers zu werden und in wilder Ehe zu leben, während diese Tante und dieser Onkel richtig Hunger nach Gottes Wort zu haben schienen und ihm folgen wollten.

Nach einer weiteren evangelistischen Reise wollte ich nach Sejal zurückfahren. Danach aber hatte ich das Gefühl, ich müsste mal wieder in die Vereinigten Staaten reisen, um dort einen kürzeren Urlaub zu verbringen. Das würde dann der Abschluss meines zweiten Drei-Jahres-Terms sein. Ich wusste, dass ich eine Pause nötig hatte. Allerdings schien das Werk der Weitergabe des Evangeliums unter diesen Stämmen kein Ende zu nehmen. Diese zweite Reise hatte fast ein ganzes Jahr gedauert. Überall gab es Unerreichte, die weiter draußen an Flüssen, Bächen und anderen Wasserläufen wohnten, und ich konnte sie nicht abweisen.

Dann begann ich, angesichts der tagsüber herrschenden Hitze unter heftigen Kopfschmerzen zu leiden. Es gelang mir nur mit eiserner Entschlossenheit, den Unterricht (tagein, tagaus und Abend für Abend) wie gewohnt zu erteilen. Zu essen hatte ich oft nur hartes, geschmackloses *Yuca*-Brot und Zuckerrohrstücke, weil niemand auf Jagd ging, solange ich dort war, um zu unterrichten. Fasten und Beten waren zu meinem Lebensstil geworden, aber die schlimmsten Tage sollten erst noch kommen.

Drei Carom-Paddler waren bereit, mich zum Guainía zurückzubringen. Wir hatten schon zwei Tage lang gekämpft, um mit dem Kanu unbeschadet an Wasserfällen, Stromschnellen und umgefallenen Bäumen vorbeizugelangen; dann ging es acht Stunden lang zu Fuß über Baumstümpfe und unter Schlingpflanzen hindurch. Ich war nie eine Heldin bei solchen langen Märschen auf Trampelpfaden – außer einmal, als ich zu weit von den In-

dianern entfernt war, um sie zu Hilfe rufen zu können. Da hörte ich ein Rascheln und erblickte eine dicke Giftschlange mit einem großen dreieckigen Kopf, die mehr als einen Meter lang war. Selbst wenn ich heil an ihr vorbeigekommen wäre, konnte ich sie nicht dort lassen, wo sie den Nächsten angreifen würde, der sich den Weg durch den Urwald bahnen wollte. So hob ich mutig einen trockenen Ast auf und zielte auf ihren Kopf. Der Ast brach entzwei. Sofort kam die Schlange tänzelnd auf mich zu wie eine halb gespannte Sprungfeder. Sie schaute mich tatsächlich wie ein Dämon an. Ich schlug immer wieder zu, was sie verwunderte. Dann stieß ich ihr die metallene Spitze meines Schirms durch den Kopf, wobei ich die Giftblase traf. Eine Menge gelber Flüssigkeit kam heraus. Die hätte – da war ich mir sicher – für mehr als nur für einen Erwachsenen genügt!

Dieser Trampelpfad führte uns nun zu einem kleineren Fluss, der uns zum Guainía bringen sollte. Aber zu unserer Bestürzung konnten wir, dort angekommen, kein Kanu finden. Die Indianer suchten flussaufwärts und -abwärts die Ufer ab, waren aber außerstande, etwas zu entdecken. So machten sie sich zu Fuß auf den Weg – durch Wasser und Dickicht, um irgendein Dorf zu finden, wo sie ein Kanu leihen konnten. Mein Fuß war durch einen Zusammenstoß mit einem rauen Baumstumpf dermaßen entzündet, dass ich nicht in der Lage war, sie zu begleiten.

So blieb ich unter einem winzigen Palmwedel-Regendach sitzen – allein, schwach und hungrig. Wir hatten unseren letzten Vorrat, ein Stück Affenbraten und getrocknetes Krokodilfleisch, am Abend zuvor gegessen, und nun saß ich mit nichts als drei kleinen Stückchen *Yuca*-Brot mitten im Urwald. Die Männer hatten mir alles überlassen, was sie hatten.

Weil sich das Dunkel der Urwaldnacht über alles ringsum legte, setzte ich mich in meiner Hängematte unter dem Dach meiner »luftigen Behausung« zurecht und hörte auf die Jaguare. Meine Bemühungen wurden bald belohnt. »Hi, hi, hi, hi«, ertönten keh-

lige Laute in großer Entfernung. Eine Weile hörte ich auf sie. Als ich bemerkte, dass die nächsten Laute von noch weiter her kamen, war ich erleichtert. Sie kamen also nicht auf mich zu. Schließlich schlief ich ein.

Weil ich überhaupt nicht wusste, wann die Indianer zurückkommen würden, teilte ich mir die drei kleinen Stücke des nach Kerosin schmeckenden *Yuca*-Brottes ein. Jedes Mal aß ich nur ein ganz kleines Bröckchen, aber nach drei Tagen war alles aufgegessen. Am dritten Tag betrachtete ich nachdenklich die Flinte, die die Indianer mir zurückgelassen hatten. Sie war geladen, aber ich hatte noch nie mit einer solchen geschossen. Plötzlich ging ein Geräusch durch die Baumspitzen, als wäre ein Sturm im Anzug. Irgendetwas näherte sich da.

Ich ergriff die Flinte, verließ die Hängematte und humpelte vorsichtig, um meinen Fuß zu schonen, zu dem Trampelpfad hinab und blieb unter den gebogenen Farnkräutern stehen. Eine ganze Horde großer grauer Affen kam, springend und sich von Ast zu Ast schwingend, immer näher. Ich hob die Flinte und richtete sie auf einen ziemlich großen Affen genau über mir. In diesem Moment ergriff er zwei dicke Äste – mit jeder Pfote einen – und bog sie zur Seite, um den Boden zu betrachten. Er erblickte mich unter den hohen Farnkräutern und schüttelte den Baum mit aller Macht und schrie laut auf. Da schien es, als geriete der gesamte Urwald in Aufruhr. Vor Nervosität zitternd riss ich mich zusammen und drückte ab.

Es gab ein lautes Klicken, aber sonst geschah nichts. Die Affen tobten weiter. Ich wusste, dass sie schlimm beißen konnten, wenn sie es darauf abgesehen hatten, mich anzugreifen.

Immer wieder drückte ich aus reiner Verzweiflung ab. Dann sah ich mir die Flinte an. Zu meiner Bestürzung bemerkte ich, dass sich die Kugel nicht abfeuern ließ, weil das Zündhütchen alt war. So zog ich mich eilig in mein Moskitonetz zurück, wo ich halbwegs sicher war.

Die Affen trieben auch in den nächsten Tagen ihre Kapriolen in den Wipfeln des Urwalds, und dazu kamen noch die wilden Truthähne, die Enten und die Tukane. Essen und nochmals essen, wo ich auch hinschaute, aber kein einziges Stückchen zu beißen! Langsam lernte ich, was »quälender Hunger« bedeutet: die schmerzhaften Kontraktionen der Magenmuskeln und der Wunsch, sich einfach hinzulegen und liegen zu bleiben.

Wieder kam eine Nacht – eine sehr dunkle Nacht. Das war das Ende des fünften Tages, und die Indianer waren immer noch nicht zurückgekehrt. Gedanken an Verrat schlichen in mein Herz – oder daran, dass sie es auf meine Habseligkeiten abgesehen hatten. Warteten sie nur meinen Tod ab? Aber was hatte ich, das sie gern an sich genommen hätten? Meine Taschenlampe – sonst gab's ja nicht viel!

Mit so düsteren Gedanken schlummerte ich ein und träumte, ich sähe einen Indianer heranschleichen, der mich ermorden wollte. Ich schrie laut auf und fand mich mit klopfendem Herzen aufrecht in meiner Hängematte sitzend und wild in die Finsternis starrend. Eigenartig, wie hart wir kämpfen, um dieses Leben zu behalten! Wie oft hatte ich dem Herrn gesagt, dass ich ihm im Leben und bis in den Tod dienen wollte. Und jetzt ...? Aber er war mir in dieser Nacht sehr nahe und schien zu sagen: »Meinen Frieden gebe ich [dir] ... *Euer Herz werde nicht bestürzt* ...« (Joh 14,27).

Der nächste Tag schwand dahin, ohne dass sich irgendetwas geändert hatte – die Indianer waren nicht zurückgekommen. Nun bekam ich schreckliche Angst. Der Glaube zog aus, und die Panik zog ein. Der Urwald glich einem lebenden Ungeheuer, das mich mit Lianen und Bäumen und Sümpfen umschloss, um mich allein im Reich des Erzfeindes, fern von Gott und Menschen, sterben zu lassen. Ich schrie immer wieder laut zu Gott und lauschte auf seine Antwort. Ich versuchte, das Geräusch der Paddel eines sich nahenden Kanus wahrzunehmen. Aber ver-

gebens. So blieb mir nichts, als bei jeder Bewegung meines leeren Magens zu stöhnen.

Gegen Abend hatte ich herausgefunden, wie ich mir am nächsten Tag ein Floß bauen könnte, um den Fluss hinabzufahren. Mit diesem Entschluss schlief ich ruhig ein.

Am nächsten Morgen riss ich mit plötzlich neu erwachten Kräften Pfähle aus, die alte Regendächer gebildet hatten, legte sie auf zwei kurze Pfähle und band sie mit starken Lianen zusammen. Eine Liane riss plötzlich, als ich daran zog, und ich fiel rückwärts, wobei ich mir den ohnehin schon entzündeten Fuß verdrehte. Ich wurde vor Schmerz ohnmächtig.

Als ich wieder zu mir gekommen war, baute ich das Floß zu Ende und legte mich in meine Hängematte. Am nächsten Morgen wollte ich den Fluss hinunterfahren.

An diesem Abend aber, noch vor Sonnenuntergang, hörte ich das Platschen von Paddeln. Die Indianer waren zurückgekehrt und brachten Essen mit.

Gott wusste: Hätte ich es gewagt, allein loszufahren, wäre ich auf dem Wasser des über die Ufer getretenen Urwaldflusses verloren gewesen!

EINE ZEIT DER FREUDE UND EINE ZEIT DES LEIDS

Es war im Jahr 1951. Mein kurzer Urlaub nach weiteren drei Jahren hatte etwas Besonderes. Tränen der Freude flossen reichlich, als ich meine Mama und meinen Papa wieder einmal umarmen konnte. Diesmal waren wir in einem Landhaus in St. Petersburg, Florida. Bald traf ich auch meine Brüder und meine Schwester Tess. Nur meine Schwester Anne fehlte. Anne war die Heldin und Mentorin meiner Kinderzeit gewesen. Sie war es, die mir ein Buch gegeben hatte, das in mir im Alter von neun Jahren eine anfängliche Liebe zum Herrn geweckt hatte. Aber mittlerweile war Anne nach Brasilien ausgewandert, um als Missionarin unter einem der dortigen Volksstämme zu arbeiten.

Nach zwei oder drei Monaten hatte ich mich erholt. So kehrte ich wieder nach Kolumbien zurück. Nie würde ich das Bild vergessen, wie mein Vater und meine Mutter im Zwielflicht beieinanderstanden und mir nachwinkten – ein Bild, das sich für immer in mein Herz eingegraben hat. Es war das letzte Mal, dass ich die beiden zusammen gesehen habe.

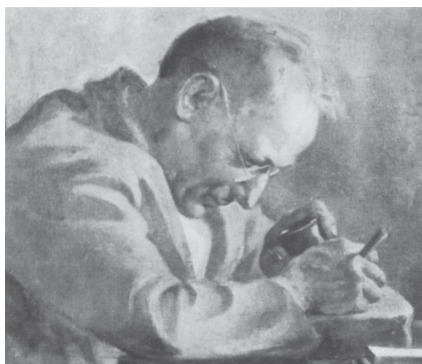
Niemand war glücklicher, dass ich zum Guainía zurückgekehrt war, als der junge Melisio. Es überraschte mich nicht allzu sehr, dass er nun als der anerkannte Führer der Gläubigen in Sejal galt. Als ich wieder an die Übersetzungsarbeit ging, wollte Melisio mir unbedingt helfen. Jede neue Wahrheit in der Bibel faszinierte ihn, und gewöhnlich teilte er sie schnell den anderen mit. Aber auch bei der »weltlichen Arbeit«, beim Zusammenstellen der Hefte, schien ihm keine Aufgabe zu gering zu sein, wenn es darum ging, Gottes Wort in der Muttersprache der Curipaco verfügbar zu machen.



Sophie als Baby



Sophie als Teenager



Sophies Vater, »der Lithograf« (um 1948)



Sophie als Angestellte in einer Kunstabteilung, in der sie nach dem Studium einige Jahre arbeitete



Sophie als Kunststudentin



Sophies Mutter (1948)

Eines Tages, einen Monat nach meiner Rückkehr an meine Arbeit, kam ein Indianer mit meiner Post. Er hatte in Maroa eingekauft, und der Postbeamte hatte ihn beauftragt, mir meine Post zu bringen – meine erste nach meiner Rückkehr von daheim. Ich setzte mich vergnügt hin, um sie zu lesen. Da waren nur Briefe von meiner Mutter, keiner vom Vater. Na klar, er hatte das, was er mir mitteilen wollte, in die Briefe meiner Mutter gesteckt.

Zuerst öffnete ich das, was ich für eine Weihnachtskarte von einer Freundin hielt. Aber es war keine Weihnachtskarte. Ich starrte auf die Überschrift:

Mit tiefer Anteilnahme

Was hatte das zu bedeuten? Dann folgten ein Gedicht und die Unterschrift einer Freundin, sonst kein weiteres Wort.

Eine schreckliche Furcht ergriff mich. Anteilnahme? Warum nur, warum? Angesichts der qualvollen Anspannung, die mit den schlimmsten Ahnungen einherging, weinte ich laut los. Nein! Das darf nicht sein! Vielleicht ist es ja ein anderer – irgendeiner, aber doch nicht Mama oder Papa! Mir war, als würde das Blut in den Adern meines ganzen Körpers rasen, sodass die Gefahr bestand, sie könnten jeden Augenblick platzen.

Ohne mich beherrschen zu können, zog ich einen der Briefe meiner Mutter hervor. Dadurch würde ich Klarheit gewinnen! Aber diesmal konnte ich beim Öffnen kaum meine Finger unter Kontrolle halten. Ich überflog die erste Seite und las die schreckliche Zeile immer wieder: »Er sah mich an, als wolle er mir etwas sagen, und dann stürzte er tot zu meinen Füßen nieder.«

»O Herr! Das kann nicht sein! Das kann nicht sein!«, schrie ich immer wieder laut. Die Indianer kamen und schauten durch die Fenster, aber ich verkroch mich in meinem Bett, sodass man mich von draußen nicht sehen konnte, und antwortete nicht, wenn sie riefen. Ich wollte irgendetwas tun, aber da gab

es nichts, was ich machen konnte. Ich wollte nur mein Elend herausschreien.

Dass ich meinen Vater in dieser Welt nie wiedersehen würde, kam mir irgendwie so unwirklich vor. Auch war seit seinem Tod viel zu viel Zeit vergangen, um daran zu denken, wie ich meiner Mutter helfen konnte. Die Briefe ließen erkennen, dass Gott ihr Frieden gegeben hatte, wofür ich dankbar war. Aber ich persönlich fühlte mich beraubt. Niemand hatte jemals so viel über mich nachgedacht, wie mein Vater es getan hatte. Für mich fühlte er sich immer schon besonders verantwortlich, und das seit den »furchtbaren Tagen«, als ich drei war und mein kleinerer Bruder Eddie meinen Platz auf dem Schoß meiner Mutter für sich erobert hatte. Außerdem hatte mein Vater bei der künstlerischen Arbeit mir zur Seite gestanden, wenn wir zusammen loszogen, um Skizzen anzufertigen. Er war es, der mich drängte, ich sollte mich zusammenreißen und Kalligrafie lernen. (»Wenn Porträts nicht genug einbringen, kann man immer noch mit Kunstschrift etwas verdienen«, pflegte er zu sagen.) Und er war es, der mir das eiserne Pflichtgefühl einimpfte, das mir im Urwald so sehr zustattenkam.

In jenen ersten dunklen Tagen war es, als stände der Satan dauernd an meiner Seite, um mir zu sagen: »Wie kannst du wissen, ob dein Vater im Himmel ist? Wenn dein eigener geliebter Vater für ewig verloren ist, was kümmert es dich dann, wenn die ganze Welt zur Hölle fährt?«

Ich wusste, dass Mama errettet war und den Herrn liebte, aber mein Vater äußerte sich nicht über das, was er glaubte. Als er seine jungen Jahre in Deutschland verbrachte, studierte er kurz vor seiner Auswanderung nach Amerika katholische Theologie. Mama und ich waren hinsichtlich seiner Errettung besorgt, und wir lasen ihm aus der Bibel vor und beteten jeden Morgen nach dem Frühstück für ihn. Obwohl mein Vater nur ungern über seine Empfindungen sprach, sagte er mir mehrfach: »Ich höre es gern, wenn deine Mutter für mich betet.«

Eines Nachts trug mich der Herr außerhalb der Reichweite »der feurigen Pfeile des Bösen«. Ich träumte, ich sei auf einem Weg lichter Wolken, der hinauf zum Himmel führte. Da sah ich meinen Vater, wie er glücklich und ohne Kummer mir entgegenkam. Ich begrüßte ihn, indem ich ihm zurief: »O Papa, wo bist du?« An die Antwort kann ich mich nicht mehr erinnern, aber ich wusste, dass er bei dem Herrn in Sicherheit war. Dann nahm ich ihn in die Arme und schaute ihm nach, während er den lichten Pfad zurückging und so laut, wie er konnte, sang: »Führe mich, o ewiger König!«

Die Worte dieses Liedes klangen mir noch in den Ohren, als ich erwachte. Der »Stachel des Todes« war von Hoffnung verschlungen worden – einer ewigen Hoffnung in den Himmeln, die den Hoffnungslosen mitgeteilt werden musste. Ich nahm das als Gottes besonderes Zeichen für mich, und sein Frieden kam über mich. Also schob ich allen Kummer beiseite und dachte wieder an die Leute, die auf das Brot des Lebens warteten.

AUF DER FLUCHT

Auf meiner dritten Reise nach Brasilien fuhr ich im Kanu den Isana hinunter und wollte den Carom Hefte mit dem Markus-evangelium bringen, als mir ein Indianer aus Venezuela begegnete, der eine Botschaft für mich hatte. Er war von den Missionaren gekommen, die in der Nähe der Grenze arbeiteten. Diese wollten mich eindringlich auf zwei Sachverhalte hinweisen, die mit dem Geschehen in der Welt um uns her zu tun hatten. Erstens tobte in Kolumbien ein Bürgerkrieg, der sich auch ziemlich schnell auf die Indianergebiete ausbreitete. Das genügte schon, um einen in Schrecken zu versetzen. Aber das Zweite war schlimmer. Sie hatten gehört, dass Vertreter der brasilianischen Behörden angeordnet hatten, mich wegen illegalen Grenzübertritts verhaften zu lassen. Außerdem warf man mir vor, dass ich die Indianer durch »meine eigene Richtung des Schamanismus« beeinflusste.

Da befand ich mich nun in einem Dilemma und wusste nicht, was ich tun sollte. Ich hatte das Gefühl, es sei besser, dass ich blieb, wo ich war – so weit wie möglich von den Gefahren der Zivilisation entfernt. Doch die Behörden hatten tatsächlich einen Anlass zum Handeln – zumindest, was den »illegalen Grenzübertritt« anging. Die Indianer durften das, ich aber nicht!

Ich teilte den Carom dort am Isana mein Problem mit. Sie erzählten mir, dass die kolumbianischen Händler weiter südlich zum Vaupés führen, um dort die Erlaubnis zu erhalten, nach Brasilien einzureisen. Das war ein guter Gedanke!

»Dann lasst uns dahin fahren, um eine Einreiseerlaubnis zu bekommen«, sagte ich. »Danach werden wir den Isana hinabfahren und euren Leuten die neuen Hefte bringen.«

Aber das sollte nicht so einfach gehen.

Einige Tage später erreichten wir den Zugang zu dem Urwaldpfad, der zum Vaupés führte. Gegen Mittag – wir waren munter unterwegs – bemerkte ich plötzlich, dass meine indianischen Kameraden, die vor mir hergingen, stehen geblieben waren und sich unter ihren Traglasten aufrichteten. Sie waren jemandem begegnet, der uns auf dem Pfad entgegenkam. Ein blonder brasilianischer Gentleman mit einem braunen Sonnenhut sprach mich an.

»Ist dies Señorita Sofia?«, begann er etwas ungläubig, als ich näher kam. Ich wäre nicht verwundert gewesen, wenn er halbwegs damit gerechnet hätte, dass ich mich in eine schwarze Katze verwandeln und auf einem Besenstiel davonfliegen würde. Doch plötzlich begriff ich, dass er um meinetwillen losgeschickt worden war.

»Sind Sie der Indianer-Inspektor?«, fragte ich.

Der Mann nickte nur.

»Ich bin gekommen, um eine Arbeitserlaubnis für Brasilien zu bekommen«, sagte ich. »Könnten Sie mir eine solche ausstellen?« (Das, so dachte ich, wäre großartig, weil ich dann nicht weiterzureisen brauchte.)

»Ja, ich bin derjenige, der Ihnen diese Erlaubnis erteilen kann. Wenn Sie deshalb zum Vaupés gekommen sind, können Sie mit uns zum Isana zurückkehren.« Daraufhin schritt der Inspektor weiter, und wir konnten nichts weiter tun, als umzukehren und ihm schweigend zu folgen.

Als wir wieder in dem Dorf am Ende des Urwaldpfads ankamen, schrieb der Inspektor einen Brief und übergab ihn einem Boten, der zum Vaupés zurücklief. »Eigenartig!«, dachte ich. Dann kam mir der Gedanke, dass er den Brief vielleicht an die Polizei schickte. Meinetwegen! Erst als der Bote unterwegs war, kam der Inspektor die Uferböschung hinauf zum Dorf und sprach mit mir.

»Dies ist das dritte Mal, dass Sie unerlaubt brasilianisches Territorium betreten. Sie haben gegen das Gesetz verstoßen. Sie haben kein Recht dazu.«

Ich versuchte, ihm verständlich zu machen, dass diese Indianer beinahe dieselben waren wie jene, unter denen ich in Kolumbien arbeitete, und dass ich nur mit ihnen zusammen die Grenze überschritt, wie auch sie das in dieser und jener Richtung tun durften. Dann fügte ich hinzu: »Wenn Seelen durch Angst und Zauberei gebunden sind, ohne Christus, ohne Hoffnung, ist es dann eine Sünde, ihnen den Heiland und Hoffnung auf ein ewiges Leben zu bringen? Wenn Körper überall von Würmern befallen sind, weil die einfachsten Hilfsmittel fehlen, ist es dann Sünde, dieser Not zu begegnen?«

Der Inspektor blieb unbeeindruckt. »Dem Gesetz muss man gehorchen!«, sagte er. »Da bleibt für Idealismus kein Raum.«

Als wir den Isana hinabfuhren, war der Inspektor oft ärgerlich und rief meinen Paddlern zu, sie sollten langsamer fahren, wenn unser Kanu sein schweres überholte. Am nächsten Morgen wartete er dann stundenlang an der Stelle, wo wir die Nacht verbracht hatten. »Auf was warten wir?«, fragte ich. »Auf die Polizei vom Vaupés? Gehe ich richtig in der Annahme, eine Gefangene zu sein?«

Er schien kurz aus der Fassung zu geraten, tat dann aber so, als müsse er sich rechtfertigen, weil ihm etwas unterstellt werde. »Señorita Sofía, Sie gehören zu denen, die mich bei der Erfüllung meines Dienstauftrags begleiten. Sie sind mitgekommen, weil ich Sie eingeladen habe. Ich will Ihnen helfen. Glauben Sie mir nicht?«

»Oh doch«, sagte ich, einigermmaßen verwirrt.

An diesem Abend besprachen die Indianer rund um das Feuer die Ereignisse des Tages.

»Dieser Wüterich (der Inspektor) sagte: ›Das war doch Sofía, die euch befahl, dieses Haus für sie zu bauen, und sie hat euch nichts dafür bezahlt!‹«

»Nein, wir bauten es von uns aus«, hatten sie geantwortet.

›Er versucht, gegen mich zu ermitteln, um einen Anklagegrund zu finden‹, dachte ich. ›Glaubt er wirklich, ich würde mir in

dieser Wildnis voller Insekten ein Königreich aufbauen wollen?« In der Nacht schlief ich wenig. Allmählich wurde mir alles klar. Plötzlich, einige Stunden vor Tagesanbruch, wusste ich, dass ich das nicht länger aushalten konnte. Ich zitterte von oben bis unten. »Warum sollte ich noch warten, wenn ich doch noch nicht gefangen war?«

Ich zog mich so schnell wie möglich an und schlüpfte hinaus in die Dunkelheit. Ich lief in die Richtung, die der Hütte des Inspektors entgegengesetzt war. Bald stand ich an der offenen Hüttentür und flüsterte so leise wie möglich meinen Begleitern aus Kolumbien zu:

»Kommt!«

Darauf hörte ich ein Stöhnen, weil ich sie aus dem Schlaf gerissen hatte.

»Ich habe Angst!«, sagte ich ihnen. »Ich möchte fliehen. Könnt ihr meine Sachen zum Kanu bringen?« Sie waren dazu mehr als bereit und überredeten noch zwei andere mitzukommen.

Hätte der Inspektor nur einen kurzen Blick aus seiner Hüttentür geworfen, so hätte er eine »Prozession« von Indianern gesehen, die Kisten mit Heften schlepten und die diese die Böschung hinab ins Kanu brachten. Ich folgte eiligst hinterher. Wir stießen ab und waren Sekunden später auf dem Fluss. Die Gefahr war zu groß, um nun beruhigt zu sein. Jeden Augenblick rechnete ich damit, dass ein Kanu voller Soldaten um die nächste Flussbiegung kam, um uns zu verfolgen!

Schwarze Wolken ballten sich zusammen. Der Wind blies schrecklich, und der Regen schlug uns ins Gesicht. Ich hielt eine Plastik-Tischdecke über die Kisten mit den Heften und über die zusammengerollten Hängematten, während die vier Paddler ihr hohes Tempo beibehielten. Ich dankte Gott, dass er den Regen geschickt hatte, um uns damit einen Vorteil zu verschaffen, denn dadurch würde der Inspektor weit mehr behindert werden als wir.

Den ganzen Tag fuhren wir unentwegt weiter, und am Abend erholten wir uns, weil wir dachten, der Inspektor würde sicher im letzten Indianerdorf übernachten, an dem wir vorbeigefahren waren. Gegen Sonnenuntergang gelangten wir zu einem engen Nebenarm des Flusses, mit dem wir eine weite Schleife des Isana abkürzen konnten, sodass wir weiterhin gut vorankamen.

»Wartet! Wir werden hierbleiben«, sagte ich in plötzlicher Furcht. Wir kämpften uns durch den überfluteten Urwald, bis wir zu einem Uferstreifen kamen, der erhöht lag und trocken war. Inzwischen war es dunkel geworden, nur die Sterne konnten uns in dieser Nacht finden.

Die Indianer machten ein Lagerfeuer und brieten die von ihnen gefangenen Fische. Wir banden unsere Hängematten zwischen die Bäume und aßen und beteten zusammen. In dieser Nacht schlief ich ein, getröstet von den Worten des Liedes, das Ira D. Sankey vertont hat:

Unter den Flügeln des Heilands geborgen
bin ich stets sicher, tobt wild auch der Wind,
kann ich getrost sein, denn Er ist ja bei mir:
Er hat mich errettet, und ich bin Sein Kind.

Es war noch stockfinster, als ich erwachte. »Lasst uns weiterfahren«, sagte ich. Wir rollten unsere Hängematten zusammen, stolperten ins Kanu und ertasteten unseren Weg zur Einfahrt in den Nebenarm. Bald danach glitten wir auf den Strom hinaus. Jetzt konnten wir die Sterne klar über uns erkennen.

»Lasst uns am nächsten Dorf auf der gegenüberliegenden Seite vorüberfahren«, sagte ich in einer gewissen Vorahnung, und die Paddler überquerten den Fluss, der an dieser Stelle knapp einen halben Kilometer breit ist. Plötzlich sahen wir Licht aus der offenen Tür der zentralen Hütte auf das Ufer strahlen, das wir gerade verlassen hatten. Lichter bewegten sich am Ufer entlang.

»Der Inspektor!«, keuchte ich. Er hatte uns in der vergangenen Nacht bereits überholt, musste aber eben erst angekommen sein.

Wir konnten die Diskussion in der Hütte hören. Ein Indianer sagte ganz deutlich: »*Ojo, wataita!*« (»Ja, wir können!«)

Diese Worte brannten sich mir ein. Wollten diese Indianer ihm tatsächlich helfen, mich ausfindig zu machen und zu stellen?

Wir glitten leise im Schatten überhängender Äste am anderen Ufer entlang. Ich erwartete jeden Augenblick, dass die starken Lichtstrahlen der Taschenlampe des Inspektors die Dunkelheit durchbohrten. Aber niemand rief. Nicht einmal ein Hund hatte uns bemerkt. Gott hatte uns verborgen.

Leise fuhren wir am nächsten Dorf vorbei. Außer den Sternen am Firmament droben war kein Licht zu sehen. Ich dachte an die glücklichen Zeiten, die wir hier noch vor einigen Monaten mit dem Herrn verbracht hatten. Jetzt war ich hier und stahl mich im Dunkel der Nacht vorbei – auf der Flucht nach Kolumbien. Dann, als der Abstand zwischen uns und dem Inspektor größer wurde, wich die Anspannung ein wenig. Jedenfalls würde er dort, wo er jetzt gerade war, schlafen gehen.

Der Morgen kam. Als wir tagsüber mehrere Dörfer passierten, riefen wir laut, und viele Kanus voller Indianer kamen hinter uns her wegen der Hefte, die wir »in fliegender Eile« verteilten. Den ganzen Tag setzten wir die Flucht fort.

Wieder brach die Dunkelheit herein, und mit ihr kam vermehrt Regen. Schwach vor Hunger und übermüdet beachtete ich kaum, was geschah. Ich wollte nach Hause. Die wenigen Worte eines Indianer – »Ja, wir können!« – lasteten auf mir, und Zweifel und Mutlosigkeit überfielen mich. Würden die Indianer wirklich dem Inspektor helfen, mich den Behörden zu übergeben? Waren sie tatsächlich bereit, sich gegen mich zu stellen? Diese Leute – eben diejenigen, für die ich mich bemüht, für die ich gebetet und fast den Hungertod erlitten hatte – gab es unter ihnen nie-

manden, der wirklich von Neuem geboren war? Fast hätte ich vor Kummer laut aufgeschluchzt.

Die Indianer paddelten in der kühlen Dunkelheit. Ihr einziges Anliegen war, vor dem Inspektor die Grenze zu erreichen. Der Sturm hielt unvermindert an. Der Regen rann über mein Gesicht und vermischte sich mit meinen Tränen. Alles umsonst! Alles vergeblich! War es der Mühe wert? Aber es war der Teufel, der mir solche Worte einflüsterte.

Ich widerstand ihm. Was ist allein schon *eine* Seele wert? Aus Gottes Sicht (nach Mk 8,36) überwiegt der Wert einer Seele den der ganzen Welt. Ja, wenn nur einer Seele am ganzen Isana die Sünden vergeben wären, wenn sie Frieden mit Gott fände und Hoffnung über das Grab hinaus hätte, dann wüsste ich doch, dass es auch die kleinste Anstrengung wert war, die es gekostet hat.

Beim Morgengrauen bogen wir in einen kleinen Fluss ein, in den Caño Pewa. Damit verließen wir die brasilianischen Urwälder und tauchten in die kolumbianischen ein. Nun konnte ich frei durchatmen! Brasilianische Beamte hatten hier keinen Zutritt. Die Indianer bauten einige Palmwedel-Schutzdächer für unsere Hängematten, sodass wir ruhen konnten. Bis zum Mittag entstanden noch weitere primitive Schutzdächer zwischen den Bäumen. Dutzende von Indianern hatten uns in ihren Kanus eingeholt und brachten uns getrockneten Fisch und *Yuca*-Brot.

»Bleib doch zwei Tage bei uns, unsere Schwester«, drängten sie mich. »Wir möchten mehr über Gott erfahren.« So brachte ich ihnen die neuen Lieder bei und sagte ihnen, wie man das Markusevangelium benutzen konnte, in dem hinter jedem Vers die entsprechenden Fragen standen. Dann gab ich ihnen die übrigen Curipaco-Markusevangelien, damit sie diese in den Dörfern verteilen konnten, an denen wir vorbeigefahren waren. Noch einmal nach Brasilien zurückzufahren, konnte ich nicht wagen.

»Aber was machen wir mit diesen Heften für die Nyengatú?«, fragte ich.

Es gab etliche Carom, die das Nyengatú genauso gut verstanden wie ihre eigene Sprache. Einer von ihnen, ein großer, intelligent aussehender Junge mit Namen Legario, übernahm es freiwillig, die Sache verantwortlich in die Hand zu nehmen.

»Wir gehen und lehren sie die Lieder und wie man Versammlungen hält!« Und sofort nahm er die Pakete mit den Nyengatú-Heften, um sie zu verteilen. Und er hielt Wort, wie ich später erfahren habe. Legario und einige andere nahmen den langen Weg nach Sejal auf sich, um mir zu helfen, noch mehr von Gottes Wort in die Sprache der Nyengatú zu übersetzen.

Die Carom-Frauen umringten mich. Sie zeigten viel deutlicher als die Curipaco am Guainía ihre Zuneigung, ganz besonders bei dieser Trennung, die uns allen naheging. Es schien, als wollten sie alle bei mir bleiben, wobei sie mich baten wiederzukommen. Der Gedanke, sie verlassen zu müssen, brach mir fast das Herz. Würde ich sie jemals wiedersehen?

»Ich will versuchen, eine Einreisebewilligung für Brasilien zu bekommen«, versicherte ich laut. Und inzwischen war ich ganz und gar überzeugt, dass die Indianer nicht zu Verrätern geworden waren. Sie hatten nur nicht verstanden, warum der Inspektor ganz entgegen seiner früheren Vorgehensweise einigen von ihnen Geschenke gemacht hatte. Was mich anging, so waren alle dunklen Wolken verschwunden. Wieder einmal hatte Gott dafür gesorgt, dass »alle Dinge zum Guten mitwirken« (Röm 8,28).

Sechs Monate später war ich wieder in Brasilien – diesmal mit einem brasilianischen Touristenvisum in der Tasche. Ich wählte den Weg durch »die Haustür«, indem ich auf dem Isana, einem Nebenfluss des Río Negro, fuhr. Während ich mich außerhalb des Urwalds aufhielt, hatte ich erfahren, dass bald andere NTM-Missionare mit einem Dauervisum für Brasilien am Isana bleiben

würden, um die Leute weiter in Gottes Wort zu unterrichten. Das machte mich froh.

Als wir das erste Nyengatú-Dorf am Isana erreichten, wurde ich nicht nur warmherzig, sondern fast stürmisch begrüßt. Die Indianer hatten Tag für Tag in den Heften gelesen, die ihnen von den Carom nach meiner Flucht aus Brasilien gebracht worden waren. Jetzt kamen sie von weit und breit her, um neue Hefte zu holen, die ich ins Nyengatú übersetzt hatte.

»Sie hat so viel ertragen, um uns Gottes Wort zu bringen«, sagten sie. Ich fühlte mich richtig wie eine Heldin, aber nicht sehr lange.

Während wir in einer großen Palmwedel-Hütte voller Männer, Frauen und Kinder friedlich sangen, hörten wir das anhaltende Dröhnen eines großen Außenbordmotors. Die Indianer saßen voller Furcht ganz steif da. Sie hatten von Verwandten am Río Negro beunruhigende Gerüchte gehört. Wir beendeten die Versammlung und warteten äußerst gespannt.

Das Boot hielt an. Sofort stiegen etwa zehn Männer die Böschung hinauf. »Das ist Señor Valentin«, flüsterte ein Indianer und zeigte auf einen anmaßend wirkenden, grauhaarigen brasilianischen Händler mitten in der Gruppe. Die Männer kamen direkt auf mich zu.

»Sie haben augenblicklich vor dem Inspektor für Indianerangelegenheiten am Río Negro zu erscheinen«, informierten sie mich.

»Wieso? Hier ist mein brasilianisches Visum«, antwortete ich.

Aber diesmal bestand die Anklage nicht in illegalem Grenzübertritt, sondern darin, dass ich die Indianer verführte und sie zur Rebellion gegen die staatliche Autorität anstiftete!

»Die Indianer respektieren den weißen Mann nicht mehr«, behauptete der Besucher.

Wie sollten sie auch? Die Indianer begannen, ihre Laster abzulegen, während die meisten Händler sie bei jedem Gelage be-

trunken machten und selbst mit schlechtem Beispiel vorangingen! »Sehen Sie!«, sagte ich laut, »Sie wissen sehr gut, es ist ein wahres Wunder, dass die Indianer sich vom Schamanismus abgekehrt und aufgehört haben, sich zu betrinken, um Gott kennenzulernen.«

Señor Valentin, der selbst ein Händler war, musste wissen, dass dies stimmte, aber er behielt sein drohendes Gehabe bei und forderte mich auf, in sein Boot zu steigen. Ich sah, wie aufgeregt die Indianer wurden, aber eine tätliche Auseinandersetzung hätte die Sache nur noch verschlimmert. So raffte ich schnell meine Sachen zusammen und stieg in das Boot.

»Wir werden im Kanu folgen«, sagte Joaquin, einer der Gläubigen, der auch Portugiesisch verstand. (Portugiesisch- und Spanischsprachige verstehen in der Regel einander.) »Wir werden mit dem Inspektor deinetwegen sprechen.«

Valentin brachte mich in seine Stadt und übergab mich dort dem Inspektor. Dieser wiederum ließ mich in sein Boot einsteigen und brachte mich den Río Negro hinunter nach São Gabriel da Cachoeira zum Verhör. Aber alle Antworten, die ich dort gab, schienen auf taube Ohren zu stoßen. Die fünf gläubigen Indianer, die uns gefolgt waren, sprachen gut für mich, aber alles hatte keinen Zweck. Es gab eben solche, die die Indianer in ihrer Unwissenheit belassen wollten, um sie ausnutzen zu können; so war mein Fall besiegt. Trotzdem begann ich, Fragen zu stellen.

Schnell fand ich heraus, dass ich mich, wie beim ersten Mal, nicht als verhaftet ansehen musste. Der Polizeichef sagte, man hätte gegen mich keinen Anklagepunkt! Allerdings wurde dieser Chef einige Tage später versetzt. Die Befragungen schienen ein absichtliches Hinhalte-Manöver zu sein, bis der neue Chef eintraf. Als mir das klar wurde, verließ ich – so schnell, wie meine Begleiter paddeln konnten – den Ort des Geschehens.

Wie könnte ich jemals wieder eine Einreiseerlaubnis erhalten, wenn ich unter fingierten, mich in Verruf bringenden Anklagen in die Vereinigten Staaten zurückgeschickt werden würde? Es war doch noch so viel Arbeit zu tun: die umfangreiche, unvollendete Übersetzungsarbeit am Neuen Testament auf Curipaco, und außerdem hatte das Gemeindeleben am Guainía gerade angefangen, Gestalt anzunehmen. Diese Gläubigen brauchten noch viele Anleitungen. Bis jetzt hatte noch kein anderer NTM-Missionar ein Einreisevisum nach Kolumbien erhalten können.

Wir schliefen fast überhaupt nicht, während wir dahineilten und Stromschnellen, Regen sowie Dunkelheit flussaufwärts bis zur Mündung des Isana unsere größten Hindernisse waren. Den Isana erreichten wir in zwei statt gewöhnlich in vier Tagen. Am nächsten Tag kamen wir dort an, wo die ganze Menge der Indianer immer noch wartete. Dazu waren noch andere gekommen. Mit ihnen zusammen beteten sie ernstlich darum, dass mir nicht mehr nachgestellt wurde.

Die Welt wurde wieder heller. Ich fuhr weiter flussaufwärts bis nach Kolumbien. Überall unterrichtete ich unterwegs und berichtete in jedem Dorf, dass sich schon bald eine Missionarsfamilie auf den Weg zum Isana machen würde, um bei ihnen zu bleiben. Wie sie diese Nachricht begrüßten!

Schließlich, als ich noch einmal mit einem Indianer-Inspektor zusammengeraten war, wurde mir klar, dass ich brasilianisches Gebiet nicht wieder betreten sollte, mit oder ohne Visum. Einige Händler hatten mich bei den Inspektoren in Verruf gebracht. Sie konnten die Indianer nicht länger ausbeuten, indem sie ihnen Alkohol anboten, um dafür Einbäume und *Yuca*-Mehl zu bekommen. Und stattdessen war mit dem, worum die Indianer nun baten – mit dem Verkauf von Öllampen, Papier und Bleistiften –, nicht viel Geld zu verdienen!

Dagegen hatte ich jetzt mit eigenen Augen gesehen, dass die Indianer Dorf für Dorf auch weiterhin ihre eigenen Gottesdienste abhalten wollten – und zwar unabhängig davon, ob ich zurückkam oder nicht. Der christliche Glaube hatte bei den Carom Fuß gefasst.

Der ach so grüne Urwald lächelte wieder, und die Vögel sangen. Es war, als ob Gott sagte: »Du Kleingläubige, warum hast du gezweifelt?« (vgl. Mt 14,31; Schlachter 2000).

WAS HAST DU DA IN DEINER HAND?

Der Bürgerkrieg zwischen Liberalen und Konservativen (1948 – 1958) wütete noch, als ich wieder zum Guainía zurückkehrte. Schreckliche Berichte von Überfällen, Quälereien und Massakern wurden von den Flüchtlingen erzählt, die auf den kolumbianischen Flüssen hinab nach Venezuela unterwegs waren. Dann kamen einige Indianer den Fluss herab, die uns mit der Botschaft in Schrecken versetzten, dass Soldaten sogar in den Urwaldgebieten schreckliche Gräueltaten begingen und dass die Indianer überall vor ihnen auf der Flucht seien.

Wir in Sejal machten uns bereit, uns in den *Yuca*-Lichtungen zu verstecken, die alle vom Fluss aus nicht zu sehen waren. Da kam die Nachricht, der Krieg sei zu Ende. Das war ein wahrer Grund zur Freude!

Meine Freude hielt allerdings nicht lange an, weil die nächste Nachricht darin bestand, dass der neue Präsident Befehl gegeben hatte, alle protestantischen Missionare hätten die kolumbianischen Indianergebiete zu verlassen. Das war zu viel! Ich war es leid, immer nur zu fliehen. Ganz gewiss wollte Gott nicht, dass ich aus diesem unvollendeten Werk entfernt wurde!

Kurz nach dem Bekanntwerden dieser Nachricht kam die Meldung, dass der *Comisario* für das Vaupés-Gebiet¹⁵ in Mitú an alle Posten, die am Ufer des Guainía bis hin zu dessen Mündung stationiert waren, Befehl erteilt hatte, mir mitzuteilen, ich hätte das Indianergebiet zu verlassen. Nur einige Tage später hörte ich das

15 A.d.H.: Verwaltungsmäßig war dieses Gebiet damals ein *Comisaría*. Erst viel später wurde es in ein *Departamento* umgewandelt, was der Bezeichnung regulärer Verwaltungseinheiten in Kolumbien entspricht.

put-put des Außenbormotors eines Bootes, das den Fluss heraufkam. Dann verstummte der Motor. Da sah ich von unserem felsigen Ufer aus, wie ein dynamischer, junger Beamter sich elegant aus dem kleinen Motorboot schwang und sich meiner Hütte näherte.

Mein Hirn suchte fieberhaft nach einem möglichen Ausweg zum Entkommen, aber es war zum Verstecken zu spät. In Windeseile war der Beamte da. Er streckte mir die Hand entgegen und verbeugte sich sogar nach guter kolumbianischer Tradition. »Das war sicher die Stille vor dem Sturm«, sagte ich mir.

Aber ich irrte mich. Dieser Mensch war anders.

»Ich habe nun schon seit Jahren die Bibel gelesen, Señorita«, erzählte er, »und ich weiß, dass das, was Sie den Indianern beibringen, die Wahrheit ist.« Dann berichtete er, weshalb er gekommen war.

»Ich habe Befehl, Ihnen mitzuteilen, dass Sie dieses Gebiet verlassen sollen, Señorita Sofía, darum sage ich Ihnen das!« Dann fügte er mit einem Lächeln hinzu: »Aber ich werde *nichts* in dieser Richtung unternehmen! Natürlich, wenn der *Comisario* des Vaupés-Gebiets selbst auf diesem Fluss hierherkommt, ist das eine andere Geschichte.«

Dieser Beamte, der es gut mit mir meinte, wandte sich um und war bald verschwunden, indem er mich meinen Gedanken überließ. Es bestand nicht viel Gefahr, was den *Comisario* betraf. Er würde nicht überall den Urwald absuchen, wenn man den Ärger bedachte, den er sich aus seiner Sicht damit aufladen würde! Und war Gott nicht gnädig, dass er mir diesmal einen freundlichen Beamten geschickt hatte, dem es nicht darum gegangen war, ein Ultimatum zu stellen?

Die Notwendigkeit, die Übersetzung schnellstens zu vollenden, wurde zwei- oder dreimal stärker angesichts der Aussicht, vielleicht bald Abschied nehmen zu müssen. Ich wollte

ein äußerst notwendiges Büchlein für Gemeindeleiter schreiben und die Apostelgeschichte übersetzen. So erklärte ich den Dorfbewohnern: »Es ist keine Zeit zu verlieren; ich muss arbeiten, solange ich kann.« Außerdem hielt ich die Tür verriegelt und verbarrikadiert, um Zuschauer und gelangweilte Babysitter fernzuhalten, während ich wie wild arbeitete.

So kam es, dass Leute aus Sejal in meine Hütte gelangen wollten und dabei von einer Schlange gebissen wurden oder rücklings in eine Axt fielen. Das passierte tatsächlich zwei Männern, die zu mir kommen wollten. Mit viel Gebet, Schlangengift-Medizin, Druckverbänden und Sulfonamid-Tabletten überlebten sie das.

Ich atmete erleichtert auf, als die Büchlein für Gemeindeleiter fertig waren. Sie wurden eifrig angenommen, als ich sie in einigen Siedlungen am Guainía an Leute ausgab, die sie ihrerseits in anderen Dörfern verteilen wollten. Die darin enthaltenen Richtlinien betrafen den Ablauf der täglichen Bibelstunden, der Sonntags-Gottesdienste und Mittwochs-Gebetsabende sowie die Hochzeiten, Segnungen von Babys, Gebete für die Kranken, Beredigungen und Taufen und das Mahl des Herrn, die Berufung von Gemeindeleitern, die Aussendung von evangelistischen Teams und die halbjährlichen Bibelkonferenzen. Das gemeindliche Leben füllte sehr schnell das Vakuum aus, das entstanden war, als die Curipaco die alte Kultur des Trinkens und des Schamanismus aufgeben hatten.

Als sich die Leiter der Gemeinden am Guainía über diese neuen Hilfen für ihren Dienst freuten, hörten auch Carom aus entfernteren Regionen davon. Sie kamen den ganzen Weg auf dem Isana und durch den Urwald bis nach Sejal, um alles nur Erdenkliche für sich zu lernen. Dies war für mich neu. Da ich aufgrund der beschriebenen Umstände sie nicht mehr besuchen konnte, hatte Gott sie zu mir geschickt! Nur wenige Monate später konnte ich sehen, wie das Büchlein bei einer Kon-

ferenz der Curipaco vielfach benutzt wurde. Ich konnte jetzt erkennen, dass es eine wichtige Rolle spielte, als es darum ging, einheimische Brüder in den Leitungsdienst zu berufen und Curipaco-Gemeinden zu gründen.

Als ich gerade die Apostelgeschichte auf Curipaco beendet hatte, kamen zwei weitere Carom an. Sie gehörten zu dem brasilianischen Teil dieses Stammes: Armando aus Matijaipan und Legaria, der noch weiter flussabwärts wohnte. Beide sprachen auch Nyengatú. Sie hatten es nach einer so langen Reise nicht eilig zurückzukehren. Darum willigten sie ein, eine Zeit lang dazubleiben und mir zu helfen, aus dem Curipaco ins Nyengatú zu übersetzen.

Dadurch wurde meine Last erleichtert, die ich für die Nyengatú empfand, vor allem auch, seit ich Post von der NTM-Zentrale bekommen hatte, in der stand, dass zwei andere Missionare ihre Sprache lernen würden. Sie sollten am Isana wohnen und sie belehren. Doch ich wusste damals noch nicht, dass Gott mich freisetzen würde, um noch in einem weiteren Indianerstamm zu arbeiten.

Eines Tages unterrichtete ich mithilfe des von mir zusammengestellten Büchleins einige christliche Leiter, als ein Kanu vom Oberlauf des Guainía bei uns eintraf. Schnell erkannte ich unter den Anwesenden Paulino, einen der eifrigsten Gläubigen des gesamten Curipaco-Stammes. Er und sein Bruder hatten den Weg flussabwärts auf sich genommen, um mir von einer aufregenden Zeit zu berichten, die sie weiter nördlich am Inírida verbracht hatten, während sie dort Fische fangen wollten.

Paulino und seine Freunde hatten eines Abends beim flackern den Schein einer Öllampe gelesen und gesungen, als sie von der Ankunft eines Kanus unterbrochen wurden, das an ihrer Anlegestelle festmachte. Die drei Insassen des Kanus waren Puinave-Indianer, die den ganzen Tag über im Urwald für einen ein-

heimischen *Patrón*¹⁶ *Chiqui-chiqui*¹⁷ geschnitten hatten. Sie waren recht weit von zu Hause entfernt, und als sie das Singen auf Curipaco gehört hatten, wollten sie nachsehen, was das war.

Einer der Besucher, Pablo – später ein besonderer Freund Paulinos – sprach das Curipaco genauso gut wie seine eigene Sprache, weil seine Curipaco-Mutter in den Puinave-Stamm eingehelratet hatte. Pablo wurde von seinem Cousin, Pascual, und seinem Freund Lino begleitet. Als er auf die kleine Curipaco-Gruppe zueilte, erblickte er interessiert das, was Paulino in der Hand hielt.

»Was hast du da in deiner Hand?«, fragte Pablo. Er hatte noch nie einen Indianer – geschweige denn seine Curipaco-Freunde – mit Büchern oder Papier gesehen.

»Das ist Gottes Wort«, sagte Paulino schnell. »Hör zu, wenn wir daraus lesen.« Dann begannen die Curipaco feierlich, abwechselnd zu lesen, immer einen Vers nach dem anderen.

Pablo und seine Freunde wurden ganz aufgeregt. Wenn diese Freunde lesen konnten, warum dann sie nicht?

»Bring uns jetzt auch das Lesen bei!«, baten sie eifrig. Ihr Schlafbedürfnis war für diese Nacht weit in den Hintergrund gerückt.

Paulino war ebenso eifrig dabei, Pablo und seinen Freunden das Lesen beizubringen, wie diese Eifer beim Lernen zeigten. Aber die Puinave hatten schreckliche Angst, ihrem *Patrón* würde das irgendwie nicht gefallen. So versteckten sie sich mit der kleinen Öllampe hinter einem großen Felsblock. Dort begann der improvisierte Unterricht. Paulino zeigte so lange auf die Silben auf seiner kleinen Karte in seiner Fibel, bis sie diese zusammen mit ihm aufsagen konnten.

Als dann die Zeit gekommen war, die Silben abzuschreiben, hatte niemand Papier oder Bleistifte. Paulino ließ sich dadurch

16 A. d. H.: Spanisch svw. »Besitzer«, »Eigentümer« oder »Chef«.

17 Sv. »Palmfasern für Besen«.

nicht entmutigen. Er zeigte ihnen einfach, wie man mit den Fingern in den Sand schreiben konnte! Und sie begriffen alles außergewöhnlich schnell.

Als Paulino mir seine Geschichte erzählte, wie er diese Puinave eine Woche lang jeden Abend unterrichtet hatte, nahm seine Stimme einen jubelnden Klang an: »Nun wollen sie Gottes Wort auch in ihrer Sprache haben!« Er hatte Pablo sein kleines Buch gegeben, denn er wusste, dass Pablo zu seinen Leuten zurückgehen würde, um sie so gut wie möglich zu unterrichten.

Ich merkte, wie mich Paulinos Feuer ansteckte, als er davon sprach, noch weitere Reisen zu unternehmen, um den Puinave das Evangelium zu bringen. Gottes Plan für seine Gemeinde schloss doch sicher auch die unerreichten Stämme weiter nördlich ein. So brauchte Paulino mich nicht zu überreden, das Fibelheft in Puinave herauszubringen. Seine Last legte sich auch mir aufs Herz. Er und sein Bruder, die beide das Puinave so gut wie das Curipaco sprachen, wollten ein paar Wochen in Sejal bleiben, um mir bei dem Frage- und Antwortteil, bei den biblischen Geschichten und den Liedern zu helfen.

Aber dann erlebte ich eine Überraschung. Ich wollte, dass Paulino mir einige alltägliche Substantive als Vorübung für die Laute dieser Sprache nannte, so wie ich es vor einigen Jahren mit den Curipaco und später mit den Nyengatú gemacht hatte. Aber Puinave war eine tonale Sprache! In meinen Phonetik-Kursen hatte ich den Eindruck gewonnen, solche Laute kämen nur in Afrika vor! Außerdem endeten (wie im Englischen) viele Wörter mit Konsonanten. Das machte es schwieriger, leichte Silben für eine Silbenkarte zu finden.

Zum ersten Mal konnte ich Gottes Gnade darin erkennen, dass er mir erlaubte, mit einer einfachen, nicht-tonalen Sprache zu beginnen, in der es einige offene Silben gab. Aber zumindest konnten wir Puinave so schreiben, wie es gesprochen wird (im

Gegensatz etwa zum Englischen, wo bekanntlich Aussprache und Schreibweise oft unterschiedlich sind).

Den Tönen wich ich aus. Wir stießen auf fünf Wortpaare, bei denen der einzige Unterschied in der Tonhöhe bestand, wie etwa bei *Gesicht* und *Ehefrau*. Als ich daher übersetzen musste: »... und sie werden sein Angesicht sehen« (Offb 22,4), hielt ich es für nötig zu schreiben: »Sie werden ihn sehen.« Aber als wir alles zu Papier gebracht hatten, versicherte Paulino mir, dass es das Gleiche ausdrückte, was auch im Curipaco-Heft stand.

»Die nächsten Hefte werden besser«, versicherte ich ihm, weil ich mir vornahm, die Sprache zu erlernen und dann nach der entsprechenden Bewährung in der Praxis alles noch einmal zu überprüfen. In der Zwischenzeit wollten wir die Hefte vervielfältigen und – soweit möglich – überall an den Inírida bringen. Paulino und sein Bruder waren von dieser Vorstellung begeistert.

Diesmal musste ich meine Vervielfältigungen nicht selbst erledigen. Connie und Mary Cain wohnten mit noch zwei oder drei anderen Missionaren in Venezuela in der Grenzstadt San Fernando de Atabapo. Das war die Basis, von der aus einige der Indianerorte in Venezuela erreicht werden konnten. Sie wurde auch zu meiner Basis, wo ich Post empfangen und eine Woche glücklicher Gemeinschaft mit den dortigen Missionaren pflegen konnte. Nach einigen Monaten waren die Cains fertig und warteten auf uns mit den ersten Heften, die jemals in der Puinave-Sprache erstellt worden waren, aber ich selbst hatte noch keinen Puinave-Indianer zu sehen bekommen.

Eines Tages, nachdem ich die Hefte bekommen hatte, saß ich im Begegnungsraum der Mission und beantwortete die in drei Monaten angesammelte Menge von Briefen. Die Haustür knarrte, und herein kam eine Gruppe von ungefähr 20 Puinave-Indianern mit Paulino, dem Curipaco. Alle strahlten mich an und traten

näher, um mir nach spanischer Sitte die Hand zu schütteln und mich auf Spanisch zu begrüßen. Paulino stellte sie vor.

Ein kräftiger, schlanker Bursche mit dem strahlendsten Lächeln in seinen dunklen Augen trat vor. »Das ist Pablo, dem ich das Lesen beigebracht habe«, sagte Paulino stolz, »und dies ist Lino.« Er legte seine Hand auf den muskulösen Arm eines kleineren, stämmigen Burschen, der etwas verlegen lächelte. Sowohl Pablo als auch Lino wollten gern erzählen. So erfuhr ich, dass sie alles, was sie wussten, ihren Freunden und Verwandten beigebracht hatten. Pablo wollte auch zu gern mit *seinen* Schülern glänzen.

»Wir können jetzt alle lesen. Willst du mal hören, wie wir diese Lieder singen?«

»Ja, ja«, antwortete ich, wobei ich noch immer einige dieser eifrigen Hände schüttelte, die mir entgegengestreckt wurden.

Sie sangen das Lied, dessen Refrain folgendermaßen beginnt: »Hand, die mich gesucht hat! / Blut, das mich erkauft hat«¹⁸.

*Li-ino eenolicoite, lioma maanaleperi,
Liaji imachietacaita wa jecoapi-ricoperi.*

(Er kam vom Himmel. Er suchte, was verloren war,
dieser ist es, der uns gut macht.)

Und sie sangen alle in der gleichen Melodie! Pablo hielt wieder das kleine Curipaco-Heft in die Höhe, das Paulino benutzt hatte, um ihm das Lesen beizubringen. Er hatte es dann gebraucht, um seinerseits einige Freunde von ihm zu lehren. Obwohl er noch nicht zwanzig war, hatte er das Talent zum Führen und zum Tref-

18 A. d. H.: Zweiter Teil des Refrains des Liedes »Ja, deine Hand, Herr Jesus, / zog mich aus Sünd und Not«. Die nachfolgend angeführte Übersetzung des Refraintextes in der Indianersprache gibt den Inhalt des US-amerikanischen Originals sinngemäß wieder.

fen von Entscheidungen in seinem Umfeld, seit sein Vater nicht mehr am Leben war.

Ich zog einen Karton mit Puinave-Heften hervor. Alle strahlten, als ich jedem eins überreichte. Pablo begann, in seinem zu lesen. Ich konnte es kaum glauben, mit welcher Leichtigkeit er das Puinave zu lesen verstand, nur sechs Monate, nachdem er auf Curipaco lesen gelernt hatte. Dann erzählten sie mir, dass andere zweisprachige Curipaco vom oberen Guainía ihren Verwandten und angeheirateten Puinave am Inírida das Lesen beibrachten – alles mit der Silbenkarte der Curipaco! Sie waren durch Paulinos Beispiel angeregt worden, wie er Pablo belehrt hatte.

Ich war ganz Ohr für das, was danach während dieses Besuchs folgte. Niemand hatte es eilig. Pablos Onkel wollte mir mehr über Pablos Vater erzählen, der ein Schamane gewesen war – einer derjenigen, die von der gesamten Gemeinschaft respektiert wurden. Er beschrieb mir, wie er auf sie wirkte – und wie er für sich in Anspruch nahm, die Geister der Toten wieder zurückbringen zu können.

Wir versammelten uns gewöhnlich nachts in einer großen Hütte, wo wir schweigend warteten, bis das Feuer heruntergebrannt war. Die Türen wurden geschlossen. Immer stand ein Korb mit Nahrung bei der Feuerstelle. Niemand sprach oder bewegte sich. Schließlich war es so dunkel, dass nur noch die Reste der glühenden Asche zu sehen waren. Die Zeit war gekommen!

Das Medium (Pablos Vater) begann außerhalb der Hütte mit seinem Singsang. Plötzlich hörten wir draußen einen furchtbaren, dumpfen Schlag auf den Boden. Wir wagten kaum zu atmen. Der Geist des Mediums war zum Ort des Todes fortgegangen. Sein Geist würde den Geist eines unserer verstorbenen Verwandten schicken, um von der auf dem Boden liegenden Gestalt Besitz zu ergreifen. Plötzlich

hörten wir noch einen dumpfen Schlag. Die Tür öffnete sich langsam, und eine in Tücher gehüllte Gestalt kam herein. Der Geist des Verstorbenen bewegte sich durch den Raum und stand dann vor einem der erschrockenen Zuschauer. »Ich bin deine Mutter«, sagte die Gestalt mit einer hohen Fistelstimme. »Das Haus des Großen Geistes ist sehr schön – sehr schön.« Manchmal wollte der Geist auch Rat für gewisse Probleme anbieten, aber immer bat er um etwas zu essen. Gewöhnlich sagte er dann: »Schmeckt sehr gut! Schmeckt sehr gut!« Dann ging er fort. Wieder war draußen ein dumpfer Schlag zu hören, und erneut lag im Mondlicht eine Gestalt hingestreckt auf dem Boden. Nach einer Weile war nochmals ein Schlag zu hören, und die Tür öffnete sich erneut. Diesmal war es der verstorbene Verwandte eines anderen Zuschauers, und das Ganze ging wieder von vorn los. Schließlich konnte der Bauch des Mediums offensichtlich keinen weiteren Bissen mehr aufnehmen, sodass die Séance mit einem großen Knall endete, wenn sein Geist zurückkam und wieder in seinem eigenen Körper Wohnung nahm.

Dies war demnach ein fester Bestandteil des Lebens, das Pablo früher geführt hatte. Doch irgendetwas in ihm wollte nicht, dass er die gut bezahlte Stellung seines Vaters übernahm. Allerdings hatten diese Rituale seine Aufmerksamkeit auf die unsichtbare Welt gerichtet und in ihm die Sehnsucht geweckt, eine Antwort auf die uralte Frage zu bekommen: »Wenn ein Mensch stirbt, wird er dann wieder lebendig werden?«

Nun verstand ich, warum Pablo bei der Begegnung mit Paulino die ihm angebotene Gelegenheit ergriffen hatte. Damals hatte er beim Abschied gesagt: »Vergiss nicht, Sofía zu sagen, dass auch wir Gottes Wort in unserer Sprache haben möchten!«

DIE REISE ZU DEN PUINAVE

Wir waren aufs Höchste gespannt, als wir aus San Fernando de Atabapo, das am Orinoco liegt, mit den Puinave-Heften loszogen und dann den Inírida hinauffuhren. Pablo, Paulino und weitere Helfer füllten den großen Einbaum. Ich wusste immer nicht, wann sie ihre Frauen mitbrachten. Pablo war jung verheiratet, darum fuhr seine kleine, erst 15-jährige Frau Isabella gleich mit. Es versetzte mich in Erstaunen, als ich sah, dass auch in diesen unwirtlichen Regionen die weibliche Wesensart immer wieder mal zum Vorschein kam. Obwohl Isabella von Kind auf mit Kanus vertraut war und wie ein Fisch schwimmen konnte, verhielt sie sich völlig anders, als wir auf den Wellen des Flusses hin und her geworfen wurden. Dann schlang sie ihre Arme um Pablos Hals und schrie vor Angst. Er legte dann schnell einen schützenden Arm um sie und sprach ihr ruhig zu, als hätte er ein kleines Kind vor sich:

»Nein, nein! Hab keine Angst! Es wird alles gut.«

Das grünliche Wasser des Inírida und die Tatsache, dass man fast keine Strömung spürte (außer in der Nähe der Wasserfälle), standen im deutlichen Gegensatz zu dem malerischen Guainía mit seinen Felsen, Stromschnellen und seinen reichen Spiegelungen. Meinen Gefährten gefiel es, auf die dunklen Lagunen hinzuweisen, die sich träge in den Fluss ergossen. Anakondas lebten dort, erzählten sie. Sie hatten ihren Spaß daran, mir Geschichten von Königsboas, den Anakondas des Amazonas, zu erzählen. Aber nur eine habe ich während dieser Reise zu sehen bekommen.

Wir konnten uns gar nicht denken, woher das Rascheln und Zittern in einem Gewirr von rings um uns her wuchernden Pflan-

zen kam, als plötzlich eine Anakonda aus einem Baum hoch über uns auftauchte und sich genau über unseren Köpfen zu einem Tauchbad hinabließ und im Wasser an der anderen Seite des Kanus verschwand. Ein Schauer erfasste mich! Was wäre, wenn das scheußliche Reptil wiederauftauchen und seinen Leib um einen von uns schlingen würde, wie es manchmal in den Geschichten der Indianer geschah!

Heftige Regengüsse hatten den Inírida über die Ufer treten lassen, wobei der Urwald weithin überflutet wurde. Unsere Lagerstellen für die Nacht waren felsige, erhöht liegende Stellen am Ufer, an denen wir vorüberkamen, während wir uns durch den überfluteten Urwald kämpften. Tiere wurden durch die Wassermassen mitgerissen und ertranken in großer Zahl. Paulino zog eines von ihnen, ein *Lapa*¹⁹ (ähnlich einem großen Kaninchen), tot aus dem Fluss. Es kam uns auf dem Wasser treibend entgegen. Sein Fleisch war noch fest und essbar. Etwas weiter tauchte der Kopf eines noch lebenden Tieres immer wieder aus dem Wasser auf. Vielleicht etwas Frischfleisch? Die Indianer paddelten wie wild in diese Richtung, sahen dann genauer hin und paddelten, so schnell sie konnten, zurück. Es war ein Jaguar!

Die Dunkelheit brach schon herein, als wir schließlich die Silhouetten von Hütten und Palmen ausmachten, an denen wir ein Puinave-Dorf erkannten. Die Dorfbewohner hatten uns bereits den ganzen Tag lang erwartet und waren sehr gespannt auf ihre Puinave-Hefte. Buschtrommeln hatten sie informiert.

Angehörige der Curipaco waren vor uns dort gewesen und hatten diesen Puinave das Evangelium verkündigt und einigen von ihnen, die beide Sprachen kannten, mithilfe der Curipaco-Silbentafel das Lesen beigebracht. Erstaunlich ist, wie sehr Gott Paulino und seine Freunde gebraucht hat, so viel Interesse an den grundlegenden Wahrheiten des Wortes zu wecken, die sie seither

19 A. d. H.: Vermutlich ein Paka (pflanzenfressendes, nachtaktives Nagetier).

bestimmt vielfach gehört hatten. Ich brauchte nur noch »in ihre Arbeit [eintreten]« (vgl. Joh 4,38).

Was meine Flanellbilder-Lektionen anging, hörten alle, die Curipaco verstanden, die Botschaft zweimal: einmal durch mich auf Curipaco und dann noch einmal durch den Übersetzer Paulino auf Puinave. Mir ging es sehr darum, die Grundlagen wie die Schöpfung, das Wesen Gottes und den Plan der Erlösung ganz deutlich zu machen, obwohl sie alles schon von Paulino gehört hatten. So redeten wir den ganzen Tag über.

Die Puinave-Hefte lösten große Freude aus. Anfänger begannen mit dem Erlernen der Puinave-Silben, während die anderen, die schon von den Curipaco gelernt hatten, beinahe alles nach zweitägiger Übertragung ins Puinave lesen konnten. Das war eine riesige Erleichterung für mich! Ich hatte weit größere Schwierigkeiten mit dieser schwierigen Sprache erwartet. Am Ende von fünf oder sechs vollen Tagen wussten wir, dass sie selbstständig weitermachen und den Langsameren helfen konnten.

Paulino hatte im nächsten Dorf eine Überraschung für mich aufbewahrt.

»Das ist ihr Gemeindehaus«, sagte er ganz ruhig, als wir die Flussbiegung umrundet hatten und am Ufer festmachten.

Und tatsächlich – da stand es! Wo kein ausländischer Missionar zuvor gewesen war! Ich konnte weder die Ernsthaftigkeit noch den Eifer fassen, mit dem die Curipaco das weitergaben, was sie selbst erst vor Kurzem gelernt hatten. Dann – wie bei einer Kettenreaktion – hatten es die Puinave den Übrigen ihrer Freunde und Verwandten weitergegeben.

An der Böschung über uns standen Häuptling Ramón und seine Leute in einer Reihe und sangen uns, während wir aus dem Kanu kletterten, als Abendlied einen geistlichen Chorus der Curipaco. Ramón selbst hatte wie Paulino und Pablo stammesübergreifende Kontakte, doch die meisten Dorfbewohner sprachen nur Puinave.

»Na, esst erst einmal Fisch!«, sagte Ramón, »dann werden wir die Abendversammlung halten.« Belehrt von den Curipaco hatte der Häuptling dieses erste Gemeindehaus der Puinave bauen lassen und unter seine umsichtige Obhut gestellt.

Ich ging hinein und nahm auf der Frauenseite Platz, während Häuptling Ramón auf der »Ältestenbank« saß, flankiert von seinen Helfern. Der eine war ein früherer Schamane mit Namen Julio und der andere ein freundlicher, feiner Curipaco, der vom Guainía herübergekommen war, um eine Puinave-Frau zu heiraten und dort zu bleiben. Diese drei waren offensichtlich als Älteste anerkannt. Das Markusevangelium auf Curipaco, das sie von einem ihrer Curipaco-Freunde erhalten hatten, lag auf einem roh gezimmerten Tisch vor ihnen.

Eine gelbe Flamme, die sich in einer Kerosinflasche befand und deren Docht aus geflochtenen Stoffresten bestand, erhellte den massigen Kopf und die rötlichen Gesichtszüge des Häuptlings Ramón und malte groteske Figuren auf die frisch geweißte Lehmwand. Nachdem sorgfältig geprüft worden war, ob alle da waren, ließ er sein Gesicht in seine Hände fallen und begann zu sprechen:

»*Wacaiteca Dios*.« (»Lasst uns mit Gott sprechen.«) Dann betete er und bat Gott, er möge aus allen anwesenden Erwachsenen den Teufel austreiben, wobei er alle namentlich nannte, auch mich! (Mir war nicht ganz klar, was ich davon halten sollte!) Dann sangen sie einige Lieder, und er las ein Kapitel aus dem Markusevangelium. Ich war begeistert, wie flüssig er las und wie alle ihn zu verstehen schienen. Ramón wiederholte alles auf Puinave, sodass alle es verstehen konnten, und achtete sehr darauf, dass alle Fragen (nach jedem Vers) richtig beantwortet wurden – jedenfalls, wie er es sich dachte.

Welche Aufregung gab es, als wir die Puinave-Hefte verteilten! Wie gern hätte ich auf Puinave zu ihnen gesprochen! Aber was ich bei der Übersetzung gelernt hatte, hatte nicht ausgereicht, flüssig

sprechen zu lernen. Ich konnte nur dafür beten, dass die Übersetzung des Markusevangeliums, an der ich jetzt saß, zu ihren Herzen genauso sprach, wie es die Curipaco-Übersetzung bei den Curipaco getan hatte.

Nachdem wir mehrere Tage lang in Ramóns Dorf alle Hände voll zu tun gehabt hatten, fuhren Paulino und die anderen Curipaco mit überfließendem Herzen nach Hause. Besonders glücklich waren sie über Julios Bekehrung, der jetzt ein Ältester war. Er war einer der Schamanen, die noch ein halbes Jahr zuvor das Dorf in ihrer Gewalt hatten. Dieser Mann, der klar mit seiner Zauberei gebrochen hatte, sollte sich als einer der tüchtigsten und ausdauerndsten Helfer bei der Übersetzung des gesamten Neuen Testaments vom Curipaco ins Puinave erweisen.

Stammesangehörige der Puinave waren genauso wie die Curipaco bereit, tagelang zu paddeln, um weitere Dörfer mit dem Evangelium zu erreichen. Mehrere Kanus folgten uns, um das Wort Gottes noch einmal in einem oder zwei Orten zu hören, ehe sie zurückblieben und heimfuhren. Wie bei den Curipaco und den Carom merkte ich bei diesen »Graduierten«, die noch den einen oder anderen »Feldzug« mitmachten, dass sie für mich nicht nur unschätzbar wichtige Helfer bei der monotonen Wiederholung der Silbentafel waren, sondern dass sie auch bei den Bibellektionen dabeisaßen und die am vorigen Abend gehörten biblischen Geschichten aufschrieben. Das war eine großartige Möglichkeit, eine Rückmeldung im Blick darauf zu erhalten, was sie verstanden hatten. Und alles war in fließendem Puinave aufgeschrieben.

Bald musste ich erfahren, dass die Feinde des Evangeliums auch in diesen abgelegenen Orten eifrig am Werk waren. Das waren die Bosse, die die Indianer ausbeuteten, indem sie diese für wenig Lohn in der Kautschukgewinnung arbeiten ließen. Jetzt gaben sie sich sogar dafür her, alle zu verfolgen, die bekannten, Christen zu sein.

Das erlebten wir auch, als wir auf einem Nebenfluss des Inírida unterwegs waren, in dem die Fischotter schnaubten und bellten. (Wegen ihrer Felle wurden sie so stark gejagt, dass sie in dieser Region praktisch ausgestorben sind.) Die Indianer machten sich den Spaß, ihre Rufe zu imitieren und sie zu beobachten, wenn sie überall aus dem Wasser auftauchten.

Von dem ersten Dorf, das wir besuchten, gewannen wir einen düsteren und beklemmenden Eindruck. Fast überall war Schmutz zu sehen. So machte ich das mir von den Dorfbewohnern entgegengebrachte Vertrauen zunutze, um ihnen etwas im Blick darauf beizubringen, wie sie ihre Wohnsituation und ihr unmittelbares Umfeld verbessern konnten. Das führte zu augenblicklicher Veränderung in der äußeren Erscheinung der Dinge. Die Puinave sorgten für Durchbrüche in ihren Lehmwänden, sodass sie nun Fenster in ihren Hütten hatten. Sie gruben kleine Rinnen rings um ihre Hütten, um das Regenwasser außen herum zu leiten. Sie begannen, sich häufiger zu baden. Sie nahmen auch eine Haarspülung mit einer kerosinhaltigen Zubereitung auf sich, um die dauernd juckende Krätze loszuwerden.

Der junge Mann, der wohl das Sagen in diesem Dorf hatte, war ein kluger, hellhäutiger Puinave namens Carlos, der mir auf Curipaco sagte, dass er jetzt ein Christ sei. Er hatte das Curipaco gelernt, während er jahrelang weiter flussaufwärts in der Kautschukgewinnung gearbeitet hatte. In der letzten Zeit seines dortigen Aufenthalts hatten die mit ihm arbeitenden Curipaco ihm das Lesen beigebracht und das Evangelium erklärt.

»Unser Kautschukboss war ärgerlich über uns, wenn wir in dem Buch lasen«, sagte er grinsend. »Das galt auch für die anderen Bosse. Sie sagten, Bücher seien nur für zivilisierte Leute bestimmt. Sie hatten es mit ihren Macheten auf uns abgesehen, wenn wir uns hinsetzten, um zu lesen. So gingen wir abends tief in den Urwald hinein, um zu lesen und zu singen. Wir alle gaben das Trinken, das Rauchen und unsere Zauberei auf, nur mein Onkel nicht.«

»Das ist mein Onkel, der Schamane«, sagte Carlos und zeigte ihn mir an jenem Abend, als wir mit der Versammlung begannen. Ein großer, stämmiger Puinave mittleren Alters saß in der hintersten Reihe und sah aus wie ein Schuljunge, der auf frischer Tat ertappt wurde. Carlos schien es zu freuen, dass er seinem Onkel in Verlegenheit gebracht hatte. Selbst wenn der Schamane kein Curipaco verstand, hätte er kein Gedankenleser zu sein brauchen, um anzunehmen, dass er der Gegenstand der Unterhaltung war, weil doch jeder auf ihn zeigte und ihn anstarrte, als sei er ein Problemkind.

Im Lauf meines Unterrichts in diesem Dorf stellte ich die mit Flanellbildern veranschaulichte Geschichte von Simon, dem Zauberer, vor, um dem Schamanen zu helfen. Obwohl ich keinerlei Reaktion spürte, freute sich Carlos, dass Gottes Wort in dieser Geschichte einen Sieg errungen hatte. Als Übersetzer – er riss diese Arbeit mit Händen und Füßen gleichsam an sich – hatte er vier Sätze auf Puinave für jeden Satz, den ich ihm auf Curipaco sagte. Dabei ermahnte er die Angehörigen der Gruppe insgesamt und auch individuell. Es war erstaunlich, diesem Urwaldmenschen zu begegnen, fernab an einem schmalen, von Bäumen überwucherten, nur selten von Händlern besuchten Fluss lebend, der aber lesen konnte und den Lichtstrahl des göttlichen Wortes so zu lenken verstand, dass er den Geist und das Herz seiner Stammesgefährten traf.

Die Kautschukbosse übten einen verderblichen Einfluss auf das Leben der Puinave sowie auf das einiger anderer Indianer aus. Es ist eigenartig, wie die Liebe zum Geld sie in so verborgene Gegenden gezogen hat, wo die Liebe Christi noch unbekannt war! Sie konnten die Indianer leicht ausbeuten, weil diese keine Vorstellung von dem Preis vieler Dinge im Vergleich zu den Kosten der Arbeit hatten. Jetzt hörte ich, dass einige dieser Kautschukbosse Jagd auf *mich* machen wollten. Sie wussten, dass ich den

Indianern weitergab, was Gottes Wort lehrt: »Seid niemand irgendetwas schuldig, als nur einander zu lieben« (Röm 13,8). Ich sollte bald erfahren, wie sehr diese Lehre der Taktik widersprach, die Indianer durch Schulden zu versklaven.

»Victor ist angekommen!«, rief ein Indianer eines Tages, als ich mich gerade während eines »Lese-Feldzugs« in einem Dorf am Mosquito Creek²⁰ aufhielt.

»Victor« war der Name, den die Puinave einem bestimmten Kautschukboss gegeben hatten, der ein sehr strenger Arbeitgeber war. Bei dem Gedanken, diesem Menschen zu begegnen, bekam ich große Angst. Ich stellte mir einen baumlangen, stämmigen und brutalen Kerl vor, aber dann stand ein blasser, magerer Mann vor mir, der einen großen Hut, einen schwarzen Schnurrbart und listige Augen hatte.

Nachdem wir eine Zeit lang über Bedeutungsloses geredet hatten, kamen wir auf die Indianer zu sprechen. Nach seiner Unterhaltung zu urteilen, verbrachte er seine gesamte Zeit damit, nach der Gesundheit und dem Wohlergehen der Indianer zu sehen. Ich nahm ihm den Wind aus den Segeln.

»Eine Frau aus einem Dorf weiter unten kam weinend zu mir und sagte, Sie hätten ihr ihre Tochter weggenommen«, sagte ich ihm geradewegs ins Gesicht. »Sie will, dass Sie diese ihr zurückgeben.«

»Wie bitte? Das alte Weib will sie zurückhaben?« Victor spielte den Überraschten. »Wofür?«

»Sie ist ihre Mutter, das ist Grund genug.«

»Das arme Luder! Sie trug nur Lumpen«, antwortete er. »Ich gab ihr vernünftiges Zeug, und sie ist dabei, es abzubezahlen.«

»Das ist schon fast ein Jahr her«, protestierte ich. »Wie lange soll das noch dauern?«

20 A.d.H.: Zweifellos handelt es sich hier und in anderen Fällen (z.B. Macuali Creek) um eine inoffizielle Bezeichnung, da die sonstigen Orts- und Flussnamen spanischen Ursprungs sind oder auf Indianersprachen zurückgehen.

Sein sanfter Gesichtsausdruck wurde lauernd, hart und verschlagen. »Wer weiß? Vielleicht möchte sie noch weitere neue Sachen. Dann muss sie auch diese abarbeiten«, sagte er.

»Ich verstehe«, sagte ich kühl. Das war Victors Weise, die Leute auszubeuten. Dauernd brachte er die Indianer mit schönen bunten Dingen und allerlei Zeug in Versuchung, bei dem sie nicht merkten, welch geringen Wert das Ganze hatte. Er ließ sie dafür nach seiner Pfeife tanzen, denn sie konnten nie verstehen, wie sie bei ihm aus den Schulden herauskommen sollten.

Victor erklärte bald den Grund seines Besuchs. Weil die meisten Indianer am Mosquito Creek während der vorigen Kautschuksaison »ihre Schulden noch nicht bezahlt hatten«, zwang er sie jetzt, flussaufwärts am Oberlauf Kautschuk zu gewinnen. Das war wirklich beklagenswert, weil bis jetzt erst einer oder zwei das Lesen gelernt hatten.

Die Indianer aber meinten, ihnen bliebe nichts anderes übrig. »In acht Monaten werden wir zurückkommen«, sagten sie, während sie vom Ufer abstießen, »dann lernen wir mehr von Gottes Wort.«

»Das bedeutet, dass die Alten, die Frauen und Kinder acht Monate lang auf sich selbst angewiesen sind«, sagte ich zu einer Gruppe Zurückbleibender.

»Denkt daran, was ich euch sagte. Nehmt nichts Weiteres von Victor an. Gott will, dass ihr freie Menschen und keine Sklaven seid. Gott will, dass ihr bei euren Frauen und Kindern bleibt und dass ihr eure Kinder für ihn erzieht. Ihr könnt Dörrfisch, Maniok oder Häute (den Indianern erlaubte Produkte) gegen die Dinge eintauschen, die ihr braucht.«

Der verderbliche Einfluss der Kautschukbosse wurde beim nächsten kleinen Fluss offensichtlich. Als wir das nächstgelegene Dorf erreichten, war es verlassen.

»Sie sind schon losgezogen, um Kautschuk zu gewinnen«, meinte einer der Paddler.

Am Ende eines Labyrinths aus engen Lagunen tauchte ein zweites verlassenes Puinave-Dorf auf, und dann folgte ein weiteres. Die Kautschukbosse waren schneller als wir gewesen. Mir wurde ganz elend. War die Saat des Evangeliums, die erst neulich ausgestreut worden war, schon wieder ausgerissen worden, ehe sie Wurzeln schlagen konnte?

Das nächste Dorf auf unserer Liste wartete aber auf uns. Etwa 50 Puinave standen auf der Böschung, hoch über dem Fluss. Auch sie hatten unter der Leitung von Elias ein Gemeindehaus gebaut. Elias war ein ziemlich jungenhaft wirkender Puinave, der gerade mal Anfang zwanzig war. Elias war stolz, dass er mir das von ihnen erbaute Gemeindehaus zeigen konnte. Solche äußerlichen Dinge hatten diesen Angehörigen der Puinave einige Curipaco vom oberen Isana gezeigt, als sie ihnen das Lesen beibrachten. So hatte ich hier auch nicht nötig, mich durch die langweiligen Buchstabenfolgen (*da, de, di, do, du; sa, se, si, so, su* usw.) mit der Silbenkarte hindurchzukämpfen.

Trotz dieses Fortschritts hatte hier keine wirkliche Abkehr von der Sünde stattgefunden. Die Gemeinde war mitten unter großen Widerständen entstanden, und es war deutlich, dass Gott im Leben dieser Leute wirkte. Doch zwei Schamanen, deren Inneres unverändert geblieben war, befanden sich mitten unter ihnen und taten so, als gehörten sie dazu. Mir legte sich eine große Last aufs Herz, für diese Gruppe zu beten, besonders aber für die beiden.

Nachdem ich dort ein wenig unterrichtet hatte, ging es einem der Schamanen sehr darum, all seine Zauberutensilien in den Fluss zu werfen, während der andere daran festhielt.

»Beim nächsten Mal, wenn du wiederkommst, werde auch ich sie wegwerfen«, erzählte er mir.

An jenem Abend wiesen ihm die Leute einen Platz in der ersten Reihe zu, sodass er die Flanellbilder besser sehen konnte.

»Seht, was der Teufel mit Judas Iskariot machte«, sagte ich jetzt, wo alle die Geschichte kannten. »Er hat ihm ins Ohr geflüstert: ›Glaub das nicht! Glaub das nicht!‹ Und Judas hörte auf den Teufel. Darum ist er noch heute bei ihm. Und seht ihr, was der Teufel mit dem einen Verbrecher am Kreuz machte? Der war so nahe am Kreuz des Heilands und ging doch ewig verloren!«

Dann blickte ich den Schamanen direkt an, für den ich und andere beteten. »Wer ist es, der will, dass du wartest?«, fragte ich ihn. »Der Teufel«, sagte ich schnell, um gewiss die richtige Antwort zu bekommen. »Er will, dass du stirbst, bevor du mit deinem Herzen auf Christus vertraust. Aber Jesus liebt dich, und er ruft dich jetzt.«

Jetzt fingen alle an zu versuchen, ihn zu überreden.

»Geh und hole deinen Sack!«, drängten sie ihn. »Wir alle helfen dir, ihn ins Wasser zu werfen.«

Ich wusste, welch schwerer Kampf in ihm tobte. Er fürchtete nicht nur, was die bösen Geister tun würden, sondern auch, dass er seine gut bezahlte Stellung verlor. Ich konnte nur immerfort beten. Plötzlich strahlte er vor Entschlossenheit und sagte: »Ich will alles holen und es wegwerfen.« Und er tat es, auch ohne den Beistand der vielen Helfer. Augenblicklich breiteten sich Erleichterung und Frieden auf seinem Gesicht aus, und von da an achtete er auf jedes Wort.

Jeden Tag rechnete man auch hier mit den Kautschukbossen. Einer der neuen Gläubigen erzählte mir, wie er fast genötigt wurde, irgendeine Handelsware anzunehmen. Daraufhin wollte der betreffende Boss ihn zwingen mitzukommen, weil er flussaufwärts »zur Abbezahlung seiner Schulden« arbeiten sollte. Als der Indianer sich weigerte, schlug der Boss auf ihn ein, bis er beinahe bewusstlos wurde.

Nach nur wenigen Tagen traf derselbe Boss mit noch zwei anderen in einem Motorboot ein, um die Indianer zusammen-

zutreiben. Der Älteste von ihnen hatte ein seidenweiches Gesicht, aber ich stellte fest, dass keiner der Indianer in seiner Gegenwart den Mund zu öffnen wagte. Der Jüngste von den dreien versuchte, die einzigen vier Indianer dort einzuschüchtern, die ihnen nichts schuldeten. Während der Gemeindeleiter Elias unverwandt dastand, beschwerte sich der Boss über die dabeistehenden Indianer.

»Diese vier Indianer wollen uns umbringen. Darum wollen sie nicht für uns arbeiten. Sie wollen alle Weißen hier umbringen.«

»Unsinn!«, sagte ich, »die Indianer fürchten die Weißen.«

»Nein, nein!«, antwortete er, worin der andere Kautschukboss und sein Begleiter ihn unterstützten. »Wir werden in Mitú berichten, wie sie sich zusammenrotten, um uns alle umzubringen.« Er blickte dabei drohend auf Elias und dessen Vater, die Angst bekamen und sich nicht mehr wohl in ihrer Haut fühlten.

»Sie wissen genau, dass Sie lügen«, gab ich zurück, erstaunt über ihre Bosheit. Es war nicht leicht, diplomatisch zu bleiben, wenn ich sah, welche Taktik sie anwandten, die Puinave am oberen Inirida einzuschüchtern. Diese Kautschukleute wussten nicht, dass einige dieser von ihnen als *Gusanos* (»Würmer«) bezeichneten drauf und dran waren, anders zu denken, und dass diese Mord-Anklagen sie auf Gedanken brachten, die in ihren Herzen zu Absichten wurden, um eine Ernte des Todes hervorzurufen.

Nachdem die meisten der hier lebenden Puinave mit ihren Ausbeutern gegangen waren, fuhr Elias mit uns in ein weiteres Dorf, wo die Indianer noch nicht fortgezogen waren, um Kautschuk zu gewinnen. Auch diese Bewohner wollten nach den Grundsätzen des Wortes Gottes leben und versprachen uns, ihre Schulden so schnell wie möglich abzubezahlen. Später fuhren viele von ihnen sogar den Fluss hinab, um den Kautschukbossen zu entkommen.

So wundert es nicht, dass die Kautschukbosse – als ich zehn Monate später heimkehrte – äußerst verärgert waren.

»Sie sagen, sie werden dich in eine Kiste stecken, sie zunageln und dich in den Fluss werfen, wenn sie dich hier noch einmal treffen«, sagte ein gläubiger Puinave, der seine Schulden bezahlt hatte und den Fluss hinabgefahren war. Dann erzählte er mir noch mehr darüber. Einige Indianer waren geflohen, nachdem sie einige Monate gearbeitet hatten, weil sie meinten, hart genug für das Wenige gearbeitet zu haben, was sie dafür erhalten hatten. Einige wurden gefasst und geschlagen und wieder zurückgeschleppt. Zwei junge Burschen waren mit ihren Eltern und ihren jüngeren Geschwistern aus ihrem Dorf in den Urwald geflohen, als sie sahen, dass die Bosse kamen, um sie zu suchen. Die Bosse schossen hinter den Indianern her, verfehlten sie aber. Daraufhin brachten sie alle Indianer-Kanus vom Ufer in eine große Palmwedel-Hütte und steckten sie in Brand, wobei sie alle Hängematten, Blasrohre und Fischfallen verbrannten und auch die Macheten ins Feuer warfen – eben alles, was die Indianer zum Leben im Urwald brauchten.

Viele Puinave hatten ihre Abendversammlungen ungeachtet aller Drohungen treu fortgesetzt. »Der Kautschukboss Ambrosia und sein Bruder, Raya, nahmen unsere Hefte aus unseren Beuteln, während wir Kautschuk sammelten«, sagte ein Indianer, »sie zerschnitten sie mit ihren Macheten und warfen sie ins Feuer.« Wie froh waren diese Leute, dass ich ihnen Johannesevangelien in Puinave und auch das Büchlein für Leiter mitgebracht hatte. Meine Übersetzung in diesen neuen Heften war viel besser als in der Fibel und im Markusevangelium. Darum machte es mir nichts aus, dass meine Fehler verbrannt worden waren.

Als Nächstes hörte ich, dass ein Curipaco-Häuptling mit Namen Mandó und seine Leute von einem Kautschukboss bedroht worden waren. Dieser Boss hatte Mandó mit vorgehaltenem Revolver davor gewarnt, weiterhin Versammlungen abzuhalten. Die

Puinave, die zu dieser Gruppe gehörten, waren ursprünglich vom oberen Isana gekommen. Und jetzt fuhren sie alle mit ihren Frauen und Kindern zurück – etwa 75 Leute.

›Soll ich abwarten, bis diese Kautschukbosse von *diesem* Umzug erfahren?‹, fragte ich mich. ›Nein, ich sollte lieber verschwinden, bevor sie sich von den Anbaugebieten aus auf den Weg machen und hierherkommen.‹

Diese Vermutung war richtig. Als ich an der Mündung des kleinen Flusses ankam, den Häuptling Mandó und seine Leute verlassen hatten, sahen wir einen ziemlich großen Einbaum, halb versteckt unter dem Ufergebüsch mit sechs fremden Leuten darin. ›Auf wen mögen die warten?‹, fragte ich mich.

Als wir gerade auf die Flussmitte zuhielten, rief einer von ihnen über das Wasser herüber: »*Señorita Sofía, venga por acá!*« (»Kommen Sie herüber!«) Meine zwei Puinave-Begleiter spürten die Gefahr und bremsten nicht ab, stattdessen paddelten sie mit allen Kräften.

»*Por qué?*« (»Warum?«), rief ich zurück.

»Hier ist ein Indianer, der mit Ihnen fahren will. *Venga, venga!*«

Ich traute dem Klang der Stimme nicht. »Wie heißen Sie?«, rief ich zurück, um Zeit zu gewinnen. Ich war genauso misstrauisch wie meine beiden Kameraden. Ihre Paddel flogen nur so, und weil das Kanu klein war, vergrößerte sich der Abstand rapide.

»Verschwindet! Lasst euch hier nicht wieder blicken!«, rief der Mann ärgerlich, und während er hässlich lachte, feuerte er seinen Revolver auf uns ab. Die Kugel verursachte eine Gischtfontäne, wenige Meter hinter unserem Kanu, was die Paddler zu noch größerer Kraftanstrengung trieb.

Die Nacht brach herein, aber wir machten keine Pause. Der Anblick der Sterne in all ihrer stillen, unveränderlichen Schönheit vergrößerte unser Vertrauen in die Allmacht unseres Vaters und Schöpfers. Wir flohen die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag.

36 Stunden hatten wir ohne Schlaf im Kanu gesessen, als wir eine Puinave-Hütte an einer Lagune oberhalb von *Raudal Alto* (Hoher Fall) fanden, wo wir die Nacht verbringen konnten. In der Hütte befand sich ein an zerebraler Malaria²¹ Leidender, der in den letzten Zügen lag. Das war die Krankheit, die in den letzten Monaten in diesen sumpfigen Kautschukwäldern viele Indianer das Leben gekostet hatte. Ich hatte die letzten Malaria-Tabletten den Paddlern gegeben, so konnten wir gar nichts für den Kranken tun. Mir blieb nur, für ihn zu beten.

Gerade als ich feststellte, dass ich keine Tabletten mehr hatte, fühlte ich ein ekliges Prickeln in meinen Gelenken. Am nächsten Tag schoss ein durchdringender Schmerz von meinen Augen mitten ins Gehirn. Er hielt an, und ich weinte vor Elend, während ich fieberheiß rücklings auf meinem Stoffsack lag. Das Kanu schwankte durch die Heftigkeit der Fieberschauer und der Krämpfe, die nun folgten.

Gegen Abend fanden wir einige alte, aus Palmblättern angefertigte Schutzdächer, an denen wir unsere Hängematten festmachten. Die Schmerzen in meinem Kopf nahmen zu, und der Regen strömte herab. *Tropf, tropf, tropf*, das war alles, was ich fortwährend hörte, während meine Wolldecke immer nasser wurde. Ich war zu schwach, um irgendetwas anderes zu tun, als die ganze Nacht hindurch nur dazuliegen – völlig durchnässt, zitternd vor Kälte und stöhnend vor Schmerzen, wobei ich im Gebet um Erbarmen rief. Auch die nächsten Nächte waren die elendesten, an die ich mich jemals erinnern kann. Auf dem Weg den Inírida hinab schliefen wir in verschiedenen Puinave-Dörfern. Oftmals hielt ich die Indianer mit meinem Stöhnen die ganze Nacht über wach. Meine Kopfschmerzen waren dermaßen intensiv, dass ich nicht versuchte, still zu leiden.

21 A. d. H.: Malaria, bei der das Gehirn befallen ist.

Aber mitten in all meinem Unglück machte mich eines glücklich: Die mich begleitenden Puinave lasen auch weiterhin ihr Kapitel pro Tag aus den Evangelien-Heften – so wie die Curipaco es ihnen beigebracht hatten. Sie wussten nicht, wie sehr sie mich dadurch trösteten, während ich zu schwach war, sie zu ermutigen.

Wir eilten zum Orinoco und nach San Fernando de Atabapo in Venezuela. Dort konnte ich in der Missionsstation Hilfe bekommen. Nahe der Mündung des Inírida kamen wir in das Dorf eines Curipaco-Puinave mit Namen Antonio Camico, eines früheren Schamanen. Dieser Mann hatte die Curipaco-Hefte studiert, die er von seinen Verwandten am Guainía erhalten hatte, und war dadurch in den letzten beiden Jahren geistlich stark gewachsen. Als ich ihn auf einer früheren Reise traf, hatte es ihm noch Spaß gemacht, mir zu erzählen, wie wenig er anfangs verstand.

»Wir haben sogar überlegt, ob wir vor unseren Saufgelagen beten sollten oder nicht!«, sagte er mit einem Grinsen. Auch machte es ihm nichts aus, jedem zu erzählen, wie er gewöhnlich die Leute mit seinen Zauberkünsten an der Nase herumgeführt hatte.

Antonio sprach auch Spanisch, und von meiner Hängematte aus hatte ich gehört, wie er Bibelveise auf Curipaco vorlas und einem ihn besuchenden Händler auf Spanisch den Weg zur Errettung erklärte. Ich war erstaunt, wie klar er ihn diesem Mann vorstellte. So überraschte es mich nicht, dass er den Händler später zum Herrn geführt hat.

Sobald wir diesmal in dem Dorf angekommen waren, erkannte Antonio, wie krank ich war, und beeilte sich, mich in sein Haus zu holen und meine Hängematte dort zu befestigen, damit ich bei ihm etwas Ruhe finden konnte. Sofort rief er einen anderen Ältesten seiner Gemeinde zu sich, um mit ihm für mich zu beten, so wie er es in dem Leiterbüchlein der Puinave gelesen hatte: » ... ihn [den Kranken] mit Öl salben im Namen des Herrn« (Jak 5,14). Er rieb meine Stirn mit Öl ein – mit dem Besten, was er hatte: mit seinem parfümierten Haaröl. Dann legten sie mir die

Hände auf und beteten. Das war die erste Nacht seit Längerem, in der ich wieder schlafen konnte.

Die Puinave-Frauen, denen wir unterwegs begegneten, waren eine große Hilfe für mich, indem sie mir in meiner Krankheit zur Seite standen. Sie stützten mich beim Gehen, und weil ich derart abgenommen hatte, dass ich nur noch 45 Kilogramm wog, war ich keine allzu große Belastung für sie.

Nach zehn schrecklichen Tagen erreichten wir die Missionsstation an der kolumbianisch-venezolanischen Grenze. Einer meiner Paddler eilte voraus, um dort meinen Zustand zu schildern. Sofort liefen die Mitarbeiter – die Cains und zwei junge Missionarinnen, Kathy Earle und Faye Taylor – zum Fluss hinunter und trugen mich praktisch bis zur Missionsstation. Wie wunderbar war es, wieder in einem Bett zu liegen, versorgt zu werden und Medikamente zu bekommen, die meine Schmerzen beseitigten!

Als ich mich erholt hatte, war ich immer noch zu mager und zu schwach, um das Katz-und-Maus-Spiel mit den Männern fortzusetzen, die die Indianer ausbeuten wollten und dem Evangelium feindlich gegenüberstanden. Eine Zeit lang den Schauplatz des Geschehens zu meiden, konnte hilfreich sein. Inzwischen war ein neues Frühjahr gekommen, etliche Jahre nach meiner Ankunft im Curipaco-Land. Darüber hinaus war eine solche Sehnsucht in meinem Herzen, die nur meine Mutter stillen konnte.

Außer meinem Entschluss, für einige Monate nach Hause zu fahren, um meine Mutter und all die anderen zu sehen, hatte ich vor, das ganze Neue Testament auf Curipaco in der Zentrale der New Tribes Mission in Wisconsin drucken zu lassen. Ferner wollte ich die Leute daheim bewegen, viel dafür zu beten, dass trotz der Geldgier der Menschen und der Behinderungen durch staatliche Gesetze im kolumbianischen Urwald auch weiterhin Seelen gewonnen wurden.



*Sophie zu Besuch in
Argentinien*



*Der Schlafstuhl in Sophies Schlafzimmer (in dem
Häuschen, in dem sie in den letzten Jahren lebte)*



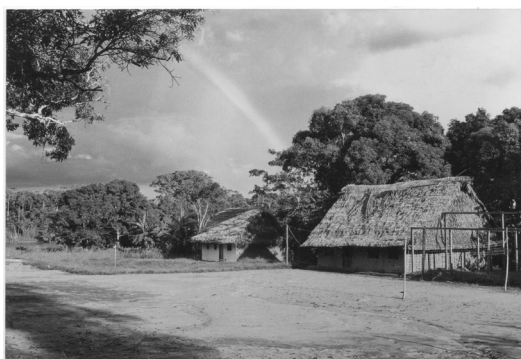
Gemeindliche Zusammenkunft in einem Indianerdorf



*Abschlussfeier von 20 Bibelschulabsolventen im
Jahr 2000 (wenige Jahre nach dem Heimgang von Sophie)*



*Sophie zu Besuch in
Argentinien*



Hütte von Sophie in Berrocal

DIE GEMEINDEKONFERENZ

Eine bunt geschmückte Menge von Zuschauern säumte das Flussufer in dem Curipaco-Dorf unterhalb von Sejal. Die gastgebenden Dorfbewohner, die ihre Häuser mit weißem Lehm neu verputzt hatten, sangen zu unserem Empfang, als wir den Fluss heraufkamen.

»Wir« waren eine Gruppe, die in rund 20 Kanus unterwegs war. Deren Insassen repräsentierten sechs oder sieben Dörfer am unteren Guainía. Die Ältesten und Diakone jedes Dorfes zeigten an langen Stangen jeweils ihre eigenen, strahlend bunten Banner. Darauf war sorgfältig in großen, ungleichmäßigen Buchstaben der Name des Dorfes geschrieben, der nun im Wind flatterte.

Ich hatte mich drei Monate lang in den Vereinigten Staaten aufgehalten und war gerade rechtzeitig zurückgekommen, um an der ersten Curipaco-Bibelkonferenz teilnehmen zu können. Wie kletterten aus den Kanus und bildeten eine lange Reihe: die Männer zuerst, dann die Frauen und die Kinder – so, wie es bei den früheren Zusammenkünften üblich war, als ihre Trinkgelage und schamanistischen Zeremonien stattfanden. Diejenigen, die zu unserer Begrüßung Aufstellung genommen hatten, setzten ihren Gesang fort, während sie unsere Hände schüttelten. (Sie bevorzugten bei solchen Anlässen die spanische Art, sich zu begrüßen.) Wir hatten seit der letzten Flusswindung fröhlich zu singen begonnen und setzten unseren Gesang fort, bis die letzte Hand geschüttelt war. Niemand störte sich daran, dass wir unterschiedliche Lieder sangen. Alle Gesichter strahlten, besonders die der Leiter.

Innerlich pries ich Gott dafür, dass die Curipaco bei der Gestaltung ihrer Zusammenkünfte eine so große Selbstständigkeit

unter Beweis stellten. Das war die erste Konferenz ihrer Art; trotzdem schien es, als ob sie niemals in Verlegenheit gerieten, was nun zu tun sei. Die Begrüßung war vorüber, zwei Älteste beteten. Dann zeigten sie den unterschiedlichen Gruppen, welche Gebäude für die nächsten drei oder vier Konferenztage für sie bestimmt waren. Junggesellen und Männer, die ihre Frauen nicht mitgebracht hatten, sollten im Konferenzgebäude schlafen, damit die Verantwortlichen sie im Blick behalten konnten. Für mich hatte man eine kleine Palmwedel-Hütte vorgesehen, in der ich allein sein konnte, um mit denen zu sprechen, die Medikamente benötigten oder die mich zwischen den Versammlungen besuchen wollten.

Nachdem alles geregelt war, kam die Zeit für die eine große Mahlzeit des Tages. Die Frauen hatten in vier oder fünf riesigen Kesseln Fischeintopf gekocht. Nun trugen die Männer die Kessel nach draußen zu einem großen, rohen Tisch auf dem Dorfplatz, und die gastgebenden Ältesten riefen die Menge zum Essen. Eine ziemlich große Menge von Männern, Frauen und Kindern – jeder mit einer Schüssel oder einer halben Kalebasse bewaffnet – stellte sich im Kreis auf, um auf die Ausgabe des Essens zu warten. Ein Ältester bat um den Segen; dann sangen alle, während sie darauf warteten, bis sie an der Reihe waren. Neben dem Fischeintopf gab es für jeden »Teller« ein kleines Stück gut durchgebratenes Fleisch – Wildschwein, Affe, Ente, Hirsch oder Tapir. Dazu wurde jedem ein großes Stück *Yuca*-Brot in die Hand gedrückt. Zum Abschluss des Festmahls gab es für jeden – in einer Schale gereicht – ein wohlschmeckendes *Yuca*-Getränk²². Danach zogen die Frauen an eine bestimmte Stelle des Flusses hinab, um ein Bad zu nehmen, während die Männer diskret in einiger Entfernung das Gleiche taten.

Im Anschluss an die Nachmittagsversammlung gab es Zeit zum Spielen. Ich hatte den Curipaco Basketball mit einem aus Ur

22 A.d.H.: Die Grundsubstanz für die Zubereitung dieses Getränks ist *unvergorener* Maniokbrei, wobei *Yuca* ein Synonym für Maniok ist (vgl. Fußnote 7 auf S. 31).

waldmaterialien angefertigten Ball beigebracht, der nicht sprang. Um die Mannschaften voneinander unterscheiden zu können, zog eine Mannschaft das T-Shirt aus. Ein hemdloser Mann schnappte sich den Ball und warf ihn wie wild in Richtung Korb, wobei ein schreiender »T-Shirt-Träger« ihm dicht auf den Fersen folgte. Der Ball gelangte zu dem Korbwerfer, der ihn seinerseits hoch über den an einer Stange befestigten *Yuca*-Korb warf, bevor er unmittelbar darauf von seinen Gegnern zu Boden gerissen wurde. Das sah wie ein perfekter Spielzug aus, doch das gegnerische Team ergriff die Stange, an der der Korb befestigt war, und schüttelte daran mit aller Kraft, während der Ball herabfiel, und die Korböffnung verfehlte. Der Schiedsrichter brauchte während des Spiels nur wenig einzugreifen.

Während der Konferenz gab es zwei Versammlungen am Vormittag und eine am Nachmittag. Dazu kamen am Abend meine Filmstreifen²³ oder das Erläutern von Zeichnungen, die ich mit Farbmakern angefertigt hatte. Die Gläubigen jedes Dorfes waren für eine Versammlung verantwortlich und ließen ihre Kinder daran teilhaben, indem sie ihnen ermöglichten, Bibelverse aufzusagen oder Lieder zu singen. Dann gaben die Frauen Zeugnis und sangen, und die Männer legten die Bibel aus. Die meisten von ihnen wiederholten nur Verse, doch die Leiter sprachen oft mit gutem Verständnis. Sie gaben sich alle Mühe, die jungen Leute zu ermahnen, die Versuchungen der Welt zu fliehen und zu dem Heiland zu kommen. Manchmal war ich über die Illustrationen erstaunt, die sie verwendeten:

»Manche Leute sind wie Enten«, sagte ein Ältester. »Sie gehen wie die Enten im Regen überall umher und verschlucken allen Unrat und Dreck, den sie finden. Und wie der Leben spendende Regen vom Rücken der Enten abläuft, ohne an ihre Haut zu kommen, so gleitet das Wasser des Lebens, das Wort Gottes,

23 A. d. H.: Vgl. dazu S. 162 in Kapitel 15.

über ihre Gedanken hin und berührt ihre Herzen gar nicht. Sie verwerfen es, weil sie die Dinge dieser Welt mehr lieben. Christus hat gesagt: »Liebt nicht die Welt noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm« (1Jo 2,15).«

Es gab auch Zeugnisse, die von den Betreffenden als Veranschaulichungen geistlicher Wahrheiten benutzt wurden. Einer berichtete von einer kürzlich gemachten Erfahrung:

Eines Tages reparierte ich das mit Palmwedeln gedeckte Dach meines Hauses. So sah ich mich nach Lianen um, damit ich die Wedel auf dem Dach befestigen konnte. Nachdem ich ungefähr eine Stunde lang umhergestreift war, fand ich, was ich suchte, und schnitt von den Bäumen zwölf lange und gerade Lianen ab. Dann band ich sie an einem Ende zu einem Bündel zusammen und nahm das andere unter den Arm. So zog ich es auf dem Weg hinter mir her.

Plötzlich schien es, als ob einige Wurzeln meine Lianen auf dem Boden festhielten und mich zurückrissen. Ich zog, ohne mich umzusehen, an dem Bündel, um die Lianen wieder freizubekommen. Das geschah vier- oder fünfmal. Schließlich hingen die Lianen fest.

Ziemlich ärgerlich wandte ich mich um, um die Lianen mit den Händen zu befreien, aber mein Ärger verwandelte sich in Schrecken. Ein großer Jaguar war hinter mir auf meinem Weg, der immer wieder auf die Lianen trat, um näher an mich zu gelangen. Er hielt an und fixierte mich, während sein Schwanz zuckte. Er war drauf und dran, zu springen und seine Beute zu schnappen.

»O Herr, hilf mir!«, schrie ich von Herzensgrund. Unmittelbar darauf kam meine Kraft zurück, und ich stand da, mich zu verteidigen. Ich hob die Machete hoch, schwang

sie über den Kopf und schrie: »Komm her! Komm her! Ich nehme es mit dir auf!«

Der Jaguar sah mich noch einen Augenblick an, machte kehrt und verschwand dann im Schatten des Urwalds. Ich hatte den Sieg errungen und war sehr glücklich.

Ja, das ist ein gutes Bild für unseren Kampf gegen den Feind, der umherschleicht wie ein wilder Jaguar »und sucht, wen er verschlinge«²⁴. Die Bibel sagt, wir sollten gegenüber dem Teufel fest stehen. »Widersteht ... dem Teufel, und er wird von euch fliehen.«²⁵

Bei einer Konferenz, die wir flussaufwärts in Paulinos Dorf abgehalten hatten, kam ich gerade noch rechtzeitig, um einen Gottesdienst für das Mahl des Herrn vorzubereiten. Paulino saß mit auf der Leiterbank. Überschwänglich, wie er sein konnte, war er zuweilen auch todernst.

»Wenn irgendeiner von euch seine Sünden verbirgt«, sagte er feierlich, »dann ist jetzt die Zeit gekommen, Buße zu tun.«

Ein Mann fiel zu seinen Füßen nieder, aber es waren nicht seine eigenen Sünden, die er bekennen wollte, sondern die Verfehlungen seiner Frau. »Diese – meine Frau – ist wieder in ihre alten Angewohnheiten verfallen«, sagte er ernst. »Nun soll Sofia ihr sagen, dass sie morgen nicht am Mahl des Herrn teilnehmen darf.«

›Sie muss wieder Zauberei getrieben haben‹, dachte ich und wurde ganz mutlos.

Ihr Ehemann fuhr fort, ziemlich aufgebracht zu sagen: »Ich habe entdeckt, dass sie sich wieder die Kopfläuse heraussucht und sie aufisst!«

Die Ältesten Paulino und Avelino blickten einander an und kratzten sich verlegen am Kopf. Hier lag ein Problem vor, für das

24 A. d. H.: Vgl. 1. Petrus 5,8.

25 A. d. H.: Vgl. Jakobus 4,7.

es in der Bibel keine Antwort gab! Sie wollten sich beide gern auf die Seite des aufgebrachtten Mannes stellen, obwohl man dem pausbäckigen Gesicht der Frau nicht ansehen konnte, dass ihre »Ernährungsweise« schädlich für sie war. Sie sahen zu mir her, sodass ich ihnen erklärte, dass wir nach dem Ende der alttestamentlichen Zeit mit ihren Speisegesetzen auf dem Boden des Neuen Testaments stehen, und da ist die Wahl der Nahrung eine ganz persönliche Angelegenheit. Trotzdem riet ich zu einer Haarspülung mit kerosinhaltigen Zusätzen, um auf diese Weise die Versuchung zu beseitigen, einem Appetit zu frönen, durch den die eheliche Eintracht in Gefahr geriet.

Am oberen Isana wurde die Konferenz für die Dörfer jenes Gebiets in Häuptling Mandós Dorf abgehalten. Zu meinem Entsetzen fand vor der Zusammenkunft ein Prozess statt, bei dem es um versuchten Mord ging.

Zwei Gläubigen in jenem Dorf hatte man mit drei Giftpfeilen in die Brust und in den Rücken geschossen. Beide wären aufgrund der Wirkung des Giftes fast gestorben. Passiert war das, als die beiden Fische fangen wollten. Sie hockten am Lagerfeuer und brieten sich zur Nacht einige Fische, als sie plötzlich aus dem dunklen Dickicht heraus von den Pfeilen getroffen wurden.

»Einer der beiden Männer kam aus dem Ort, wo der Schamane wohnt«, sagte Mandó mir. »Sie müssen es bekennen, sonst werden sie es wieder tun.« Die Ältesten brachten zwei große, nett aussehende Curipaco herbei, die ich nie zuvor gesehen hatte.

»Bekennet eure Sünde!«, wurden sie ermahnt, »damit Gott euch vergeben kann.«

»Wir haben es nicht getan«, sagten sie.

Ich persönlich war beinahe sofort bereit, ihnen das Recht »im Zweifel für den Angeklagten« zuzubilligen, nicht so Häuptling Mandó.

»Ihr wart es! Wer sonst sollte es gewesen sein?« Mandó sah sie mit einem halben Lächeln unter seinen zusammengekniffenen

Augenbrauen an. »Ihr könnt Weiße für dumm verkaufen, aber nicht uns! Wenn ihr es nicht wart, dann sagt mir, warum habt ihr euch besonders lange Pfeile angefertigt, die wir versteckt unter eurem Regendach gefunden haben?«

Sie behaupteten immer noch, unschuldig zu sein. Dann erinnerte ich mich an einen alten Krimi, den ich mal gelesen hatte. »Lasst uns sie einzeln befragen«, schlug ich vor. Und Mandó gefiel der Gedanke.

Es dauerte keine zwei Minuten, und der Unschuldige verpöffte seinen Cousin, der dann auch schnell alles zugab.

Eines der Opfer war Francisco, ein Gemeindevorsteher. Er litt immer noch unter der Einwirkung des Giftes, womit die drei Pfeilspitzen bestrichen waren, die in seiner Schulter und in seiner Brust steckten. Sobald der Schuldige vor den anderen die Tat gestanden hatte, schrie Francisco dem Beinahe-Mörder in großer Wut entgegen:

»Warum hast du das gemacht?«

»Weil der Schamane gesagt hat, du hättest mein Kind umgebracht! Du hast einen Fluch über ihm ausgesprochen.«

»Das habe ich gar nicht gemacht!«, widersprach Francisco hastig. »Ich bin ein Gläubiger. Ich bringe niemanden um.«

Ich wusste nur zu gut, dass Gott allein in dem »Mörder« Misstrauen gegenüber dem Schamanen bewirken konnte, aber auch, dass nur Francisco imstande war, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. So unterbrach ich leise Franciscos Gedanken:

»Francisco, du musst ihm sagen, dass du ihm vergibst, und wir müssen alle für ihn beten, dass Gott ihm vergibt und dass er von nun an auf Jesu Worte hören muss, statt sich von dem verführen zu lassen, was der Schamane sagt.«

Francisco tat das. Er vergab ihm öffentlich und bat sogar darum, die ganze Sache völlig vergessen zu können. Gott hatte gesiegt. Wie weit waren diese Curipaco jetzt von den früheren Rachegeanken ihres Stammes entfernt!

Während der Konferenzzeiten gab es auch immer mehr Hochzeiten. Früher genügte die gegenseitige Einwilligung der Eltern dazu, eine Ehe vor der Gemeinschaft für rechtmäßig zu erklären. Jetzt, wo Gott in die Welt dieser Stammesangehörigen gekommen war, wollten sie, dass auch die Gemeindeglieder an dem bedeutsamen Geschehen der Eheschließung Anteil nahmen. Ich ermutigte sie in diesem Anliegen, indem ich in das Leiterbüchlein eine Gottesdienstordnung aufnahm, weil ich wollte, dass allen die Feierlichkeit des Eheversprechens bewusst werden sollte.

Bei einer Puinave-Konferenz am Inírida wurden alle Gläubigen, die noch ohne geistlichen Segen verheiratet worden waren, zusammengerufen, sodass sie sich in großer Zahl einfanden. Der den Gottesdienst leitende Älteste war ein großer, schlanker, würdevoll aussehender Mann mit Namen Rafael Cuichi. Er war der Sohn eines venezolanischen Händlers und einer Curipaco-Mutter, der aber bei den Puinave aufgewachsen war. Rafael erhob sich bei dieser feierlichen Handlung mit einem so ruhigen und imponierenden Gesicht, als stünde George Washington da. Mit majestätischer Geste erhob er die Hand. Da wurde es ganz still. Dann kündigte er an: »Wir werden jetzt mit Gott reden.« Daraufhin las er aus dem Leiterbüchlein auf Puinave vor.

»Meine Brüder! In längst vergangener Zeit schuf Gott einen Menschen, den er Adam nannte. Dieser Mann fühlte sich einsam und traurig. Darum sagte Gott: ›Es ist nicht gut für den Menschen, dass er allein ist.‹²⁶ Darum erschuf er für ihn eine Frau, die Eva hieß und die ihm helfen und ihn glücklich machen sollte. So stiftete unser Gott die erste Ehe; und daher wollen wir lesen, was er zu diesen beiden Verheirateten sagte.«

Ein Diakon las die entsprechenden Verse aus der Bibel. Dann sagte der Älteste: »Ihr Männer in der ersten Reihe, steht zusammen mit der von euch Begehrten auf! Ergreift ihre Hand!«

26 A. d. H.: Vgl. 1. Mose 2,18 (Menge).

Jeder ergriff gehorsam die Hand seiner Liebsten, und das nicht ohne große Erregung, weil es höchstwahrscheinlich das erste Mal war, dass sie sich die Hände gaben. Dann stimmte einer der Diakone ein Lied an, das ich nach der Melodie »Oh Promise Me«²⁷ gedichtet hatte. (Ich hatte drei Hochzeitslieder mit nachgedichtetem Text zusammengestellt, um den Männern zu helfen, die Ehe als eine geheiligte, verantwortungsvolle Angelegenheit anzusehen, die Partnerin zu lieben und für sie zu sorgen.)

»Sag ihr jetzt in Wahrheit, dass du immer bei ihr wohnen und niemals eine andere begehren willst ...«

»Nun«, sagte Rafael in feierlichem Ton, »beantworte diese Fragen vor Gott und den Leuten hier. Du, Mann, willst du diese Frau als deine wahre Ehefrau haben?« Diese Frage stellte er jedem der Reihe nach.

»Ja.« Alle wollten das.

»Wirst du jemals eine andere Frau begehren?«

»Nein!«, sagten sie ebenso schnell der Reihe nach.

Sie versprachen, sie mit Nahrung und Kleidung zu versorgen, für sie zu beten und sie auch nicht zu verlassen, wenn sie krank oder streitsüchtig würde, und sie zu lieben, bis der Tod sie scheidet.

Dann wandten sich die Ältesten zu den Frauen:

»Du, Frau, willst du diesen Mann als deinen wahren Ehemann haben?«

Selbst die Großmütter, die vor vielen Jahren geheiratet hatten, wurden über und über rot, als jede sagte: »Ich will ihn haben.«

»Und du wirst nie einen anderen begehren?« Worauf alle mit »Nein!« antworteten, indem sie sich der Bedeutung ihrer Antwort bewusst waren.

»Wirst du ihm gehorchen?« Diese Frage war an die erste kleine Frau gerichtet.

27 A.d.H.: Ende des 19. Jahrhunderts entstandenes und im englischsprachigen Raum weitverbreitetes Hochzeitslied.

»Nein!«

Die sechs Ältesten sahen streng auf sie herab, besonders die aus ihrer Heimatgemeinde. Sie blickte ängstlich um sich her.

»Früher habe ich das nicht getan«, erklärte sie hastig, »aber ich will es von jetzt ab tun.« Die Ältesten entspannten sich wieder und nickten einander beifällig zu. Und ohne weitere Komplikationen wurde die Zeremonie zum erwarteten Ende gebracht.

Bei dieser Puinave-Konferenz bewunderte ich besonders, wie gut es die Leiter verstanden, die Aufmerksamkeit der Versammlung aufrechtzuerhalten. Wenn ein Ältester vorn auf der »Leiterbank« einen eingeschlafenen »Missetäter« erblickte, sprang er sofort in die Höhe und zeigte mit einem langen Finger in gerechter Empörung auf den Betreffenden. Dann trat schnell ein offizieller »Aufwecker« in Aktion, und – mit einem langen Stock über ein halbes Dutzend Gemeindeglieder hinwegreichend – klopfte er unmissverständlich auf den Kopf des Eingeschlafenen, der dann sofort aus dem Schlaf aufschreckte.

Eine andere Pflicht des offiziellen »Aufpassers« bestand darin, während des Betens auf die Versammelten zu blicken, ob auch alle Köpfe gebeugt und alle Augen geschlossen waren. Alles in allem hatte man in dieser Konferenzversammlung sehr schnell gelernt, dass alles »anständig und in Ordnung« (1Kor 14,40) vor sich gehen soll.

Einige Indianer waren allerdings nicht aus geistlichen Gründen zur Konferenz gekommen. Weil es zu wenige junge Frauen in ihrem Stamm gab, waren diese wenigen gekommen, um sich zu erkundigen, ob sie hier Aussichten hätten, eine Ehepartnerin zu finden. Am dritten Tag fingen sie an, schon vor dem Hellwerden die Konferenz durch ihr Reden und kreischendes Gelächter zu stören. Nachdem das an zwei oder drei Orten geschehen war, sprach ich mit Gott darüber.

»Herr, was soll ich tun? Der Teufel benutzt die Ungläubigen dazu, die Konferenzen zugrunde zu richten. Was soll ich dagegen tun?«

»Beten!«, schien mir der Herr zu sagen, »jetzt ist eine Gebetsversammlung dran.«

Den Leitern gefiel dieser Gedanke. So wurden die Gebetstreffen vor dem Hellwerden ins Leben gerufen. Die Leiter wollten gern sicherstellen, dass diese Regelung in die nächste Ausgabe des Leiterbüchleins eingefügt wurde. Außerdem sollte für diejenigen, die nicht an den Gebetstreffen teilnahmen, noch festgehalten werden: »Alle anderen müssen still in ihren Hängematten bleiben, bis der abschließende Lobpreis bei der Gebetsversammlung gesungen worden ist.«

Halbjahreskonferenzen wurden bald ebenso zur Gewohnheit wie die täglichen Versammlungen in jedem Dorf. Meine Aufgabe bestand nicht mehr darin, von Dorf zu Dorf zu reisen und zu unterrichten, sondern von Konferenz zu Konferenz unterwegs zu sein und gelegentlich die Dörfer zu besuchen, die auf der jeweiligen Route lagen.

Auf diese Weise kam ich im Sechs-Monats-Rhythmus durch die Stammesgebiete, um Irrtümer zu berichtigen und die neuesten Exemplare des Neuen Testaments und die Liedtexte zu verteilen, die bei den Cains vervielfältigt worden waren. Aber das war auch weiterhin mit Schwierigkeiten verbunden. Am unteren Inírida gab es nicht nur die feindlich eingestellten Kautschukbosse, sondern auch einen Staatsbeamten, der die Indianer persönlich ausbeutete und brutal behandelte. Dieser rühmte sich den Indianern gegenüber, was er mit *mir* machen würde, falls es ihm gelänge, mich in seinem Bereich zu fassen.

Einmal stießen wir in einem Dorf, das ich besuchte, direkt aufeinander, aber statt seine Drohung wahrzumachen, schien er sich angesichts der Indianer vor mir zu schämen. Ich blieb einfach

dabei, ihm auf Spanisch zu sagen, wie nötig er Christus in seinem Leben brauchte, und gab ihm ein Johannesevangelium. Damals wusste ich noch nicht, dass die Indianer ihrerseits zur Tat schreiten und seinetwegen Anzeige erstatten würden, woraufhin man ihn sofort seines Postens enthob.

Auf dem Weg zu einer Konferenz im Kautschukgebiet am Oberlauf des Inírida erfuhr ich etwas, was mich umkehren ließ, sodass die Konferenz ohne mich stattfinden musste. Victor, der verschlagene und grausame Kautschukboss, war ermordet worden! Weil ich den Indianern geraten hatte, seine Geschenke nicht anzunehmen, durch die sie in seiner Abhängigkeit blieben, hatte ich den Eindruck, dass ich dieser Gegend vorerst lieber fernbleiben sollte.

Die zwei Puinave, die das getan hatten, waren keine Gläubigen, aber sie waren Cousins eines besonders treuen Gläubigen aus jenem Dorf. Paulinos Bruder erzählte mir Genaueres:

Es war dieselbe alte Geschichte, dass »der weiße Mann« sich in furchtbarer Weise an indianischen Frauen verging, während deren Ehemänner gefesselt und geschlagen wurden. All das geschah in dem Dorf, wo Victor und seine Helfer auf der Jagd nach Arbeitern waren.

Dann band Victor zwei der Indianer los und befahl ihnen, Feuer zu machen und ein Mahl zuzubereiten. Die zwei bückten sich, um an ihre Arbeit zu gehen, kochten aber innerlich wegen der erhaltenen Schläge. Während sie das Feuerholz zurechtschnitten, lauerten sie auf den Augenblick, sich rächen zu können. Victor saß nahe dabei, das Gewehr wie gewöhnlich in der Hand. Schließlich drehte er für einen Augenblick den Kopf zur Seite. Daraufhin sprangen die beiden in Sekundenschnelle auf und durchschnitten ihm den Hals mit ihrer Machete. Er schrie noch kurz und fiel dann zu Boden.

»Das war das letzte Mal, dass du uns geschlagen hast!«
Diese Worte schleuderten sie ihm ins Angesicht und versetzten ihm noch einen letzten Schlag.

Victors zwei Begleiter waren zu der Zeit in einer Hütte. Darum nahmen die beiden wutentbrannten Indianer Victors Gewehr und stürmten in den Raum, in dem die beiden sich in ihren Hängematten erholten, und erschossen sie auf der Stelle. Dann schleppten sie die Leichen nach draußen und ließen sie im Sumpf verschwinden.

Danach haben sich die beiden Indianer dem Zugriff der Justiz durch Flucht entzogen. Viele ihrer Verwandten halten sich ebenfalls versteckt, weil sie fürchten, als Geiseln eingesperrt zu werden.

Die Konferenz in dieser Gegend war eine sehr ernste Angelegenheit. Die Leute beteten für die Betroffenen, die nun nicht teilnahmen, und sie beteten für mich, dass ich vor den bösen Männern bewahrt werden möge.

Nach rund sechs Monaten hatte sich in Bezug auf die Puinave alles wieder beruhigt, und an der nächsten Konferenz konnte ich wieder teilnehmen. In der Kautschukgegend blieben nur die zwei Mörder in ihren Verstecken. Den Untersuchungen der Behörden in Mitú meinte man, entnehmen zu können, dass Victor und seine Helfer sich schon zur Genüge selbst diskreditiert hatten und dass die flüchtigen Täter dadurch bereits genug bestraft waren.

Die Konferenzen sollten bald das Mittel sein, Gläubige aus anderen Stämmen zu ermutigen, deren Siedlungsgebiete an diejenigen der Curipaco und Puinave angrenzten. Männer wie Pablo, Lino und Paulino schienen die Gabe des Ermahnens zu haben und andere ermutigen zu können – und sie gebrauchten sie auch in den Zeiten zwischen den Konferenzen.

WIE WERDEN SIE HÖREN OHNE EINEN PREDIGER?

Schon jahrelang hatte ich nichts von meinen Freunden – den Drivers vom Worldwide Evangelisation Crusade – gehört, die damals so freundlich zu mir waren, als ich nach einem Stamm Ausschau hielt. Dann hörte ich durch den »Buschfunk«, dass sie ihre Arbeit unter den Cubeo aufgeben mussten, bevor sie imstande waren, etwas Greifbares zurückzulassen, womit sie den Stammesangehörigen hätten helfen können. Weil mein Kreis an Indianer-Freunden immer größer geworden war, kam es wiederholt vor, dass ich auch Cubeo-Indianern auf meinen Reisen begegnete. Mehr als einmal fragte ich mich, was für diesen Stamm getan werden könnte, der doch ohne Prediger und ohne Gottes Wort war.

Bald entdeckte ich, dass einer der treuen Curipaco-Gläubigen mit einer gläubigen Cubeo-Frau verheiratet war und dass sie nur allzu gern dem Volk der Ehefrau das Evangelium bringen wollten. Mit noch anderen Curipaco zogen sie in einen Teil des Cubeo-Gebiets, wohin noch nie ein Missionar gekommen war. Ich musste aber auf die Konferenzzeit warten, bis ich erfuhr, ob sie zurückgekehrt waren und wie es ihnen ging.

Die Konferenz fand in der Nähe des Cubeo-Gebiets statt, so dass es nicht ungewöhnlich war, Mischehen zwischen Cubeo und Curipaco zu finden. Da saßen zum ersten Mal Stammesangehörige der Cubeo – zwar noch ungläubig, aber doch sehr interessiert an dem, was sie zu hören bekamen.

Die freudige Erregung während dieser Konferenz wurde noch größer, weil etwa 100 Carom von der brasilianischen Seite her den ganzen weiten Weg den Isana hinauf und auf Urwaldpfaden gekommen waren, um mit uns daran teilzunehmen. Für die Cu-

ripaco und die Carom war der Höhepunkt der Konferenz die Tatsache, dass das ganze Neue Testament auf Curipaco vorlag. Das war in den Vereinigten Staaten gedruckt und gebunden worden. Solche Freude hatte ich noch nie gesehen!

Aber die Cubeo gingen leer aus.

Die Konferenz war in vollem Gang, als Antonio mit seiner Frau, seinem Freund Lopi und anderen Bekannten ankam. Auf einem kurz zuvor ins Leben gerufenen Missionarstreffen für Männer berichtete Lopi, wie sie Antonio bei den Verwandten seiner Frau zurückgelassen hatten und dann etwas weitergezogen waren, um einer anderen Gruppe das Evangelium zu predigen. Zunächst war ihnen Widerstand entgegengeschlagen, aber sie waren dort geblieben, bis die Cubeo das Wort Gottes hören wollten und darum baten, es in ihrer eigenen Sprache zu haben. Noch bevor diese einheimischen Missionare fortgingen, bekannten dort einige ihren Glauben an Christus, den Retter.

»Wir hatten nichts als Maniok zu essen«, erzählte Lopi, »dadurch kamen wir sehr schlank zurück. Aber unsere Herzen waren froh, weil sie das Wort Gottes hören wollten.«

Für mich war bei der Ankunft Antonios nicht nur die aufregende Nachricht wichtig, dass bereits einige Cubeo an Christus glaubten. Vielmehr ging es auch um die Möglichkeit, dass Antonios Frau mir helfen konnte, einige Hefte für die Cubeo zu übersetzen. Antonio und seine Frau sorgten dafür, dass ich zu diesem Zweck eine kleine Lehmhütte in ihrem Dorf beziehen konnte.

Das Cubeo erwies sich für mich als schwieriger, verglichen mit dem Curipaco, aber nicht so schwierig wie das Puinave. Meine Übersetzungshelferin war sehr verständnisvoll, weil sie selbst schon seit einiger Zeit eine treue Christin war und die Bibel auf Curipaco gut kannte. Sie arbeitete mit mir beinahe fieberhaft einige Wochen lang, bis wir die Bibel und das Johannesevangelium fertig hatten. Beides wurde zum Vervielfältigen den

Cains geschickt, die im Grenzgebiet wohnten. Unterdessen kehrte Antonio zu den Cubeo zurück und unterrichtete sie weiter, um sie für die erste Konferenz vorzubereiten, zu der ich ihnen hoffentlich die Hefte mitbringen konnte. Die Cubeo sollten nicht länger abseitsstehen!

Dann kam die Zeit, in der ich das Cubeo-Land zum ersten Mal als Missionarin besuchen sollte, die bereits unter anderen Stämmen gearbeitet hatte. Bald konnte ich verstehen, warum Antonio und Lopi von Schwierigkeiten auf der Reise sprachen. Das gewöhnliche Essen war Affenfleisch, aber ich lernte sogar, Ameisen zu essen, deren Hinterleib aufgrund der zahlreichen Eier aufgebläht war. (Während Antonio dem Herrn für das Mittagsmahl dankte, bat ich Gott um die Gnade, all das essen zu können!) Ich bestand allerdings darauf, mein Essen rösten zu dürfen, damit es nicht so zappelte.

Schlimmer als das Essen von Ameisen war auf der Reise allerdings der Biss einer großen, braunen, behaarten Spinne – offensichtlich einer Vogelspinne. Wie Feuer brannte der Schmerz zwischen zwei Fingern, die anfangen, dunkelblau zu werden. Er wanderte sehr schnell den Arm hinauf, wobei die Drüsen in der Achselhöhle anzuschwellen begannen. Ich konnte mir nur ausmalen, dass das Gift sich bald überall im Körper ausbreiten würde, was das Ende bedeutet hätte. Und so schrieb ich einen Abschiedsbrief an meine Mutter.

Die Indianer machten sich große Sorgen, als die Schmerzen dermaßen brannten, dass ich laut stöhnte. Paulino ermahnte sie, mit ihm zu beten:

»O Herr, blicke herab auf diese unsere Schwester. Die Arme wurde von einer Spinne gebissen! Lass du die Schmerzen vergehen!«

Während ich in die traurige Aufgabe vertieft war, den Abschiedsbrief zu verfassen, wurde mir plötzlich bewusst, dass ich zu stöhnen vergessen hatte. Der Schmerz in meinem Oberarm

hatte aufgehört, und nach einer Weile konnte ich sogar anfangen, meine geschwellenen, schmerzenden Finger wieder zu bewegen.

Im Konferenzdorf hatte Antonio eine Gruppe von Gläubigen aufstellung nehmen lassen, die uns ein Willkommenslied singen sollten. Er konnte es kaum abwarten, mit der Konferenz zu beginnen, um uns zu zeigen, wie gut diese Cubeo in dieser Hinsicht schon auf eigenen Füßen stehen konnten. So war es die lange, mühevolle Reise wert, auch nur einen Cubeo zu hören, der sein Zeugnis für Christus gab.

Wie gern lasen sie die biblischen Geschichten und das Johannesevangelium in ihrer eigenen Sprache! Wenn ich nur Zeit genug gehabt hätte, wäre ich imstande gewesen, noch viel mehr für sie zuübersetzen. Dies war die erste selbstständige Cubeo-Gemeinde, und ich hatte guten Grund zu der Annahme, dass es aufgrund von Antonios Bemühungen bald noch etliche weitere geben würde.

Viele Monate später erfuhr ich, dass diese Gläubigen unter den Cubeo durch wirkliche Verfolgungen gehen mussten, die ihnen vonseiten Fremder zugefügt wurden. Diese Leute hatten einen anderen Glauben und wollten nicht, dass die Cubeo die Bibel besaßen. Eine Versammlung bedrohten sie mit ihren Gewehren. Sie forderten alle auf zu verschwinden. Dann vernichteten sie alle Hefte, die man in der Eile auf den Bänken hatte liegen lassen, und warnten die Curipaco-Missionare, sich nie wieder blicken zu lassen. Glücklicherweise hatte das die mutigen Curipaco nicht einschüchtern können, denn sie kamen immer wieder und lehrten auch weiterhin.

Antonio war ein richtiger »Draufgänger«, aber mit einem wahren Hirtenherzen. Wo irgend es ging, ermöglichte er es, dass seine Frau mir zur Seite stehen konnte, damit wir imstande waren, mehr vom Neuen Testament ins Cubeo zu übersetzen.

Eines Tages sagte er: »Wir brauchen das Leiterbüchlein auf Cubeo für die anderen Dörfer, wo man kein Curipaco versteht. Komm doch wieder in unser Dorf.« Nach dem Leiterbüchlein übersetzten wir noch einige Lieder und die Apostelgeschichte.

Nachdem er gesehen hatte, was seine und Lopis Bemühungen für die Cubeo bewirkt hatten, weitete sich sein Horizont. Sein Bruder hatte ein Mädchen aus dem Guayabero-Stamm geheiratet, der in der Nähe der Savanne wohnte. Darum ließ er mir nun keine Ruhe mehr, bis ich mir die Hilfe dieses Mädchens zunutze machte, die Fibel ins Guayabero zu übersetzen.

Dieses kleine Heft mit seinen Fragen und Antworten über Gott und mit seinen biblischen Geschichten und Liedern bildete immer noch den einfachsten Weg, wenn ich mit einem neuen Stamm anfangen wollte. Es war einfach genug, als gute Fibel und als erstes Lesebuch zu dienen. Außerdem lieferte es für mich und die indianischen Missionare eine gute Grundlage, auf der wir aufbauen konnten, wenn wir Gottes Wort weitergaben.

Meine Arbeit an der Guayabero-Sprache dauerte nicht allzu lange. Meine kleine Helferin war überglücklich, das Buch fertigstellen zu können, als sie selbst eine Christin geworden war. Sie und ihr Mann wollten dann zu ihrem Volk reisen, wo sie als Dolmetscherin wirken sollte. Aber daraus wurde nichts. Wie ich hörte, ging sie in ihre himmlische Heimat, bevor die Reise durchgeführt werden konnte. Ihr Mann aber ging in aller Treue dorthin und nahm sich einen anderen Übersetzer mit.

Jahre später wurde es NTM-Missionaren gestattet, die erforderliche Nacharbeit zu übernehmen und die Guayabero in ihrer eigenen Sprache zu unterweisen.

EIN FEUER BRACH IN DER SAVANNE AUS

Da sie sich von den Kautschukbossen nicht länger wie Sklaven behandeln lassen wollten, war es noch weiteren Puinave-Christen ein großes Anliegen, das Wort Gottes zu anderen Stämmen zu tragen. Auch Pablo und Lino (obwohl sie nie in der Kautschukgewinnung gearbeitet hatten) folgten dem Beispiel Antonios, der sich von jetzt an unermüdlich der Predigt des Evangeliums hingab. Pablo verstand Spanisch und war nicht zufrieden damit, sich auf das Curipaco oder auf die neuesten Bibelteile in Puinave zu beschränken. Oft musste er etwas auf Puinave lesen und es in einfachem Spanisch erklären, so wie ich es ebenfalls machte.

Ein weiterer Puinave namens Josevio begann, mir eines Tages von den Piapoco zu berichten, einem Stamm im Norden, wo noch niemals Missionare gewesen waren. Obwohl ich eifrig übersetzte, ließ er nicht locker.

»Ihre Schamanen sind mächtiger als unsere Schamanen der Puinave, und es gibt dort mehr als hier«, schloss er.

Die Piapoco zu besuchen, schien mir damals außerhalb meiner Reichweite zu liegen. Sie wohnten im weiten Savannengebiet, und es würde ziemlich lange dauern, mit dem Kanu dorthin zu reisen.

»Irgendwann, irgendwie muss das Wort Gottes auch zu diesen Leuten gebracht werden«, sagte ich laut.

Auf dieses bisschen Interesse meinerseits schien Josevio augenscheinlich gewartet zu haben. »Meine Frau Maria ist eine Halb-Piapoco«, platzte es aus ihm heraus. »Sie kennt die Sprache.«

»Wie bitte?« Ich war plötzlich hellwach und ließ meinen Stift auf die Übersetzungsarbeit fallen, mit der ich beschäftigt war. Dann hatte also der Herr diesen Stamm zu *mir* gebracht mit dem Auftrag, etwas gegen den Zustand, dass seine Angehörigen noch

verloren waren, zu unternehmen. »Gut! Preist den Herrn!«, rief ich aus. »Maria kann mir helfen, die Puinave-Hefte ins Piapoco zu übersetzen«, schlug ich Josevio vor, der schon ein Ältester war. »Dann können einige von euch in die Savanne gehen, um die Piapoco zu unterrichten.«

Das Ehepaar war gleich Feuer und Flamme und begann sofort mit den Planungen. Josevio willigte ein, das Baby zu hüten, damit Maria und ich ununterbrochen arbeiten konnten.

Die Sprache der Piapoco war nicht so schwierig wie die der Puinave. Grammatisch gehörte sie wahrscheinlich zu der gleichen Familie wie das Curipaco. Nach einer »Aufwärmphase« in Piapoco merkte ich, dass ich es ganz schön flott schreiben konnte, wenn Maria es mir diktierte. Bald konnte ich ihr sogar sagen, wenn sie mir nicht alles mitgeteilt hatte, um was ich sie bat.

Das Baby zu hüten, wurde Josevio schwer. Ja, die Aufgabe machte ihn bald verdrießlich. Allerdings veränderte sich das, als ich ihm ein schönes neues Hemd und für seine Frau knapp zehn Meter Stoff gab. Danach aber zog er bald wieder mit dem Baby auf dem Arm herum und sah wie ein verzweifelter Märtyrer aus, besonders wenn das Baby schrie und protestierte.

Nachdem das erste Piapoco-Heft übersetzt war, schickte ich es zu Connie Cain an der venezolanischen Grenze mit dem Auftrag, es zu vervielfältigen. Er und seine Helfer freuten sich angesichts des Gedankens, dass ein weiterer bibelloser Stamm anfangen würde, sich für das Evangelium zu öffnen. Sie beteten eifrig und wussten auch, dass kein neuer Stamm ohne entsprechende Anstrengungen erreicht werden konnte.

Sobald die Hefte vervielfältigt und eingepackt waren, kamen Pablo und Lino zur Missionsstation, um die Hefte in Empfang zu nehmen. Sie hatten sich während des missionarischen Männertreffens bei der letzten Puinave-Konferenz freiwillig zu dieser Reise bereit erklärt. So traten sie die Reise mit noch einigen weiteren Gläubigen aus dem Stamm der Puinave an, indem sie auf

dem Guaviare und dessen Nebenflüssen entlangpaddelten, wobei sie unterwegs unbedingt noch einen weiteren Stamm für Christus gewinnen wollten, so wie *sie* von Stammesangehörigen der Curi-paco gefunden worden waren.

Fünf Monate später hörte ich Pablos Reisebericht. Satan hatte mit äußerster Kraft gekämpft, doch Gott hatte die Herzen der Piapoco vorbereitet.

Um nur bis zur Savanne zu paddeln, hatten die Gläubigen aus dem Stamm der Puinave einen Monat²⁸ gebraucht. Auch gab es keine erholsamen Pausen und kein Baden auf der ganzen Strecke, denn der Guaviare ist ein trüber, viele Schwebstoffe mit sich führender Fluss, in dem es von Fischen wimmelt, die auch dem Menschen gefährlich werden können, und an dessen Ufern Schwärme blutgieriger Mücken zu finden sind. Außerdem stellten sie morgens anhand von Abdrücken im Sand erschrocken fest, dass sie das Ufer über Nacht mit Krokodilen oder einem umher-schleichenden Jaguar geteilt hatten.

Allerdings waren alle Strapazen vergessen, als sie der ersten Gruppe von Piapoco begegneten. Man hieß sie mit großer Herzlichkeit willkommen. Ja, sie wollten etwas über Gott erfahren, und sie wollten sein Wort lesen können. Scharenweise kamen sie aus allen Richtungen und wollten Gottes Wort lesen lernen und alles erfahren, was man über Gott wissen konnte. Von der Morgendämmerung bis zum Dunkelwerden belehrte Pablo sie mithilfe der Übersetzung durch einen Puinave-Christen, der das Piapoco gut verstand.

Nachdem sie die Silbenkarte gemeistert hatten, begann Pablo, die Piapoco-Hefte auszuteilen. Was gab das für einen großen Lärm! »Wo ist meins? Wo ist meins?« Aber er hatte

28 A. d. H.: Die relativ lange Reisezeit lässt sich womöglich auch darauf zurückführen, dass dieses Team auf windungsreichen Flüssen (z.B. dem Guaviare) unterwegs war und dass es aufgrund ihrer Fließrichtung Umwege in Kauf nehmen musste.

bei Weitem nicht genügend Hefte. Wegen meines schwachen Glaubens hatte ich für die erste evangelistische Reise zu den Piapoco nur 500 bestellt. Als sie zur Neige gingen, sah Pablo nur eine Möglichkeit, den Bedürfnissen zu genügen: Er schnitt die letzten Hefte mitten durch und verteilte sie blattweise.

Ein Mann »saugte« die Botschaft zusammen mit seinem Sohn und seinem Bruder nur so »auf«, bei der es darum ging, dass Gott die Welt erschaffen hatte und am Ende sogar seinen Sohn für Sünder sterben ließ. Diese drei waren auch die eifrigsten Leseschüler. Ihnen ging es sehr darum, dass auch die Letzten ihrer Volksgruppe diese Botschaft hörten. Als »Graduierte« gingen sie, nachdem Pablo sie mit Segenswünschen ausgesandt hatte, zum nächsten Dorf, um dort weiterzusagen, was sie gelernt hatten.

Während Pablo seine Belehrungen im ersten Dorf fortsetzte, breiteten diese drei »Babys in Christus« eifrig ihre neu entdeckte Botschaft über den wahren Gott weiter aus. Und die Leute waren höchst aufnahmebereit und wollten ebenfalls lesen lernen.

Drei Schamanen bildeten die Ausnahme. Natürlich fühlten sie ihre Herrschaft bedroht. Gemeinsam fassten sie einen Plan, um den Anführer der drei Besucher auszuschalten.

Heimlich und in der Dunkelheit der Nacht schlich sich einer der Schamanen an die Seite des Mannes, den sie im Visier hatten. Er hielt ein mit Gift gefülltes Blasrohr nahe an das Gesicht des schlafenden Piapoco und blies ihm das feine, tödliche Pulver in die Nase.

»Niemand erwacht wieder, der dieses Zeug eingeatmet hat«, wurde mir gesagt. Aber das verräterische Pulver, das nur von Schamanen benutzt wird, verriet schon am nächsten Morgen, was geschehen war. Die übrigen zwei Männer waren bereits früh am Morgen zu einem schnellen Bad zum Fluss hinuntergegangen. Gewöhnlich ging ihr Führer mit dorthin, doch diesmal erschien er nicht. Sein Sohn ging zur Hütte zurück, um nachzusehen. Da

bewegte sich nichts in der Hängematte. Er trat näher heran und fand seinen Vater – steif und kalt.

Die drei Schamanen hatten das Dorf verlassen, aber das hieß nicht, dass sie mit ihrem unheilvollen Werk ihr Ziel erreicht hatten.

Pablo kam einige Tage später in dieses Dorf. Er war erschüttert über die Nachricht, die ihn hier erreichte, aber die Piapoco baten ihn zu bleiben und hörten mehrere Tage lang aufmerksam auf das, was er ihnen von der Bibel her zu sagen hatte.

Dann kehrten die drei Schamanen, die Mordabsichten verfolgten, in ihre Gegend zurück. Einer der Bewohner erkannte ihr Kanu unter den Bäumen, die quer über den Fluss ragten. Es bestand kein Zweifel, dass sie das Hereinbrechen der Nacht erwarteten. Die Dorfbewohner ahnten, dass es für Pablo oder seine Begleiter nicht mehr sicher war, wenn sie bei ihnen blieben. So wurden sie verabschiedet, wobei sie versprechen mussten, bald zurückzukehren.

In dieser Nacht schliefen Pablo und seine Begleiter an einer verborgenen Stelle irgendwo am Fluss. Von dort begaben sie sich in ein weiteres Dorf, wo sie ebenfalls eifrige Hörer fanden.

»Ich bin gekommen, euch von dem zu berichten, der die ganze Welt gemacht hat – Menschen und alles sonst«, so begann er. Das versetzte diese Piapoco genauso in Erregung, wie dies schon bei den ersten Stammesangehörigen der Fall gewesen war, als sie diese Botschaft hörten. Den ganzen Tag über belehrten Pablo und seine Begleiter die Dorfbewohner, brachten ihnen auch die Evangeliumslieder bei und lehrten sie die Silbenkarte.

An diesem Abend glitten die drei Schamanen heimlich wieder mit ihrem Kanu heran und warteten am gegenüberliegenden Ufer die Dunkelheit ab. Diesmal hatte Pablo den Eindruck, dass seine gegenwärtige Mission beendet sei, und beschloss, sich zur Heimreise fertig zu machen. Einige Piapoco folgten ihm in ihren Kanus nicht nur den kleinen Nebenfluss, sondern den ganzen Guaviare

hinunter, um in seinem Dorf noch mehr hinzuzulernen. Sie blieben mehrere Monate bei Pablo und lernten, so viel sie konnten, bis sie in die Savanne zurückfuhren.

Dieser Rückzug sah wie eine Niederlage aus, in Wahrheit aber war dies der Anfang der Ausbreitung des Evangeliums im Stamm der Piapoco.

»Wenn das, was ihr sagt, die Wahrheit ist, müssen wir sie jetzt sofort lernen«, sagte ein Piapoco-Häuptling. Wenn sie beim nächsten Mal genügend Hefte mitbrächten, wolle er sie – so sein Versprechen – durch seinen ganzen Stamm führen und alle »Zornigen« beruhigen, sodass die Puinave ihren Unterricht in aller Sicherheit durchführen könnten.

Daher beschloss ich, das Savannenland mit Tausenden von Heften zu »überfluten«, solange das Interesse so groß war. Außerdem übersetzte ich pausenlos, wobei mein Helfer ein Puinave-Piapoco mit Namen Melisio war. Dieser Mann konnte mit mir täglich acht Stunden arbeiten und war außerdem hoch motiviert, immer noch hinzuzulernen.

Die Ermordung des ersten »Gesandten für Christus« aus dem Stamm der Piapoco hatte die anderen umso entschlossener gemacht, sich von dem Joch der Schamanen zu befreien. Viele Familien zogen den Guaviare hinab, um näher bei den Puinave zu sein. »Das Blut der Märtyrer ist [immer noch] der Same der Kirche«, und der Herr veranlasste den Grimm des Menschen, ihn zu preisen, wie es in Psalm 76,11 heißt.

Als die Piapoco von den Konferenzen hörten, die wir mit den Cupipaco und den Puinave abhielten, wollten sie es ihnen gleichtun. Pablo und ich hatten das Gefühl, sie seien noch nicht bereit für Konferenzen von Gläubigen, aber sicher könnten sie zusammenkommen, um im Wort Gottes belehrt zu werden und besser lesen zu lernen. Ein entsprechendes Treffen sollte im April stattfinden.

Somit war die Frage entstanden, wie wir es *zeitlich* einrichten konnten, von einer Konferenz zur anderen zu kommen.

Bis jetzt hatte ich den Gedanken an einen Außenbordmotor verworfen, weil er für die Indianer Luxus bedeuten würde. Aber in der Zwischenzeit besaßen schon mehrere Indianer Motoren. Ein realer Grund, keinen zu benutzen, bestand nicht mehr. Ich bestellte also durch Connie Cain einen 5-PS-Motor. Connie sollte Pablo auch die wichtigsten technischen Handgriffe beibringen. Währenddessen fuhr ich mit einigen Curipaco zum Guainía zu einer weiteren Curipaco-Konferenz, wobei ich während der Reise unentwegt übersetzte.

»Wer will in die Savanne reisen und den Piapoco 1000 Hefte bringen und dann dort bleiben, um sie Gottes Wort zu lehren?«

Diese Herausforderung wurde einige Monate später bei einer Puinave-Konferenz in den Raum gestellt, an der Pablo mit einigen neu bekehrten Piapoco an seiner Seite teilnahm. Pablo strahlte jedes Mal, wenn einer von ihnen aufstand, um davon Zeugnis zu geben, wie Gott sein Leben verändert hatte. Das Aussehen anderer Savannen-Indianer hatte erheblich darunter gelitten, dass sie halluzinogene Drogen nahmen und dadurch ihre Nasenspitzen aufquollen und sich schwarz verfärbten. Doch die Gesichter dieser jungen Burschen bei Pablo waren durch nichts entstellt, sie waren hellwach. Sie hatten ihr Gehirn nicht mit den gefährlichen Drogen abgestumpft. Es schien daher zu kommen, dass Gottes Wort so schnell bei ihnen Eingang gefunden und ihnen Licht gebracht hatte. Für Pablo war das wunderbar. Alle Gefahren und Mühen und auch der Hunger auf seinen Reisen, um sie zu erreichen, waren vergessen.

Pablo war es denn auch, der als Erster freiwillig die Hefte nahm. Ihn verlangte danach, diese Leute weiter zu unterrichten und bei denen anzufangen, die er bisher noch nicht erreicht hatte. Andere standen auf, um sich ihm anzuschließen. Dann erhob sich Lino mit seinem zerfurchten Gesicht, der mit Pablo zuerst

das Evangelium von den Curipaco gehört hatte, um freiwillig die Hefte in die obere Savanne zu bringen.

»Wer will mit mir gehen?«, fragte er.

Zuerst sprang ein Ältester der Puinave auf.

»Ich will!«

Dann kam ein weiterer, der einige Piapoco kannte, nach vorn, und Rafael Cuichi vervollständigte die Gruppe. Er meldete sich freiwillig für die Dörfer am unteren Vichada²⁹.

Diese Freiwilligen fühlten sich richtig gedrängt, so als fürchteten sie, nicht mehr zugelassen zu werden, falls sie auf eine »gelegenere Zeit« warten würden.

Pablo und Lino brachen nach der Konferenz auf, um die Piapoco-Hefte und hoffentlich auch meinen Außenbordmotor zu holen. Darüber hinaus bestand zum ersten Mal die Möglichkeit, Fibeln mitnehmen zu können, die einem weiteren Stamm nördlich des Guaviare zugeordnet waren, den Guahibo.

Mein Helfer bei der Übersetzung ins Guahibo war Adan, ein Guahibo-Piapoco, der beide Sprachen gleichermaßen gut beherrschte. Adans Herz war offen und bereit, Christus zu vertrauen, sobald er das Evangelium verstanden hatte. Er hatte von diesem wahren Gott gehört, dessen Ruhm durch das Savannenland widerhallte, und hatte sich entschlossen, etwas über ihn zu erfahren. Er war vier Tage durch die Savanne gewandert und zwei Wochen lang den Fluss hinabgepaddelt, um ins Puinave-Gebiet zu gelangen. Da wollte er lernen, was irgend er konnte. So gab er sich wirklich die größte Mühe, mir bei der Übersetzung vom Piapoco ins Guahibo zu helfen.

Während der ganzen Zeit, in der nach Kolumbien keine Missionare einreisen durften, konnte ich Gott nicht genug für die Missionare an der venezolanischen Grenze danken. Alles, was ich

29 A.d.H.: Diese Region gehört Kartenangabe zufolge zumindest teilweise schon zum Siedlungsgebiet der Guahibo.

übersetzte, wurde ihnen zum Wichtigsten, was sie taten, und ich konnte beinahe sicher sein: Wenn ich jemanden danach schickte, war alles vervielfältigt und sorgfältig für einen mit vielen Schwierigkeiten verbundenen Transport verpackt, wie auch diesmal wieder alles fertig war, was ich den freiwilligen Missionaren der Puinave mitgeben wollte.

Bald danach hörte man das Tuckern des kleinen 5-PS-Johnson-Motors, den ich bestellt hatte, als das Kanu den Fluss heraufkam. Bedient wurde er von dem grinsenden Pablo und dem stoischeren Lino, der als Beifahrer Dienst tat. Außer den beiden Männern trug der ziemlich große Einbaum drei Fässer mit Treibstoff, sechs Kartons mit Heften und sechs weitere Puinave!

So konnte unsere Reise losgehen, auf der wir zunächst auf dem Guaviare unterwegs sein würden. Lino hatte sogar noch schnell ein Dach aus Palmwedeln über der Stelle gebaut, an der ich mich auf angenehmste Weise mit meinen Stoffsäcken im Rücken entspannen konnte. Welch ein Luxus! Pablos Frau war von dem allen so angetan, dass sie sich entschloss, auch mitzukommen.

Gegen Abend bogen wir in eine kleine Lagune ein. Wunderbar ging die Sonne unter, und Pflanzen trieben überall auf dem Wasser. Hier wählte Pablo sehr sorgfältig seinen Weg, um nicht mit untergetauchten Baumstämmen zu kollidieren, die man wegen des hellbraunen, undurchsichtigen Wassers nicht erkennen konnte.

Dann geschah es! Unser Einbaum blieb im Schlamm stecken. Niemand wagte, auszusteigen und zu schieben, weil in dieser Lagune viele Stachelrochen, Alligatoren und Krokodile zu finden waren. Außerdem bestand die Gefahr, völlig in scheinbar bodenlosem Schlamm zu versinken.

Schließlich gelang es, mit zwei vorn gebabelten Stangen uns selbst zu befreien, die wir für solche Fälle mit eingepackt hatten. So kamen wir an unseren Bestimmungsort. Dort am Ufer, etliche Meter über dem Fluss, stand eine Reihe in Lumpen gehüllter

Männer, Frauen und Kinder. Es handelte sich um Piapoco, die aus der Savanne vor den feindlich gesinnten Schamanen geflohen waren.

Pablos Gesicht strahlte, als er diese untersetzten Männer umarmte, die sich um ihn geschart hatten und durch ihre groben Gesichtszüge auffielen. Er war der Erste gewesen, der diesen Piapoco von dem wahren Gott erzählt und sie gelehrt hatte, Gottes Wort zu lesen. Als er das Paket geöffnet hatte, um die neuen Hefte zu verteilen, ging es fast wie im Tollhaus zu. Jeder ergriff sein Exemplar und begann zu lesen, so laut er konnte.

»Als ich das erste Mal hierherkam, hatten sie alle rote Augen und waren von ihren Drogen wie benebelt«, sagte mir Pablo, als ich neben ihm stand. »Der braune *Yopo*-Saft lief ihnen aus den Nasen. Der Häuptling bat mich, die Piapoco-Evangeliumslieder immer wieder zu singen, während er das hohle Rohr an seine Nase hielt, um erneut eine Prise *Yopo* zu nehmen. Aber wenn du ihn dir jetzt ansiehst, kannst du an dem Strahlen seiner Augen sehen, dass er ein neues Herz bekommen hat.«

An diesem Abend zeigte ich kurze Filmstreifen, auf denen farbige Bilder mit Szenen aus dem Leben Jesu zu sehen waren. Diese hatte ich aus den Vereinigten Staaten mitgebracht, zusammen mit einem Projektor und einem transportablen Generator zur Stromerzeugung. Jetzt beschrieb ich die Bilder in stümperhaftem Piapoco. Nach jedem Satz, durch den ich mich gekämpft hatte, riefen sie: »Ya! Ya!« Dabei wusste ich nicht, ob diese leidenschaftlichen Schreie Zustimmung bedeuteten, oder ob sie damit versuchten, meine mühevollen Wiederholungen der Sätze zu verhindern! Wir setzten unseren Unterricht die ganze Woche über fort.

Unser nächster Halt diente dem Übernachten an einem der langen Ufer des Guaviare, die während der Trockenzeit zugänglich waren. Ich ging am Ufer entlang und genoss die Kühle und das Mondlicht. Dabei hatte ich Gelegenheit, alles mit Gott zu besprechen. Etwas vom Ufer entfernt erfasste mein Taschenlampen-

licht zwei winzige, leuchtend rote Punkte. Ich ging nahe an den Rand des Wassers, um dies näher zu untersuchen.

»Sofía, komm zurück!«, hörte ich eine gellende Stimme. Dann zeigte mir einer der Männer tiefe Narben auf seinem Rücken, wo ein Krokodil nach ihm geschnappt und ihn fast fortgeschleppt hatte. Dadurch war meine Neugier, biologische Besonderheiten zu erkunden, doch stark gedämpft worden.

Zu unserem kleinen Lager stießen an diesem Abend noch Stammesangehörige der Piapoco, die mit einem Kanu eingetroffen waren. Es erinnerte ein wenig an ein arabisches Zelt-dorf mit mehreren Lagerfeuern, wobei die Moskitonetze an Stangen aufgehängt waren, die wir in den Boden gerammt hatten. Nachdem wir gekochtes Enten- und Reiherfleisch gegessen hatten, saßen wir im Kreis auf einer hohen Sanddüne unter dem Sternenhimmel, sangen und lasen beim orangefarbenen Licht zweier kleiner Öllampen Gottes Wort und erhoben unsere Herzen gemeinsam im Gebet zu Gott.

Einen Halt auf unserer Reise machten wir im Dorf von Häuptling Pepe, wo wir eine neue Leseklasse mit über 100 Leuten hatten. Pepe war ein ergebener Schüler Pablos. In den Versammlungen saß er immer mit äußerster Aufmerksamkeit.

Eines Abends, als ich einen Filmstreifen zeigte, fiel Pablos Taschenlampenlicht »zufällig« auf eine todbringende Schlange, die unter der Palmwedel-Wand hindurchgeglitten war und sich nun auf diejenigen zubewegte, die barfüßig in der ersten Reihe saßen. Er stieß einen Warnschrei aus. Und alle eilten nach hinten, während einer die Schlange mit einem langen Stock tötete.

Hier achteten alle Leute sehr auf Schlangen, und sie hatten gute Gründe dafür. Der Sohn des Häuptlings Pepe trug an seinem Fußknöchel Narben als Beweis für die Notwendigkeit, wachsam zu sein. Die Dorfbewohner erzählten mir dazu Folgendes:

Der Sohn des Häuptlings Pepe war von der Jagd auf einen Truthahn zurückgekehrt und kletterte auf einem umgefallenen Baum an das Kanu heran, um die Machete hineinzuworfen. Mit einem Fuß stand er auf dem Rand des Kanus und wollte hineinsteigen, doch lehnte er sich noch an einen aufrecht stehenden, dicken Ast des umgefallenen Baumes, als urplötzlich ein scheußlicher Kopf mit weit geöffneten Kiefern nach einem seiner Fußknöchel griff und sich festbiss. Voller Schrecken bemerkte er einen riesigen dunklen Leib, der sich über seine Schultern erhob. Verzweifelt versuchte er, die Kiefer des Untiers auseinanderzuziehen, aber sie wurden immer fester, als werde sein Fußgelenk von einem Schraubstock zusammengepresst. Er grub seine Finger in die widerwärtigen Augen der Königsboa – aber vergeblich! Der Schlangenleib presste seinen Körper und einen seiner Arme gegen den dicken Ast des Baumes. Er stand im Begriff zu ersticken, während der Schlangenleib immer fester zudrückte. Im nächsten Augenblick würde er nur noch ein Fleischklumpen sein. Plötzlich fiel sein Blick auf die Machete im Boot neben seinem Fuß, und er erkannte, dass er sie erreichen konnte. Mit äußerster Anstrengung beugte er sich vor und ergriff sie mit seiner freien Hand, wobei er dem schrecklichen Kopf ganz nahe kam, der sein Fußgelenk festhielt. Der Schlangenleib schnürte ihn nur noch mehr ein. Kaum fähig zu atmen, schlug er verzweifelt immer wieder auf den abscheulichen Kopf und auf die Augen des Untiers ein. Schließlich ließ der Druck langsam nach, und die Schlange fiel ins Kanu – eine Königsboa, die beinahe das ganze Kanu ausfüllte. Pepes Sohn konnte die Geschichte nur deshalb erzählen, weil sein Rücken gegen den Ast gelehnt hatte, während die Schlange ihn angriff und mit ihrer schrecklichen »Umarmung« begann. Das hatte ihm

ausreichend Bewegungsfreiheit für seinen freien Arm gegeben, sodass er die Machete ergreifen und damit zuschlagen konnte.

Ich hörte die Geschichte später auf einer Konferenz als Veranschaulichung für die Macht des göttlichen Wortes: Wir sollen es (wie die Machete) als das Schwert des Geistes gebrauchen, mit dem wir uns gegen den Zugriff des Teufels wehren und den Sieg über jede Versuchung erringen können.

Wir verließen den großen Guaviare und änderten die Fahrtrichtung, um den Río Uva hinaufzugelangen. Auf diesem Nebenfluss konnte man verschiedene Dörfer in der Savanne erreichen. Zwei Tage später bogen wir in einen noch kleineren Fluss ein, auf dem wir infolge des zu niedrigen Wasserstands den Motor nicht einsetzen konnten. Aber Paddler hatten wir mehr als genug!

Plötzlich hörte einer auf zu paddeln und blickte aufmerksam umher.

»Dies ist die Stelle«, flüsterte er, dann erzählte er ganz leise seine Geschichte:

»Genau hier ließ mein Onkel die Kinder im Kanu und erkletterte mit seinem Bogen und den Pfeilen das Ufer, um einen Truthahn zu schießen, der auf dem Ast dort saß.« Dabei zeigte er auf einen dicken, überhängenden Ast. »Er pirschte sich ganz leise heran. Dann hörten die Kinder ein schreckliches Gebrüll, ein Geschrei und wildes Kämpfen. Der älteste Junge schrie: »Ein Jaguar hat unseren Vater überfallen!««

Der Junge stieß eilig ab und paddelte wie wild zum anderen Ufer, um Hilfe zu holen. Dazu mussten die Kinder ein Stück weit die Savanne durchqueren, um zu einem Dorf zu gelangen. Nachdem sie dort angekommen waren und die Bewohner verständigt hatten, liefen mehrere Männer zu der Stelle.

Doch sie kamen zu spät. Ein riesiger schwarzer Jaguar war noch dabei, sein übel zugerichtetes Opfer zu zerreißen. Er entkam den Jägern, aber erst kürzlich wurde er wieder in der Gegend gesichtet.«

Niemand schlug daraufhin vor, für die Nacht am Ufer zu kampieren. Wir blieben nahe beieinander und stolperten mithilfe der unsteten Lichter Tausender Glühwürmchen durch die dunkle Savanne, bis wir das Dorf erreicht hatten.

Pablo und Lino hatten bereits einige Wochen bei den Piapoco dieses Dorfes verbracht. Gruppen zerlumpter Piapoco aus anderen Dörfern besuchten uns am nächsten Tag. Es kamen auch noch andere, die nicht zu den Piapoco gehören.

Eine Gruppe Guahibo-Indianer war aus der Gegend des Vichada gekommen, unter ihnen mein Übersetzerfreund Adan. Adan stand mit einem sorgfältig gepflegten Schnurrbart da – mitten unter den Indianern aus anderen Stämmen, die nur ansatzweise einen Oberlippen- oder einen Kinnbart hatten. Einige der Guahibo aber trugen Vollbärte und breitkrempige Hüte und sahen aus wie die Rancher der Ebenen nördlich des Vichada. Auch ihre Frauen waren besser gekleidet – sie trugen bunte Oberteile und weite Röcke. In ihre schwarzen Zöpfe hatten sie rote Garnfäden geflochten. Da war es kein Wunder, dass Adan seine Gruppe *Indios finos* (Indianer der besseren Gesellschaft) nannte!

»Hier ist das, was du gemacht hast, Adan!« Mit diesen Worten händigte ich ihm einen Plastiksack mit Guahibo-Heften aus, die er an seine Gruppe verteilen sollte. Die meisten von ihnen hatten allerdings bereits die Piapoco-Hefte studiert. Adan war ganz aufgeregt, aber behielt bei der Verteilung souverän den Überblick.

Die Guahibo wollten genauso gern lesen lernen wie die Piapoco, aber sie zeigten das noch deutlicher, als sie die Botschaften aus Gottes Wort vernahmen. Am letzten Morgen, als ich meine Bilder-Lektionen über den Tod und die Auferstehung Christi beendet hatte, sprangen alle auf, um Christus als ihrem »Häuptling«

zu vertrauen, und gaben ihre Zeugnisse noch lauter und kräftiger weiter als die Piapoco.

Aber das Evangelium war noch weit davon entfernt, Realität für sie zu sein. Ich musste Hefte an »Halbblinde« austeilen, und für einige waren die Hefte nur ein Talisman, um Unglück abzuwenden!

»Wir dürfen ohne Heft nicht in die Versammlungen kommen!«, sagten sie. Einige der Guahibo hatten ihre Lebensweise bereits ein wenig verändert im Vergleich zu einem verwandten Stamm, den man die »Wilden Cuiva« nannte. Obwohl die Cuiva die gleiche Sprache hatten wie die Guahibo, blieben sie doch in den dichten Palmenhainen an den Savannenflüssen verborgen. Die meisten von ihnen pflanzten nur wenig an, nahmen eifrig Drogen und trieben Zauberei, wobei ein Mord bei ihnen kaum ins Gewicht fiel.

Pablo kümmerte sich um die lehrmäßige Nacharbeit überall dort, wo die Guahibo wohnten. Allerdings traf er dabei auf den gleichen Widerstand vonseiten der Schamanen wie anfangs bei den Piapoco. Auf einer seiner Reisen ließen die Schamanen zweier Dörfer, die er noch besuchen wollte, ihm mitteilen, sie würden ihn umbringen, wenn er zu ihnen käme, aber Gott griff seinetwegen ein. Einer von Pablos Mitarbeitern, die den Puinave angehörten und ihn bei seinem Missionseinsatz unterstützten, war ein früherer Schamane. Er hieß Antonio.

»Hör zu, Pablo, du bleibst hier, und ich will mich auf den Weg machen. Ich weiß, wie man mit solchen Leuten umgeht!«

Als früheren »Angehörigen ihrer Zunft« hießen ihn die Schamanen der Guahibo wie einen »lieben Bruder« willkommen. Später, als er angefangen hatte, etwas über den wahren Gott zu erzählen, meinten sie, er hätte tatsächlich etwas, wovon sie mehr wissen müssten. Genau diese Männer, die gedroht hatten, Pablo zu ermorden, besuchten später eine Guahibo-Konferenz

und beschlossen, dass Christus und nicht Satan ihr »Häuptling« sein sollte.

Wir wussten nicht, worauf wir uns eingelassen hatten, als wir unsere Einwilligung zu einer Guahibo-Konferenz gaben. Es schien, als ob alle gekommen waren. Doch als 400 bis 500 ungestüme Guahibo zusammengekommen waren, ließ die Tischkultur arg zu wünschen übrig. Die Konferenzverantwortlichen waren machtlos.

»Komm, Sofia, komm! Sie schöpfen sich das Essen direkt aus den großen Töpfen!«

»Wo ist Pablo?« Ich wollte mich da heraushalten.

»Er ist unten am Fluss.«

So ging ich denn hin, um die Sache zu retten. Gleich darauf hörte alles unangemessene Verhalten auf; überhaupt war die Situation nicht allzu schrecklich. Das meiste war noch in den Töpfen, und die Missetäter waren mit ihren vollen Schüsseln wegelaufen.

»Alle treten in ihre Reihe zurück!«, rief ich wiederholt. »Schämt ihr euch nicht?«

Ich pflanzte mich selbst mit verschränkten Armen zwischen die mit dem Essen gefüllten Töpfe und die hungrige Horde. Die Konferenzverantwortlichen brachten die Frauen und Kinder zurück in den Kreis. Dann begannen sie, dem Programm entsprechend zu singen. Aber die jungen Burschen wollten ganz nahe bei den Töpfen bleiben – bei den Leuten, die das Austeilen besorgen sollten.

»Wir beginnen mit dem Austeilen erst, wenn ihr euch auch in die Reihe eingeordnet habt!«, forderte ich.

Sie wussten, dass ich mein Wort halten würde. So zogen sie sich in den Kreis zurück, wenn sie auch Gesichter machten, als sagten sie: »Sollten wir Machos uns von der hageren kleinen Frau herumkommandieren lassen?«

Ein Ältester sprach das Dankgebet, und bald waren alle am Singen, während sie in heroischer Ergebung warteten, bis sie beim Austeilen des Essens an der Reihe waren und man das *Yuca*-Brot auch bei ihnen herumreichte.

Ich meinerseits wollte auf den Tag warten, an dem auch eine Guahibo-Konferenz nur aus Gläubigen besteht, so wie es sich eigentlich für Konferenzen gehört.

NÖTIGE SIE HEREINZUKOMMEN

Im Jahr 1965, etwa 20 Jahre nach meiner Ankunft in Kolumbien, zählte ich 28 halbjährliche Bibelkonferenzen der Indianer – sowohl im Urwald als auch in den Savannengebieten der östlichen Teile Kolumbiens und der angrenzenden Regionen. Mein Leben bestand nun darin, von einer Konferenz zur anderen zu reisen, wobei ich oftmals ein weiteres übersetztes Buch des Neuen Testaments mitbrachte.

Das komplette Neue Testament auf Curipaco und Puinave war schon in den Händen der Indianer. Das Neue Testament auf Piapoco würde bald fertig sein, und ich übersetzte mithilfe treuer Zweisprachler weiterhin ins Cubeo und ins Guahibo. (Einige Jahre später brach ich die Guahibo-Übersetzung ab und verteilte dort eine SIL³⁰-Übersetzung eines Mannes, der die Sprache sehr gut beherrschte.) Rund 200 Gemeinden waren bei den Curipaco, den Puinave, den Piapoco, den Guahibo und den Cubeo gegründet worden, wobei einige wenige bei den Guayabero dazukamen. Sie alle trugen sich selbst und trafen sich gewöhnlich jeden Tag einmal zum Bibellesen. Dabei habe ich die Gemeinden auf brasilianischem Gebiet nicht mitgezählt, die jetzt in guten Händen waren, weil sie von NTM-Missionaren betreut wurden.

Ab und zu stellte ich auch später noch fest, dass es nach wie vor Pionierarbeit für mich gab. Die Angehörigen einer gewissen Sippe der Guahibo erhielten den Namen *Gente Tigre* (Tiger-Leute) nicht zu Unrecht. Lesen-Können bedeutete ihnen nichts, und Interesse am Zusammenkommen, um über Gott etwas zu erfahren, hatten

30 A. d. H.: Abkürzung für »Summer Institute of Linguistics« (svw. »Linguistisches Sommerinstitut«). 1936 gegründetes christliches Werk, das eng mit den Wycliff-Bibelübersetzern verbunden ist.

sie ebenfalls nicht. Im Gegensatz zu den anderen Guahibo kamen sie nie zu den für sie anberaumten Treffen, sondern blieben lieber faul in ihren Hängematten in ihren überaus schlichten Hütten, die nur aus einem einzigen Raum bestanden. Aber der Satz aus dem Gleichnis Jesu (»Nötige sie hereinzukommen!« [Lk 14,23]) war mir immer gegenwärtig, und ich versuchte es.

Vor den Versammlungen ging ich an ihren mit Palmwedeln gedeckten Hütten entlang, um sie zu der Versammlung zu rufen. Dazu schüttelte ich sanft, aber ausdauernd ihre Hängematten. Weil ich wusste, dass ihnen ein Mord nicht viel ausmachte, stellte ich meine Füße so, dass ich sofort weglaufen konnte, während ich die Hängematte schüttelte, falls es einem von ihnen einfallen sollte, mit seiner Machete unter seinem Moskitonetz hervorzuspringen. Die einzige Hängematte, die ich nicht schüttelte, war die des Schamanen, weil er von einer Reihe bössartiger Hunde umgeben war, die immer wild an ihren Lianen rissen, wenn ich dort vorbeikam.

Der Erfolg war größer als erwartet, und bald war das »Nötigen« überflüssig. Ein evangelistisches Team blieb dort und belehrte sie weiter.

Diese Leute waren wie andere aus ihrem Stamm aus den Savannen hierhergekommen, aber was sie anging, hatten sie den Schamanen mitgebracht. Als die Mitarbeiter des evangelistischen Teams von den Puinave zu ihnen zurückfuhren, um ihre Belehrungen fortzusetzen, merkten sie, dass der Schamane eine neue Strategie gewählt hatte, um seine Leute bei sich zu halten:

»Wenn ihr fünf Monate lang tanzt und Alkohol trinkt und *Yopo* schnüffelt«, sagte er ihnen mit autoritärer Gebärde, »dann wird Gott euch, so wie ihr seid, in den Himmel holen!«

Dies schien ihnen jedenfalls spiritueller zu sein als das, was die Schamanen gewöhnlich erzählten, und sie hörten darauf. Mehr als je zuvor sprangen und stampften sie mit dem Schamanen umher, tranken *Yalaqui* und nahmen Drogen.

Fünf Monate gingen vorüber, aber alle, die ihre fünf Sinne noch beieinanderhatten, begriffen, dass sie immer noch auf unserer Erde waren. Dies trug derart dazu bei, sie von ihren Illusionen zu befreien, dass sie nun hungrig auf das hörten, was das evangelistische Team zu sagen hatte. Dann sprach Gott zu vielen von ihnen durch die eigenartigen Erfahrungen eines Curipaco, der in ihre Nähe gezogen war.

Lino, der Leiter des evangelistischen Teams, wurde immer besorgter um diesen bekennenden Gläubigen, der dringend medizinische Hilfe für eine unbekannte Krankheit benötigte. Der hohläugige Kranke, Veli, willigte ein, mit Lino den nächsten Arzt aufzusuchen, der in einer Reihe von Tagen flussabwärts mit dem Motorboot zu erreichen war. Nach vielen Reisestunden schrie Veli plötzlich:

»Haltet den Motor an!«

Lino schaltete ihn aus und fragte: »Was ist los?«

Veli sah ganz wild aus. »Ich weiß nicht. Sterbe ich? Er spricht mit mir. Ich höre Gottes Stimme, hier ganz nah an meinem Kopf. Ich höre Worte, viele Worte.«

Indem er das sagte, warf er die Arme empor und rief: »Nein! Mein Vater im Himmel, lass mich noch eine Weile hier auf Erden!«

Lino eilte im Boot nach vorn und fasste Veli um die Taille und hielt ihn fest, weil er fürchtete, er könne in den Fluss springen.

Dann wurden Velis Augen groß vor Staunen. »Was ist das?«, schrie er und zeigte auf eine Stelle neben Lino.

Lino war nun sicher, dass Veli den Verstand verloren hatte. »Was? Wo?«

»Ich sehe ein Licht«, antwortete Veli, »ein helles, helles Licht.«

Nun begann Veli, Lino einige Sünden zu bekennen, die er als bekennender Gläubiger verborgen hatte. Das machte er so hastig, als gälte es, keine Zeit zu verlieren. Dann entspannte er sich.

»Ich muss jetzt sofort zurückkehren und gewisse Dinge mit meiner Frau in Ordnung bringen. Ich brauche den Arzt nicht mehr. Gott sagte, dass ich jetzt geheilt bin.«

Das erwies sich als wahr. Lino kehrte auf der Stelle um, und sie fuhren zurück zu dem Dorf, wo Veli keine Zeit verlor, sein Gewissen vor Gott zu erleichtern. Nicht nur Lino – nein, das gesamte Dorf wurde tief bewegt durch das, was mit Veli passiert war.

Als die Konferenz anbrach, war Veli alles andere als eine »wandelnde Leiche« – er bot das Bild bester Gesundheit. Er schien eine stille Heiligkeit auszustrahlen. Sein Zeugnis hatte die Herzen vieler vorbereitet, die Evangeliumsbotschaft anzunehmen. Schon bei der ersten Einladung der Ältesten standen 50 Männer – einer neben dem anderen – vor dem Konferenzgebäude, und alle warteten auf ihre Möglichkeit, der Menge zu verkünden, dass sie ihr Vertrauen auf Christus gesetzt hätten.

Die Schamanen der *Gente Tigre* unternahmen einen letzten Versuch, ihre Sippe in den Fängen des Bösen zu halten. Ein evangelistisches Team reiste wieder zu den isoliert lebenden Gruppen der Sippe, um die zu lehren, die das Evangelium noch nicht gehört hatten. Im ersten Dorf war die Aufnahme gut. Nach ungefähr einer Woche paddelte das Team den Fluss hinauf zum nächsten Dorf. Auf dem Weg mussten sie eine Nacht am Ufer verbringen. Dort warteten zwei Schamanen auf sie und taten, als interessierten sie sich für die Botschaft. Einem Gläubigen, der Leonardo hieß, ging es darum, ihnen ein Zeugnis zu geben. Er begann, ihnen von dem Gott zu sagen, der Himmel und Erde gemacht hat. Er nahm auch ein Gefäß mit *Yucuta* (*Yuca*-Wasser) an, weil es üblich war, dass ein Gastgeber zwischen den Mahlzeiten etwas anbot, und trank daraus. Dann brachen die Schamanen auf.

Schnell merkte Leonardo, dass er vergiftet war. Er litt in der Nacht viel und konnte kaum im Kanu sitzen, während seine Ka-

meraden mit ihm zurückführen. Er wusste, dass er sterben musste, und schickte Grüße an alle, die ihn mit ihren Segenswünschen ausgesandt hatten.

»Sagt ihnen, sie sollten kommen und diese Leute belehren«, sagte er. »Sagt ihnen, sie sollten sich nicht fürchten.«

Als Leonardos letzte Worte weitergegeben wurden, saßen viele raue Guahibo in der Versammlung und wischten sich heimlich die Tränen aus ihren Augen. Sie wussten: Weil es so treue Gläubige wie Leonardo gab, wurde das Wort weiterhin von Stamm zu Stamm ausgebreitet.

Mir war es nie leid, die Illustrationen anzuhören, die diese Christen bei ihren Botschaften benutzten. Pablo kannte eine Menge davon aus seiner Kindheit. Einmal erzählte er von seinem Großvater, der gern Maniok und Ananas an einen Händler verkaufte. Der Händler gab ihm dafür einmal ein grünes Stück Papier, das der arme Großvater noch nie gesehen hatte. Er nahm an, dass man es benutzen konnte, um sich eine Zigarette zu drehen. Deshalb rollte er etwas Tabak hinein und rauchte es. Als aber der Händler fortging, forderte der Großvater einige Handelsgüter als Bezahlung.

Pablo lachte an dieser Stelle. Der Händler hatte ihm als Bezahlung einen Geldschein gegeben, aber der Großvater hatte das Geld als Teil einer Zigarette verbrannt.

»Wir können heute über meinen Großvater lachen, da er das Geld verbrannte, nur weil er dessen Wert nicht kannte«, fuhr Pablo fort, »und er verbrannte es aus Unwissenheit. Aber heute gibt es viele Leute, die aus Unwissenheit etwas verlieren, was viel mehr wert ist als Geld. Wir können deswegen nicht lachen, sondern müssen vielmehr weinen. Es sind nämlich die Leute, die den Wert der Gabe des ewigen Lebens nicht kennen, das Christus uns geben will durch den Glauben an ihn ...«

Als ich einigen der Indianer verdeutlichte, wie wertvoll es ist, solche Illustrationen zu verwenden, ließen sich auch andere leicht dafür gewinnen. Selbst Jungbekehrte gaben Zeugnisse mit Lektionen aus ihrem täglichen Leben. Mehr als einmal verglichen sie Strudel mit der Welt, die versucht, die Menschen in die Sünde hineinzuziehen. Einer erzählte von seinem persönlichen Erlebnis an den Stromschnellen von Mapiripana³¹, wo zwei unachtsame Indianer in die Tiefe gerissen wurden, aus der sie nie wieder auftauchten:

Wir, zwei Kameraden und ich, fuhren mit unserem kleinen Motorboot geradewegs durch eine tosende, schäumende Stromschnelle. Plötzlich setzte unser Motor aus, und wir wurden seitwärts in einen Strudel gezogen. Unser Einbaum kenterte, und wir drei wurden in den wirbelnden Wassern immer wieder im Kreis umhergetrieben. Wir hatten keine Möglichkeit, uns durch Schwimmen zu retten – es war, als würden Mäusefüße gegen einen mächtigen Sog ankämpfen.

Wir riefen Leute um Hilfe, die in einem Kanu auf der anderen Flussseite saßen, aber sie konnten nichts zu unserer Rettung beitragen. Dann, nach einigen weiteren Runden, wurde der erste meiner Begleiter in die Tiefe hinabgerissen, und nach der nächsten blieb auch der zweite für immer unten.

Ich war mit meinen Kräften am Ende, aber eigenartigerweise empfand ich keine Furcht. Schnell rief ich denen in dem Kanu zu: »Gott wird mich retten, wenn er will!«, bevor ich zum zweiten Mal unterging.

31 A. d. H.: Es gibt ein Städtchen mit fast dem gleichen Namen (Mapiripán), das sich am Oberlauf des Guaviare befindet und für seine Stromschnellen bekannt ist. Die Angaben auf S. 181 in Kapitel 17 deuten darauf hin, dass dieser Ort gemeint sein könnte. Kartenangaben zufolge liegt Mapiripana weiter östlich.

Plötzlich sah ich unseren halb leeren Benzintank, der genau über mir umhertrieb. Mit beiden Händen packte ich den Griff und hielt mich daran fest. Er war mein Lebensretter. Wir tauchten beide zusammen auf und gingen wieder unter, bis ich aus dem Strudel freikam und die im anderen Kanu Sitzenden mich aus dem Wasser ziehen konnten.

Dann fügte der Sprecher hinzu: »Genauso ist es mit den Versuchungen des Lebens. Die Welt reißt uns in Laster und Sünden hinab. Und wir sind zu schwach, uns mit eigener Kraft aus ihren Fängen zu befreien. Aber Christus tritt uns zur Seite, um unser Lebensretter zu werden.«

Bis dahin hatte ich noch keine Erfahrungen in der Pionierarbeit bei einem wirklich wilden Stamm gesammelt. Aber einige Guahibo und andere brachen tatsächlich mit mir auf und versuchten, mit den Wilden Cuiva Kontakt aufzunehmen, die in unterschiedlichem Maße mit der Zivilisation in Berührung gekommen waren. Ich dankte Gott sehr dafür, dass ihre Sprache praktisch dem Guahibo gleich war, und ich durfte sehen, wie ein evangelistisches Team eine Gruppe unterrichtete, in der sich bereits einige zivilisierte Leute befanden. Ihre Reaktionen waren befriedigend, und wir vertrauten darauf, dass sie noch weitere Leute aus diesem Stamm erreichten. Später, als wir Kontakt zu einer wilderen Gruppe bekamen, verpatzte ich allerdings die entsprechende Gelegenheit.

Anfangs lief alles sehr zäh: Wegen der Angst vor einer Mondfinsternis, die sich in der ersten Nacht unseres dortigen Aufenthalts ereignet hatte, hörte einer unserer Guahibo-Helfer, dass einer dieser Wilden zu seinem Kameraden sagte: »Wir sollten doch wohl lieber lesen lernen, was in diesem Heft steht, das zu uns gekommen ist.« So blieben viele von ihnen täglich acht Stunden

im Unterricht, und trotz ihrer durch Drogen geschädigten Gehirne lernten vier Männer mithilfe unserer Silbenkarte das Schreiben von Wörtern. Sie waren sogar imstande, den Liedern Zeile für Zeile zu folgen, und konnten tatsächlich beginnen, nach Noten zu singen – wenigstens so ähnlich.

Dann vergaß ich, »klug wie die Schlangen« (Mt 10,16) zu sein. Am vierten Tag, als es schien, dass sie jetzt ganz auf *meiner* Seite waren, wagte ich mich zu weit vor. Ich redete gegen ihr Rauschgift und die althergebrachten Saufgelage und zeigte ihnen, welchen Schaden das alles mitsamt der Zauberei bei ihnen anrichtete. Das war viel zu früh. Sie glichen nicht den Leuten der anderen Stämme, die den Betrug der Zauberer durchschauten und die Gott hinsichtlich einer Sinnesänderung schon vorbereitet hatte.

Plötzlich stand einer auf und ging ärgerlich schimpfend hinaus: »Wir kennen dieses Heft noch nicht.« Danach schlich einer nach dem anderen hinaus und verschwand in der Dunkelheit. Wir erkannten, dass dies das Ende für uns hier war. An dem Abend ging ich mit mir selbst ins Gericht und bat Gott um Vergebung – solange, bis er seinen Frieden wieder über mich ausgoss, aber am nächsten Morgen standen wir vor einem verlassenen Lager.

Trotz der Tränen in diesem Kampf um Seelen war das Jahr 1966 sehr befriedigend, denn der christliche Glaube schien sich wie ein Steppenbrand in der Savanne auszubreiten, indem sich Hunderte für Christus entschieden. Auch das Neue Testament auf Piapoco wurde schließlich fertig, während in demjenigen für die Cubeo die Arbeiten kurz vor dem Abschluss standen. Für mich persönlich aber war es das traurigste Jahr meines Lebens. Meine liebe Mutter ging heim zu ihrem Herrn, den sie liebte.

Was könnte jemals Mamas Stelle in meinem Herzen einnehmen? Es würden keine liebevollen Briefe, von ihr geschrieben, mehr kommen – Briefe, auf die ich mich nach jeder Reise durch die jeweiligen Stammesgebiete gefreut hatte.

Aber eines tröstete mich: Der Himmel schien jetzt näher zu sein. Es gab nun eine weitere Schnur, die mich mit der Ewigen Stadt verband, und noch einen anderen geliebten Menschen, der mich willkommen heißen wird, wenn ich meinen Lauf vollendet habe.

AUF DEN PFADEN DER WILDEN MACÚ

Die Schlagzeilen der kolumbianischen Zeitungen verkündeten eines Tages eine interessante Neuigkeit. Dabei ging es um Folgendes:

Angehörige eines sogenannten unzivilisierten Stammes, bekannt als die Wilden Macú, sind plötzlich auf der Ranch eines kolumbianischen Siedlers erschienen. Da verließen, einer zum Leben erweckten Legende gleich, diese geheimnisvollen, schwer zu fassenden Leute – Männer, Frauen und Kinder – mit ihren rot gefärbten, nackten Körpern den Schutz des Urwalds. Sie überquerten die Savanne und strömten nach wenigen Kilometern mit Geschrei und wild gestikulierend in den Garten eines Siedlers, wobei sie ihre rohen, langen, spitzen Speere schwenkten. Sie schleuderten den Angehörigen der erschreckten Siedlerfamilie keine Waffen entgegen, sondern gaben sich damit zufrieden, deren Gesichter mit den Samenkapseln des Annattostrauches³² zu bestreichen, die von ihren winzigen Gürteln herabbaumelten. Diese waren aus Rinde gefertigt, die sie in Streifen gerissen hatten.

Die Leute aus der Siedlerfamilie ließen das alles geschehen, ohne einzugreifen; dann beeilten sie sich, diese Urwald-

32 A.d.H.: Der hier und im Folgenden gebrauchte Originalbegriff (*red seedpods* bzw. *red seedpod tree*) ist allgemein gehalten und lässt keine völlig eindeutige Bestimmung zu. Höchstwahrscheinlich ist der Annattostrauch (*Bixa orellana*) gemeint, für den im Deutschen u.a. auch die Bezeichnungen Orleanstrauch, Rukustrauch, (Roter) Lippenstiftbaum oder Karibischer Oleander verwendet werden, wobei der Gebrauch des letztgenannten Namens allerdings auf einer Verwechslung mit einer anderen Pflanzenart beruht.

bewohner zu besänftigen, und brachten ihnen braunen Kandis, Mais und Streichhölzer. Diese aßen gierig den Mais, warfen aber den Zucker auf den Boden. Nachdem man ihnen gezeigt hatte, wozu man die Streichhölzer braucht, steckten sie sogleich die eine Ecke des Palmwedel-Daches des Siedlers in Brand. (Zum Glück konnte dieser das Feuer schnell löschen.) Dann zogen sie sich genauso rasch wieder in die Wälder zurück, wie sie gekommen waren.

Diesen Bericht fand ich nach einem kurzen Heimaturlaub vor. Er erinnerte mich an eine enge Einfahrt in einen kleinen Fluss, den man den Macuali Creek nannte. Ein Guayabero hatte ihn mir gezeigt, als wir einmal im Gebiet des oberen Guaviare unterwegs waren.

»Da oben an diesem Fluss verstecken sich Leute, die nicht gesehen werden wollen«, sagte der Mann zu mir. »Das ist eine ganz besondere Art von Menschen. Niemals hat jemand mehr als einen flüchtigen Blick auf ihre nackten, mit roten Streifen bemalten Körper werfen können.«

Damals schien der Gedanke an einen so richtig wilden Stamm nicht zu meiner Berufung zu gehören. Ich erfuhr schon ausreichend Entmutigung, als ich versuchte, die Wilden Cuiva zu erreichen. Aber diese Zeitungsberichte erweckten in mir den Wunsch, auch diesen Stammesangehörigen das Evangelium zu bringen, wo sie doch nun zeigten, dass sie sich mit zivilisierten Menschen in ihrer näheren Umgebung in Verbindung treten wollten.

Das Nächste, was ich erfuhr, veränderte das Bild:

Der betreffende Rancher hatte Schutz durch Armeeangehörige angefordert, und einige Soldaten kamen dorthin. Schon nach einigen Tagen erschien eine Hor-

de der Macú und strömte in die mit Stacheldraht umzäunte Einfriedung. Diesmal hatten sie ihre Blasrohre bei sich und begannen sofort, Giftpfeile auf die Hühner und Hunde zu schießen. Das verstanden die Soldaten als Angriff.

Sie zeigten den Macú ihre Revolver und forderten sie auf zu verschwinden. (Aber welcher Macú verstand Spanisch oder wusste, wie gefährlich Revolver sind?) Furchtlos fuhren sie fort, sich dort wie die Besitzer des Anwesens aufzuführen. Daraufhin schossen die Soldaten.

Die Salven trafen zwei gut gebaute Urwaldkämpfer, die sofort tot zu Boden fielen. Die Wirkung des »heißen Atems« dieser kleinen, seltsam gestalteten »Feuerstöcke« kam für die Macú völlig unerwartet. Eine schreckliche allgemeine Erregung folgte. Die Luft wurde von dem ängstlichen Schreien und Klagen der anderen Macú zerrissen, die schreckensstarr auf das Blut blickten, das aus den Wunden ihrer gefallenen Stammesbrüder rann. Dann flohen sie.

Ich besprach die Sache mit meinen Begleitern: Lino, Pablo und einem Puinave-Ältesten mit Namen Pascual. Auf dem Weg zu einer Guayabero-Konferenz fuhren wir wieder den Guaviare hinauf. Wir waren uns einig, dass diesen Leuten, den Macú, die Möglichkeit gegeben werden müsste zu erfahren, dass Christus auch für sie gestorben ist. Aber wie sollten wir das anstellen?

Alle drei waren bereit, sich mit mir dorthin auf den Weg zu machen.

Wir passierten die lange steinige Schlucht von Mapiripán mit ihren wilden Wasserfällen und Strudeln und erreichten das Guayabero-Dorf, in dem die Konferenz stattfinden sollte. Dort wollten uns die Guayabero von dem Vorhaben abbringen, die Macú zu finden.

»Ihr werdet sie nicht finden«, erzählten sie uns. »Seitdem zwei von ihnen erschossen worden sind, hat sie niemand mehr gesehen.«

Als die Konferenz zu Ende ging, wurden die Gläubigen allerdings immer mehr besorgt um die Seelen der Macú. Es gab sogar Guayabero, die mitzukommen bereit waren, wenn wir freundlichen Kontakt zu diesen Nomaden herstellen wollten. Das Macú-Gebiet war nur eine Tagesreise weit von diesem Guayabero-Dorf entfernt. So machten wir uns auf den Weg zum Haus des Ranchers: Lino, Pascual, zwei Piapoco und drei Guayabero. Pablo sollte dort bleiben und den Unterricht in den Dörfern am Guaviare fortsetzen.

Auf der Ranch stellten wir fest, dass die indianische Ehefrau noch immer vor Aufregung zitterte. Sie zeigte uns eine Handvoll langer Pfeile mit vergifteten Spitzen, die von den Macú vor kaum einer Woche auf ihrem Hof verschossen waren.

»Dann sind sie schließlich doch noch in der Nähe!«, sagte ich strahlend zu Lino.

Lino ließ sich allerdings von meinem Enthusiasmus nicht anstecken, und ich begann, doch manches anders zu sehen. Mir wurde langsam klar, dass die Macú nicht darauf bedacht waren, im Einvernehmen mit Menschen außerhalb ihres Stammes zu leben. Wir besahen uns die wenigen Körbe, Tongefäße und Blasrohre, die uns die Frau des Ranchers zeigte. Diese hatten die Macú an jenem schrecklichen Tag bei ihrer Flucht zurückgelassen, als die Bewaffneten mit den Revolvern das Feuer auf sie eröffneten. Ich hatte den Eindruck, dass sich die Körbe und Töpfe nur geringfügig von denen meiner Freunde in den kürzlich evangelisierten Stämmen unterschieden. Vielleicht – ja, vielleicht – ähnelte dann auch ihre Sprache einer von ihnen!

Nach einer Übernachtung im Haus des Ranchers trafen wir die einfachsten Vorbereitungen, um in das Macú-Gebiet zu ge-

langen. Wir kauften *Yuca*-Brot und *Panela*, bräunlichen Rohrohrzucker³³, nahmen das Leichteste unserer ohnehin schon spärlichen Ausrüstung und ließen alles irgendwie Entbehrliche auf der Ranch. Freundlicherweise begleitete uns einer der Arbeiter des Ranchers, der uns über die Felder führen sollte, um uns dann am Rand des Urwalds den Pfad der Macú zu zeigen.

»Da verläuft der Pfad«, sagte er, als er umkehren wollte. »Nehmt meinen Revolver mit! Man muss sich doch wenigstens selbst verteidigen können.«

Aber ich hatte mit Lino und Pascual schon darüber gesprochen. Lino hatte sich bereits entschlossen, seinen Revolver auf der Ranch zu lassen, damit keiner unserer Begleiter in Versuchung geraten konnte. So bedankten wir uns bei dem Arbeiter für sein Angebot.

»Nein!«, sagte ich. »Wir wollen auf Gott vertrauen.« Lino und Pascual versicherten dem Mann sofort, dass sie damit übereinstimmten. Die Begleiter aus dem Stamm der Piapoco und die Guayabero waren sich aber nicht so sicher. Ein bisschen erkennbare Sicherheit wäre doch wohl besser! Aber sie konnten verstehen, wie wir es meinten, und waren trotzdem einverstanden, so mit uns zu gehen, wie wir es entschieden hatten.

Man konnte dem Pfad nur schwer folgen. Offensichtlich hatten die Macú versucht, ihn bisweilen zu verbergen. Wir machten allerdings einen weiten Bogen und trafen wieder darauf, besonders auf ihr verlassenes Lager. Staunend sahen wir die Größe der Bäume, die mitsamt ihren Wurzeln herausgerissen waren und aus deren Stämmen die Macú Pfähle für ihre Unterstände zurechtgehauen hatten. Außerdem bemerkten wir die Rindenstreifen, die sie offensichtlich mit ihren Zähnen von den Bäumen gerissen hatten, um damit die Pfähle zusammenzubinden.

»Starke Männer!«, sagte Lino.

33 Er ist dort vielerorts in kleinen quaderförmigen Stücken erhältlich.

»Ja, starke Männer!«, war das Echo der anderen, voll Bewunderung und Furcht.

Und als wir bei einem anderen verlassenen Lager eine Reihe angespitzter Holzspeere und eine schwere Hartholzkeule fanden, meinten die Männer, der Pfad hätte einfach aufgehört. Ich half ihnen bei der Suche, wie es weiterging, und einer fand ihn auch schon nach fünf Minuten. Ich versuchte, ihnen Mut zu machen.

»Wer hat versprochen, mit uns zu gehen?«, fragte ich. »Ist es nicht der, der uns überhaupt erst Leben gegeben hat? Ist es nicht der allmächtige, allgegenwärtige Schöpfer des Universums, der die Schlüssel des Lebens und des Todes hat?«

Später allerdings bemerkten wir, wie die drohenden, dunklen Schatten der Nacht näher kamen, während wir unsere Hängematten um ein Lagerfeuer herum zwischen Bäumen aufgehängt hatten. Da erblickte ich ganz in der Nähe einen langen Pfeil mit vergifteter Spitze in einem Busch. Mit einem Mal waren meine guten Vorsätze, mein Herz auf den Himmel zu richten, verschwunden. Der Pfeil schien neu zu sein und wies in unsere Richtung.

Dann bemerkten wir aber keine weiteren Pfeile mehr, und so blieben wir die Nacht über dort.

Am Morgen weichte ich etwas Pulverkaffee ein und bemalte mein Gesicht und meine Hände, zum großen Vergnügen meiner Gefährten, damit es denen der Indianer möglichst ähnlich sah. Nachdem wir in der Bibel gelesen und für unseren missionarischen Einsatz gebetet hatten, brannten alle fast darauf, die Suche fortzusetzen. Gegen Mittag stellten wir fest, wie sehr der Wassermangel uns allen zu schaffen machte. Die Wasserstellen waren in dieser trockenen Jahreszeit leer. Zwar hatten wir uns entschlossen, zu kämpfen oder zu sterben, aber mittlerweile floss unser Schweiß in Strömen. Ich versuchte, die Motivation meiner Gefährten zu steigern, und dachte an Debora, die ihrem Heer voranzog – allerdings lief ich hinter meiner »Armee« her, weil die mörderische

Hitze alle meine Kräfte aufgezehrt hatte und ich mich kaum auf den Beinen halten konnte.

Schließlich fanden wir ein Sumpfloch mit ganz wenig Flüssigkeit. Mit dem braunen Zucker, den ich bei dem Siedler gekauft hatte, und dem braunen Wasser aus dem Sumpfloch bereiteten wir einen tiefbraunen Kaffee zu und tranken ihn, um unser *Yuca*-Brot herunterschlucken zu können. Das beflügelte unsere Kräfte, und wir marschierten auf dem mit Blättern bedeckten Pfad weiter.

»Auf diesem Pfad geht überhaupt niemand mehr«, hatte Lino noch eben gemeint, als einer der vorausgegangenen Burschen mit weit aufgerissenen Augen zu uns umkehrte.

»Sie sind da!«, flüsterte er und gab uns ein Zeichen, dass wir folgen sollten.

Etwa 100 Meter weiter kamen wir an einen breiten, viel begangenen Pfad, auf dem hier und da einige teilweise zerkaute Zuckerrohrstücke lagen. Zur Rechten befand sich eine Lichtung und zur Linken ein Bach. Wir hörten Männerstimmen und ein langsam klagendes Lied. Wir hatten also ihren Pfad und ihre Lichtung und gewiss auch einige von ihnen gefunden.

Alles kam so plötzlich, dass wir einander in erstauntem Schweigen betrachteten. Jetzt war die Frage, ob wir weitergehen oder stehen bleiben sollten. Dies war also der Augenblick, um dessentwillen wir gekommen waren, doch plötzlich ergriff uns schreckliche Angst. Das konnten wir sehen, als wir einander in die Augen blickten.

Wir knieten auf dem Weg nieder und beteten.

Jetzt waren wir in die grimmige Wirklichkeit eingetaucht. Alle Warnungen der Siedler wurden uns bewusst. Der Tod schien nahe zu sein und uns alle Kräfte zu nehmen, doch eigenartigerweise waren meine Ängste mit Bewunderung einerseits und Jubel andererseits vermischt.

»Lasst uns zurückgehen!«, sagte einer der Guayabero. Ein Begleiter von den Piapoco war ebenfalls für einen eiligen Rückzug,

aber Lino und Pascual, die schon lange gläubig waren, blickten mich fragend an und sagten gar nichts.

»Ich werde als Erste gehen«, sagte ich. Mein Enthusiasmus hatte sie in diese Situation gebracht, und ich wollte sie nicht antreiben – wenn es vielleicht in ihren Tod ging.

So begann ich, den Weg weiterzugehen, und hoffte, der eine oder der andere werde mich einholen und weitergehen, aber keiner tat es. Nun trat ich aus dem Schatten ins Freie.

In den nächsten fünf Minuten wurde mir klar, wie sich die ersten Christen mitten in der Arena gefühlt haben mussten, während die Löwen sie umringten. Es war, als erwartete ich den tödlichen Sprung.

Ein tiefer, melancholischer Singsang kam immer noch von der fernen Seite der Lichtung her. Er unterschied sich von allen anderen Gesängen der Stämme, die ich jemals gehört hatte. Es war ein düsteres Moll. Eine neue Angst befiel mich, die mir alle Hoffnung nahm, dass ich mich jemals diesem Volk verständlich machen könnte. Mir wurde klar, dass diese Leute nicht die verlorenen Verwandten eines der freundlichen Stämme waren.

Die schauerlichen Gesänge hielten an. Plötzlich meinte ich, ein Wort aus der Cubeo-Sprache zu hören. Zurück konnte ich jetzt nicht mehr; ich musste weitergehen und den Macú begegnen.

So kletterte ich vorsichtig über die verkohlten Baumstämme und bahnte meinen Weg durch das Gewirr des Unterholzes in jene Richtung, aus der der unsichtbare Sänger zu hören war. Weil ich damit rechnete, zu kreisförmig angelegten Palmwedel-Unterständen zu kommen, blickte ich beim Weitergehen vorsichtig zwischen den Blättern der Bananenstauden hindurch.

Als ich mitten auf der Lichtung stand, erkannte ich plötzlich, wie sich jemand bewegte, nur wenige Meter vor mir. Die mächtige Gestalt eines Mannes erhob sich und glänzte wie polierte rote Bronze im Licht der Nachmittagssonne. Er blickte in die andere Richtung. Dann sah ich den schlankeren Körper eines halb-

wüchsigen Jungen, dessen scharfsichtige, schwarze Augen mich hinter den Bananenblättern erblickten. Eine lange Sekunde starrte er mich ungläubig an, dann machte er kehrt und floh ohne ein Wort zu seinem Kameraden.

»Kommt, meine Brüder, kommt!«, sagte ich ruhig auf Cubeo. Der Mann wandte sich und bückte sich schnell, um durch die Bananenblätter zu lugen. Dann floh er ebenfalls.

Währenddessen war Lino bis in die Nähe des unsichtbaren Sängers gekommen und rief ebenfalls: »*Dajala!*« (»Kommt!«) Augenblicklich hörte der Gesang auf, gefolgt von Fragen, die wir nicht verstanden. So wiederholten wir »Kommt, unsere Brüder! Wir sind eure Freunde!« auf Curipaco, Piapoco und Puinave. Keine Antwort. Vielleicht waren sie gegangen, um ihre Keulen und Blasrohre zu holen?

So allmählich hatte ich den gegenüberliegenden Rand der Lichtung erreicht und trat in das kühle Heiligtum des Waldes ein, woher der Gesang gekommen war. Da gab es kein Dorf. Keine Seele war zu erblicken! Doch ich erwartete immer noch, dass die Macú mich von der Dunkelheit des dichten Urwald-Blattwerks aus von überall her beobachteten. So blieb ich, wo ich war, und rief und sang abwechselnd in allen Sprachen, die ich kannte.

Alles war still – außer dem gewöhnlichen Gezwitscher der Vögel und dem Summen der Insekten.

Mein Herz schlug auch ganz unregelmäßig – nicht so sehr, weil ich einen Schauer von Giftpfeilen fürchtete, sondern wegen der freudigen Erwartung angesichts des wunderbaren Gedankens, gleich durch das Tor der Herrlichkeit einzugehen. Für einen Augenblick meinte ich, die dünne Luft auf einem hohen Berg einzuatmen.

Schließlich ging ich dahin zurück, wo die anderen warteten. Sie hatten einen Annattostrauch mit seinen roten Samenkapseln gefunden. Daraufhin hatten sie es den Macú gleichgetan, indem sie Gesicht und Oberkörper mit dem roten Farbstoff eingerieben

hatten. Angesichts dessen fühlten sie sich sicherer. Nun gingen sie voran und überquerten den Bach links auf einer hohen Brücke, die aus zwei Baumstämmen bestand.

»Dieser Pfad muss zu einem Dorf führen«, sagten sie.

Wir waren ungefähr eine Stunde lang gegangen, als das eigenartige, unheimliche Geschrei einer Frau die Stille zerriss. Plötzlich trafen wir auf einen Macú-Krieger mit befiedertem Kopfputz und einem Palmenseil-Gürtel, mit Kriegskeule und Blasrohr. Seine Frau trug ein Baby auf einer Schlinge aus Baumrinde. Sie war unbekleidet, hatte aber ihre Haut mit dem aus Beeren gewonnenen roten Farbstoff bedeckt.

In diesem Augenblick rief Lino: »Nein! Nein!« Er hob seine Hände, als wollte er sich vor einer Salve von Pfeilen schützen.

»Jetzt strecken sie Lino nieder«, dachte ich in ohnmächtiger Angst und rannte voran, indem ich immerzu rief: »Nein! Nein!« Während ich mich etwa 20 Schritte vorgewagt hatte, war der Macú verschwunden.

»Nein, er hat nicht auf mich gezielt«, sagte Lino. »Ich wollte der Frau nur sagen, dass sie keine Angst zu haben brauche.«

Natürlich wussten wir, dass wir diese Stammesangehörigen niemals einholen konnten, denn sie waren es gewöhnt, Wildschweine und Tapire durch das wildeste Dickicht zu Tode zu hetzen. Trotzdem folgten wir ihnen, weil wir hofften, auf ihr Dorf zu stoßen. Der Pfad endete in einer Reihe von Sackgassen, die in dem Maße, wie die Sonne immer tiefer sank, zunehmend wie dunkle Tunnel aussahen. Hinter jeder Kurve vermuteten wir einen Hinterhalt, und mir fielen die fünf NTM-Missionare ein, die 1943 mit Keulen erschlagen wurden, nachdem sie endlich ein Dorf wilder Indianer erreicht hatten.³⁴

34 So berichtet es Jean Dye Johnson in ihrem Buch *Er säte fünf Körner* (Bielefeld: CLV, 2010, überarbeitete Auflage, S. 229-230. A.d.H.: Dort werden die Mordwaffen als *macanas* bezeichnet. Dies ist ein spanischer Ausdruck, der auch mit »Keulen« wiedergegeben werden kann.

Jetzt war ich die Erste unserer Gruppe. Weil man die Burschen nun fast nur noch hinter sich her schleifen konnte, schlug ich vor: »Lasst uns zum Bach zurückkehren und dort über Nacht kampieren«, wozu sie nur allzu bereit waren.

Als wir gerade die Stricke unserer Hängematten an den Pfählen eines von ihnen errichteten Unterstands befestigen wollten, kam Lino und flüsterte heiser: »Lasst uns gehen, Sofía! Pascual hat eben einen gesehen, der bei den Bäumen dort hinter uns herumschleicht. Sie wissen also, wo wir sind, und werden in der Nacht kommen und uns mit Giftpfeilen spicken.«

Schreckliche Angst, ja, beinahe Panik ergriff uns. Ohne ein Wort banden wir unsere Hängematten wieder los und verstaute sie in unseren Stoffsäcken und machten uns durch die Nacht davon, wobei wir schweigend den Pfad entlangstolperten, bis wir in sicherer Entfernung waren. Dort hängten wir unsere Hängematten zwischen Bäumen auf und gingen schlafen.

»Wir werden am Morgen in ihr Dorf gehen«, sagten meine Begleiter. Aber als es Morgen wurde, wollte niemand wieder zurückkehren. »Wir können ihre Sprache sowieso nicht verstehen«, war ihr Argument.

»Es klingt so ähnlich wie Siriano«, sagte ich ihnen. Das war ein Dialekt des Cubeo, an dem ich ein wenig mit einem gläubigen Siriano gearbeitet hatte, der Saulo hieß. »Vielleicht könnte Saulo mit ihnen sprechen, wenn wir ihn aus dem Cubeo-Gebiet hier heraufbrächten.« Mit diesen Gedanken machten wir uns auf den Weg zum Ufer des Guaviare und fuhren von da zur Savanne zurück.

Sechs Monate und etliche Bibelkonferenzen später fanden wir uns auf demselben Macú-Pfad wieder. Diesmal war Saulo mitgekommen, wobei außerdem noch Lino, ein Puinave-Ältester namens Faustino und ein Guayabero dabei waren. Ich war mir sicher, dass wir diesmal etwas über ihre Sprache entdecken wür-

den – ob sie Saulos Sprache oder einer anderen ähnlich war, die wir kannten.

Zu meinem Kummer fanden wir, dass der alte Pfad dick mit unbetretenen Blättern bedeckt war und dass die Bananen auf der Lichtung langsam auf dem Boden verrotteten. Sie hatten diese Gegend also endgültig aufgegeben.

Zwei Tage lang folgten wir ihnen, nur um eine Reihe verlassenener Lager zu finden. Am Nachmittag des dritten Tages entdeckten wir allerdings frische Macú-Spuren (die unverkennbar von nackten, nach innen gedrehten Füßen herrührten), und wir verfolgten sie weiter, bis wir in einem ihrer Lager übernachteten, das sie im Gegensatz zu anderen offenbar erst neulich benutzt hatten. Ich hätte erholsam schlafen können, wenn nicht ein Heer winziger Zecken versucht hätte, sich in jeden Quadratzentimeter meines Körpers zu graben.

Am folgenden Morgen sahen wir keine weiteren frischen Spuren mehr. Daher gingen Lino und Faustino den Weg zurück, um zu sehen, ob sie irgendwelche Anzeichen dafür entdecken konnten, dass Macú dort gewesen waren. Währenddessen ging ich mit Saulo und dem Guayabero voran. Ich musste sie immerzu anspornen und sie als Gläubige daran erinnern, wozu wir unterwegs waren.

»Meint ihr, dass ich jetzt umkehren wollte?«, fragte ich sie, »nachdem Saulo von so weit her gekommen ist, um zusammen mit uns ihnen das Evangelium zu bringen, das wir im Auftrag unseres Herrn weitergeben sollen?«

Gegen Mittag merkte ich allerdings, dass ich völlig erschöpft und entmutigt war. Ich saß am hohen Ufer eines kleinen Baches und tat es Shakespeares sterbendem Wild gleich – ich »mehrte seine [des Baches] Flut mit [meinen] Tränen«³⁵.

35 URL: <https://books.google.de/books?id=3is4AQAAMAAJ&pg=PA38&lpg=PA38&dq=#v=onepage&q&f=false> (abgerufen am 22.11.2018 [Angleichung des Zitats an heutige Orthografierregeln]).

Lino und Faustino kamen wieder zu uns. Der Pfad schien nicht weiterzugehen und spaltete sich in mehrere Trampelpfade auf, die von Tieren benutzt wurden.

Weil wir nicht wussten, wohin wir gehen sollten, kletterten wir am jenseitigen Ufer des Baches hoch, vermischten den letzten Rest unseres gerösteten *Yuca*-Mehls mit Milchpulver und Wasser und wollten anfangen zu essen. Plötzlich drang ein Stimmengewirr an unsere Ohren. Es kam von hinten – nahe dem Pfad, auf dem wir gerade gegangen waren.

Wir sahen uns gegenseitig an und konnten in einer Mischung aus Hoffnung und Angst kaum atmen. Fast unmittelbar danach brach eine nackte, rot bemalte Gruppe Wilder Macú – Männer, Frauen und Kinder – aus dem Dickicht am Ufer des schmalen, aber tiefen Bachbettes hervor. Sie waren alle mit dem steilen Abstieg zum Wasser beschäftigt und blickten nicht zur anderen Seite des Baches hinüber, dahin, wo wir – wie versteinert durch diese Szene – saßen. Die Männer trugen Blasrohre und Köcher, aus denen Giftpfeile schauten. Sie waren so plötzlich gekommen, dass wir keine Zeit hatten zu verschwinden, so saßen wir nur erstaunt und hörten auf ihre Sprache. Ihr eigenartiges, weinerliches und näselndes Schwatzen drang an unsere Ohren, als sie zum Bach hinabkletterten. Ich erkannte anhand von Saulos Mimik, dass er kein Wort verstehen konnte.

Plötzlich herrschte Totenstille. Sie müssen unsere Spuren im weichen Schlamm gesehen haben, denn augenblicklich schauten zwei kurz geschorene Köpfe zu uns am anderen Ufer hinüber. Einer blickte auf mich, aber sie tauchten gleich wieder ab und stießen Warnschreie aus. Meine braune und rote Färbung hatte ich bis dahin mitsamt dem Schweiß abgewischt, so war ich zweifellos eine Weiße, die vielleicht auch solche komischen »Feuerstöcke« besaß. Als sie sich zurückzogen, sprangen wir auf und riefen freundliche Sätze in allen uns bekannten Sprachen, aber die ganze Gruppe rannte Hals über Kopf die Böschung hinauf und

verschwand im Urwald. Wir folgten ihnen, aber nicht dicht, da wir wussten, dass sie ihre Blasrohre und Giftpfeile dabei hatten. Gegen Sonnenuntergang verloren wir den Pfad völlig aus den Augen.

Inzwischen waren wir nach vier Tagen auf den Urwaldpfaden so müde und hungrig, dass wir nicht mehr weiterkonnten. So kehrten wir am Morgen zum Guaviare zurück. Alles sah wie eine völlige Niederlage aus, aber wir hatten ein wichtiges Ziel erreicht: Weil wir an dem Bach ihre Unterhaltung belauschen konnten, wussten wir nun, dass sie sich in einer Sprache verständigten, von der weder Saulo noch irgendein anderer von uns jemals etwas gehört hatten. Wir waren endgültig davon überzeugt, dass diese Leute zu einer ganz anderen Sprach- und Volksgruppe gehörten.

Wieder besuchten wir ringsumher die Stämme, als wir auf einer Puinave-Konferenz weitere Informationen über die Macú erhielten. Ein gläubiger Curipaco und sein Cousin waren zum vermeintlich unbewohnten Macuali Creek, einem Nebenfluss des oberen Inírida, hinaufgefahren. Dort wollten sie Nutrias wegen ihrer Felle jagen. Er berichtete:

Wir paddelten wohl drei Tage stromaufwärts und kamen an die Mündung eines Urwaldpfades. In der Gegend gab es eine Menge Tapirpfade, aber hier wussten wir, dass er von Menschen angelegt worden war. Als wir am Ufer saßen und *Yuca*-Wasser tranken, kam ein wilder Mann vom Stamm der Macú den Pfad herab. Er war erschrocken, weil er uns erblickte, und hob sofort seinen Bogen mit einem Pfeil. Wir bedeuteten ihm, ihn sinken zu lassen, und er tat es. Er hob seinen Bogen mit dem Pfeil dreimal und ließ ihn jedes Mal wieder sinken, wenn wir die entsprechende Geste machten. Dann kam er näher und redete viel, aber wir konnten ihn nicht verstehen.

Der Macú wies dann auf sich selbst und zeigte an, dass er auf dem Pfad zurückgehen wollte. Er deutete auch auf uns und unser Kanu. Das konnte nur heißen, dass wir umkehren und den Fluss hinabfahren sollten. Wir verloren keine Zeit, seinen Wünschen zu entsprechen. Nur wenige Minuten später war im Urwald der Widerhall dessen zu hören, was offenbar das Kriegsgeschrei seiner eintreffenden Kameraden war: »Wu! Wu! Wu! Wu!«

Wir waren wegen dieses Berichts ganz aufgeregt und entschlossen uns, noch einmal einen Versuch zu wagen, den Kontakt zu den Macú aufzunehmen. Aber nach vier Tagen fruchtlosen Umherziehens hatten wir nichts von unseren Bemühungen vorzuweisen als eiternde Wunden und völlige Erschöpfung. Ja, die Hitze war so erdrückend, dass ich mich alle ein oder zwei Stunden mitsamt meinen Kleidern in ein Wasserloch des beinahe ausgetrockneten Baches legte, dessen Lauf wir folgten. So beschlossen wir am fünften Tag, umzukehren und es später noch einmal zu probieren. Wir wollten es sechs Monate später vom Haus des Ranchers aus in der Guaviare-Gegend versuchen.

Als die Zeit gekommen war, stiegen wir bei dem Rancher aus dem Boot. Er und seine Helfer warnten uns vor neuen Gefahren.

»Passt gut auf, wohin ihr tretet, sonst fällt ihr in eine Grube, sodass sich einige aufgerichtete Giftpfeile in eure Füße bohren!«

Der Rancher schickte seinen Neffen mit, der uns half, den Savannenstreifen zu durchqueren und bis zum Rand des Urwalds zu gelangen. Dort zeigte er uns einen neuen Macú-Pfad, den einer der Arbeiter des Ranchers entdeckt hatte.

Diesmal brauchte ich nicht diejenige zu sein, die die Männer vorwärtsdrängte. Wir hatten einen »geborenen Führer« dabei – in Gestalt eines gläubigen Curipaco-Cubeo mit Namen Valentín.

Bei diesem erneuten Vorstoß hatten wir eine Sache geändert. Wir waren uns einig, dass Valentín sein Gewehr mitnehmen sollte. Keinesfalls wollten wir einen Stammesangehörigen der Macú töten – auch nicht aus Notwehr, aber im Falle großer Feindseligkeit wollten wir in die Luft schießen, um sie hoffentlich damit abzuschrecken. Die beiden Guayabero freuten sich, dass sie das Gewehr abwechselnd für Valentín tragen durften, während sie die Nachhut bildeten.

Valentín schien von einer inneren Kraft vorangetrieben zu sein, während wir anderen ihm folgten, so schnell wir konnten. Dabei hielten wir immer genau Ausschau nach allem, was wie eine Fallgrube aussah. Es dauerte nicht lange, und wir gelangten zu einem abzweigenden Pfad, der zu einer kleinen Macú-Lichtung führte. Dort waren Zuckerrohr, *Yuca*-Wurzeln und die üblichen Annattosträucher zu finden, deren Samenkapseln sie öffneten, um mit dem darin enthaltenen Farbstoff ihre Gesichter und auch die ganzen Körper zu bemalen. Wir pflückten von den Letzteren einen Vorrat, um uns auch von unserem Aussehen her ihnen etwas mehr anzupassen, wenn wir eine frische Spur finden sollten. Wir hielten ebenfalls die kleinen Geschenke bereit, die wir mitgebracht hatten, um sie den Macú zu geben, falls es wirklich zu einer Begegnung mit ihnen kommen würde.

An den ersten beiden Tagen schien es, als gingen wir geradewegs auf den Inírida zu. ›Vielleicht kommen wir so zu der Gruppe am Macuali Creek‹, dachte ich, während ich immer noch Valentín dicht auf den Fersen folgte. Er marschierte auch noch am Ende des zweiten Tages forsch voran und war sich völlig sicher, die Macú bald zu finden.

Am nächsten Morgen aßen wir unseren getrockneten Fisch und *Yuca*-Brot. Dann ging es wieder weiter. Nach einer Stunde blieb ich ein wenig zurück. Als ich um die nächste Kurve des Pfades kam, holte ich die Männer wieder ein, die in tiefem Schweigen dastanden und den Pfad betrachteten.

»Hier ist heute Morgen ein Mensch entlanggegangen«, flüsterte einer. »Er ist hier abgebogen und in den Urwald gegangen, weil er vielleicht jagen wollte. Er muss hier in der Nähe sein.«

Wir räumten sofort den Pfad. Die Männer nahmen ihre Sachen auf und versteckten sie im Dickicht. Dann kamen sie nach einer Weile wieder heraus und sahen so wild aus wie die Macú – ohne Hemden, und ihre Gesichter und Körper hatten sie in wilden Mustern mit dem Farbstoff der Samenkapseln des Annattostrauches bemalt. In ihren Palmwedel-Rucksäcken trugen sie nur das Wichtigste, falls eine eilige Flucht nötig werden würde. Auch ich hatte mein Gesicht und meine Hände mit diesem Farbstoff bedeckt. Ansonsten trug ich eine lange grünliche Hose und ein gleichfarbiges Hemd, was gut zur Umgebung passte. Wir knieten nieder und beteten, bevor wir starteten.

Valentín war wieder der Anführer. Er trug einige hübsche Kämme und einen Spiegel in seinen Händen, die er den ersten Macú anbieten wollte, denen er begegnete. Wir brauchten uns nicht mehr zu beeilen!

Fünf Minuten später schlug »die Stunde Null«. Stimmen und Schreie in der Ferne sagten uns, dass eine Gruppe der Macú unterwegs war und auf uns zukam. Das beschleunigte bei allen die Atmung, und wir schwitzten stärker als sonst. Nur Valentín blieb wie zuvor, indem er erwartungsvoll grinste. »Ich gehe voran und werde sie begrüßen«, sagte er.

Der Piapoco Francisco und der Curipaco Pedro folgten ihm auf den Fersen, aber die beiden Guayabero entschieden für sich, es sei besser, sich hinter den Bäumen zu verstecken, weil der Anblick von so vielen Fremden die Macú ängstigen würde. Ich meinte ebenfalls, im Augenblick sei der beste Ort für mich hinten im Dickicht.

Das aufgeregte Gewirr der hohen Stimmen kam immer näher. Ich spähte atemlos umher, um einen flüchtigen Blick auf die Begegnung zu erhaschen. Für Valentín war es nichts Neues, dem

Tod ins Auge zu blicken. Ich hatte gehört, wie er davon erzählte, dass einst ein Jaguar hinter ihm her war und ihn beinahe gepackt hatte, doch er hatte überlebt, weil der Herr ihn bewahrt hatte. Ein andermal hatten mehrere Wildschweine gemeinsam Jagd auf ihn gemacht, aber er konnte sich auf einen Baum retten.

Der schrille Klang der Stimmen kam näher, und plötzlich waren vier oder fünf nackte Gestalten zu sehen, die kurz anhielten. Es folgte ein Augenblick der Stille, in dem die Spannung mit Händen zu greifen war. Der ganze Urwald schien für einen Augenblick stillzustehen.

»Ola, meine Brüder!«, sagte Valentín, indem er das Schweigen brach. Lächelnd ging er auf sie zu und zeigte seine Geschenke. »Das ist für dich, nimm es!«, sagte er einem jungen Burschen, der ein Blasrohr trug. Es sah kurz so aus, als würde er es annehmen, als er aber einen Guayabero erblickte, der seinen Kopf aus dem Gebüsch steckte, gaben alle Fersengeld und rannten davon.

Wir versammelten uns auf dem Pfad und bedachten die Lage.

»Was sollen wir jetzt machen?«, fragte Valentín.

»Sie haben Angst vor uns und laufen weg wie bei den anderen Gelegenheiten«, sagte ich.

Aber ich hatte mich geirrt. Diesmal waren *wir* diejenigen, die rannten. Sie waren nur zurückgegangen, um Waffen zu holen, und nach fünf Minuten hallte der Urwald wider von ihrem Johlen und Schreien. Wir blickten uns fragend an. Wieder war der große Augenblick der Entscheidung für uns gekommen, und der Selbsterhaltungstrieb wurde die bestimmende Kraft.

»Lasst uns vorangehen«, sagte ich mit einiger Mühe. »Wir wollen beim Gehen singen.«

»Dann denken sie vielleicht, wir heulten vor Angst«, sagte Valentín.

»Und wenn schon!«, dachte ich und erwiderte dann: »Das wird sie vielleicht freundlicher stimmen.« So schritten wir voran

»in den Rachen des Todes« und sangen auf Spanisch, so laut wir konnten:

Dort oben in des Himmels Höh'n
die Wohnung bei Gott schaue ich;
dort oben in des Himmels Höh'n,
da wartet mein Heiland auf mich.
Schon jetzt wohnt der göttliche Geist in mir,
und ewig preis ich Ihn dafür,
denn mein Heiland öffnet mir die Tür.

Wir wussten natürlich, dass sie kein Wort verstehen würden von dem, was wir sangen, aber ich betete, dass der Satz »Musik besänftigt das Gemüt« stimmen möge. Zumindest hatte das Singen eine beruhigende Wirkung auf *uns*!

Der Pfad führte uns zu einem runden offenen Platz, in dessen Mitte ein riesiger Baum lag. Vielleicht sollte hier eine Art neuer Garten angelegt werden. Ich hängte meine kleinen Geschenke über einen Ast und setzte mich auf den Baumstamm, wobei ich mir höchst unwohl vorkam. Ja, ich hatte mich noch nie zuvor so gefühlt. Die Macú kamen heran wie ein wütender Mob und riefen und schrien:

»Wu! Wu! Wu! Wu!«

Es schien, als stachelten sie sich gegenseitig an: »Wu! Wu!« Einige riefen das in hohen Tönen, andere in tiefen, wieder andere sangen eine Tonleiter (»Wu! Wu! Wu! Wu!«) hinunter.

Mir dämmerte allmählich, dass dies ihr Kriegsgeschrei war. Sie bereiteten sich offensichtlich auf den entscheidenden Schlag vor. Sollten wir stehen bleiben oder fortrennen? Ich war völlig ratlos.

Dann blickte ich mich um. Valentín, Francisco und Pedro waren noch bei mir. Die beiden Guayabero hielten sich mit Valentíns Gewehr hinten im Gebüsch auf. Es gab nur zwei Patronen, und die waren für Warnschüsse in die Luft gedacht, falls die Sache für

uns bedrohlich wurde. Zum Glück gründete ich meinen Glauben nicht darauf. Jetzt beherrschte mich eine eigenartige glückliche Ruhe, obgleich ich nicht wusste, wie wir hier lebend herauskommen sollten. Gott schien ganz nahe zu sein.

Plötzlich sahen wir die schnellen Bewegungen von zwei kurz geschorenen Köpfen über dem Buschwerk, etwa zwölf Meter vor uns am Rand der Lichtung. Dann trat die rostfarbene Gestalt eines älteren Mannes ins Freie. Ihm folgten etwa ein Dutzend Männer und Frauen, alle ganz nackt außer einem aus Baumrinde geflochtenen Gürtel, den einige trugen. Das Haar des älteren Mannes war rost-rötlich: In seinen grauen Haaren war ein rötlicher Schimmer zu erkennen, der meiner Vermutung zufolge von dem aus Beeren gewonnenen Farbstoff herrührte. Das Haar bildete einen »Heiligenschein« um seinen Kopf, wie er so still im Glanz der Morgensonne dastand. Alle schrien und sprangen auf und nieder.

Wir riefen ihnen ein paar Worte zu und hielten ihnen unsere Geschenke hin. Nun würden sicher ihre Schreie aufhören. Aber nein! Die Wälder hallten von einem neuen Ruf wider:

»Waa! Waa! Waa! Waa!«, schrien sie. Jetzt fingen sie an, immer wütender auf und ab zu springen und mit ihren schwarzen Keulen und den langen, scheußlichen Hartholzgabeln, die sie alle trugen, in die Luft zu schlagen. Dabei taten sie so, als würden sie auf uns einstechen.

Wir starrten sie voller Schrecken an. War dies der erfolgreiche Kontakt, den wir geplant hatten? Offensichtlich war irgend etwas in unserem Programm schiefgelaufen. Demnach hätten sie erstens leise durch den Urwald kommen sollen, um dann stumm und gespannt am Rand einer Lichtung zu stehen. Dann hätten sie allmählich näher kommen und die Gaben in Empfang nehmen sollen, die wir ihnen hinhielten, wie man das von »Wilden« bei einem ersten freundlichen Kontakt erwartet. Ja, ich wusste genau, was sie hätten tun *sollen*. Aber *sie* taten es offensichtlich nicht. Stattdessen übertönte einer den anderen, und alle sprangen auf

und ab wie Hunde an der Leine. Allerdings war auch ganz offensichtlich, dass eine unsichtbare Hand sie zurückhielt.

Diesmal erhob mich die Gefahr nicht zu geistlichen Höhen, wie dies bei früheren Gelegenheiten der Fall gewesen war. Ihre Keulen und Gabeln – alle aus Hartholz gefertigt – waren zu nahe und zu real. Und um wegzulaufen, war es zu spät. Das war klar.

Plötzlich fiel mir die Bilderrolle ein, die ich in meiner Hand knüllte. Erst später konnte ich mir erklären, warum ich sie überhaupt mitgebracht hatte. Wie konnte ich nur vor lauter Optimismus annehmen, ich wäre imstande, die Macú gleich bei der ersten Begegnung zu unterrichten, so wie ich das bei den Indianern getan hatte, die schon mit der Zivilisation in Berührung gekommen waren!

Ich rollte sie rasch zu einem großen, schönen Bild von der Himmelfahrt unseres Herrn aus. Dann zeigte ich darauf und rief: »*Dios! Dios!*« (»Gott, Gott!«) Daraufhin wies ich mit der Hand zum Himmel. Das wiederholte ich mehrere Male.

Valentín trat nun in Aktion. Er öffnete eine Rolle, die er für mich getragen hatte, und rief »Dies ist Gottes Sohn!« auf Cubeo. Dann sagte Pedro auf Curipaco: »Unsere Brüder, wir haben euch gesucht. Jetzt sind wir gekommen, um euch zu besuchen!«

Für eine lange Minute hörten die wilden Schreie auf, als wir die Bilder zeigten. Sie konnten sie deutlich sehen, weil wir auf dem umgefallenen Baum standen. Dann brach ihre Wut – schlimmer als zuvor – wieder los.

Wir wussten nicht, was wir machen sollten, als plötzlich ein neuer Ton an unsere Ohren drang, ein fernes, vielstimmiges »Wu! Wu! Wu!« war zu hören. Eine weitere Gruppe war also unterwegs. Hatte die erste Gruppe auf Verstärkung gewartet, auf Giftpeile und Blasrohre, die sie neben Keulen und Gabeln einsetzen wollten?

An diesem Punkt war es völlig klar, dass der Augenblick zum eiligen Rückzug gekommen war. Wir legten unsere Geschenke auf

den umgefallenen Baumstamm und zeigten, dass wir gehen wollten. Wir wandten uns um und schritten langsam fort; das heißt, bis man uns nicht mehr sehen konnte. Dann rannten wir. Dabei stellten wir fest, dass die Guayabero die schnellsten Läufer waren. Die nächstbesten waren Francisco und Pedro. Aber Valentín blieb den ganzen Weg über hinter mir. Er war der Erste bei der Ankunft und der Letzte beim Fortgehen. Es dauerte nicht lange, und wir hatten das Geschrei weit hinter uns gelassen.

Weil die Macú uns nicht folgten, liefen wir langsamer und ließen noch mehr Geschenke zurück, die wir am Rand des Pfads an die Zweige banden: Messer, Aluminiumschüsseln, Streichhölzer, Kämme und ein Halsband. Während wir auf dem Pfad entlangmarschierten, baten wir Gott, er möge doch den Macú ein Verlangen nach freundschaftlichen Beziehungen zu Angehörigen anderer Stämme ins Herz geben, damit wir in Zukunft offene Türen finden konnten. Dann dachten wir darüber nach, dass wir das Macú-Gebiet ein zweites Mal fluchtartig verlassen hatten. Konnte es an mangelndem Glauben gelegen haben? Hätten wir standhalten sollen?

Aber Gott tröstete uns. Er brachte unsere Gewissen zur Ruhe, denn wir durften davon ausgehen, dass die Geschenke dazu beitragen könnten, anderen NTM-Missionaren den Weg zu ebnen, die nun endlich die Erlaubnis zur Einreise nach Kolumbien erhielten. Einige dieser Männer würden sicher ihr Lebenswerk darin sehen, den Macú das Evangelium zu bringen.

FREUNDE UND FEINDE

»Wenn du eine Evangelikale bist, bist du mein Feind!«

Uns besuchte ein Arzt, der zwar von niemandem beauftragt war, sich aber unter den Indianern umschaute. Einerlei, ob er sich selbst zu den Revolutionären zählte oder nicht, jedenfalls stand er für deren Ideale. Revolutionäre und Guerillas kamen immer häufiger in die Indianergebiete.

»Wir wollen ein für alle Mal dafür sorgen, dass diese Stämme ihre Religion loswerden«, fuhr der Arzt fort, indem er einen Guahibo-Gemeindeleiter ansprach. »Gott gibt es nicht! Jeder Stein ist Gott! Jeder Baum ist Gott!«

Aber der Älteste war darauf gefasst: »Wer hat den Stein gemacht? Wer hat den Baum gemacht? Wer hat *dich* gemacht?«

Als mir das erzählt wurde, dachte ich: ›Welch ein Unterschied zu den Tagen, als ich zu diesen Stämmen kam! Heute steht ein Indianer auf und fürchtet *keinen* Besucher, nicht einmal einen Arzt ...!«

Allerdings blieben angesichts der Schwierigkeiten nicht alle Guahibo standhaft. Die Revolutionäre versuchten, sie zu Genossenschaften zusammenzutreiben, was aber nie richtig gelang. Dann überredete ein berüchtigter Revolutionsführer mit Namen Jeremias eine Menge von ihnen, ihm zu folgen und für eine Freiheit zu kämpfen, von der sie gar nicht wussten, dass sie ihnen fehlte! Indem er es auf ihre Reis- und Maniok-Vorräte abgesehen hatte, gelang es ihm, Hunderte von Guahibo unter seine Kontrolle zu bringen. Ihr alter Killerinstinkt erwachte wieder, und sie verwandelten sich in herumziehende Räuberbanden, die nachts zuschlugen und sich bei Tageslicht versteckten. Sie brachten einige Siedler um und plünderten und verbrannten deren Häuser.

Aber das Blatt wendete sich. Soldaten tauchten auf und erschossen jeden Guahibo, den sie zu sehen bekamen, unschuldige genauso wie schuldige. Jeremias entkam auf einem Lastwagen unter Reissäcken. Er sagte, er wolle für ein paar Jahre nach Kuba gehen, und die dezimierten, heimatlosen Guahibo kehrten zurück und leckten ihre Wunden.

Ich schrie zu Gott für solche unter ihnen, die bekannten, Christen zu sein. »War niemand von ihnen wirklich errettet?«, fragte ich mich. Ich bat einen der Überlebenden, mir seine schrecklichen Erlebnisse zu berichten.

»Wir konnten nichts daran ändern!«, antwortete er. »Jeremias hatte den gesamten Reis aus unserer Genossenschaft irgendwo versteckt. Darum mussten wir bei ihm bleiben. Aber ich habe niemals jemanden umgebracht!«

Die Zeiten hatten sich an diesen verborgenen Flüssen gewandelt. Mittlerweile konnten die Indianer lesen und schreiben, und manche hatten Spanisch gelernt. *Jetzt* wollte die Regierung etwas »für den Fortschritt der Indianer« tun. Das war eine gute Idee, aber sie verstanden nicht, was zu wahren Fortschritt hätte führen können.

Was man unter »Hilfe« für die Indianer verstand, bestand darin, reguläre Lehrpläne mit Mathematik, Sozialkunde, Spanisch und Ähnlichem einzuführen. Das hätte keinen Schaden angerichtet, aber die dazu ausersehen waren, diese Fächer zu unterrichten, genügten nicht den neuen moralischen Maßstäben der Indianer. Die meisten waren junge Atheisten, die frisch vom College gekommen waren und fast nur marxistisches Gedankengut im Kopf hatten.

»Wir sind gekommen, um euch diese fanatische Religion auszutreiben«, erzählten sie einem bekehrten Schamanen. »Wenn Sofia tot ist und Pablo und du und noch ein paar andere, werden wir alle Indianer auf unsere Seite bringen.« Und sie fuhr fort, dieses Ziel durch ihre Beeinflussung der Kinder zu erreichen.

Zur Versammlungszeit dröhnte aus den Radios der Lehrer ganz laut Rockmusik. Dann fingen sie mit Tanzen an, das – wie in der alten Indianerkultur – in Unmoral endete. Sie kauften Alkohol von den Händlerbooten, die jetzt den Guaviare hinauf- und hinabfuhren, tranken mit den älteren Schülern und stürzten viele der Indianermädchen ins Unglück.

Gewöhnlich kamen zunächst Priester und andere mit Säcken voller Nahrungsmittel wie Reis, Linsen, Suppenwürfel, Zucker, Speck, Nudeln und Schokolade, die von staatlichen Stellen zur Verfügung gestellt worden waren. Die Indianer konnten diesen Nahrungsgeschenken nicht widerstehen und akzeptierten es dann auch, dass sie anschließend von den Lehrern unterrichtet wurden. Habsucht beeinträchtigte die Überzeugungen der Gläubigen, so dass sie das Fehlverhalten der Lehrer nicht mehr so zur Kenntnis nahmen, wie sie es früher getan hätten.

Das war der Anfang vom Ende der Bibelstunden in so manchem Dorf, das mit der Zivilisation in enge Berührung kam. Die Lehrer spotteten über solche, die sich zu den Versammlungen einfanden, und schließlich spotteten die Kinder mit ihnen und weigerten sich mitzugehen. Bald wurden auch die Ältesten in einigen Dörfern entmutigt und ließen die Versammlungen nicht mehr stattfinden oder hielten sie nur noch ein- oder zweimal pro Woche ab. Niemand reparierte Schäden an den Gemeindehäusern, und bei einigen brachen die Palmwedel-Dächer ein.

»Was kann ich machen?«, schrie ich zu Gott im Gebet. Ich war nicht bereit, mich zurückzulehnen und mich einfach geschlagen zu geben. Ich hatte immer abgewartet und für die Rückfälligen gebetet, sie mögen zu Gott zurückkehren. Aber dies war zu schlimm.

Gottes Antwort schien zu sein, indianische Gläubige zu Lehrern auszubilden. Das hatte ich schon früher zu erreichen versucht. Die Bibelschule des WEC in Bogotá hatten einigen ihrer Studenten die Notwendigkeit, in mehreren Dörfern zu unterrichten, vor Augen gestellt, aber das wurde nie zur allgemeinen Regel.

Juan Muñoz war allerdings eine Ausnahme. Er hatte sich schon früher der Missionsarbeit gewidmet, indem er ins Landesinnere aufbrach. Er und seine Frau hatten die Nöte der Stämme vorausgesehen und schon viele junge Curipaco zu Lehrern ausgebildet. Einige seiner früheren Schüler unterrichteten jetzt am Guainía und am oberen Cuyarí. Wo es schon Lehrer gab, wollte die Regierung den Indianern niemanden aufzwingen. Ja, sie erkannte die indianischen Lehrer an und zahlte ihnen ein Gehalt. Auf diese Weise ging es in den Gemeinden im Gebiet der Curipaco wie bisher recht gut voran.

Connie und Mary Cain hatten auf der kolumbianischen Seite des Orinoco in Berrocal (Pablos neuem Dorf) eine Schule errichtet, wo auch ich eine Hütte hatte. Dann waren die Cains aus gesundheitlichen Gründen gezwungen, das Urwaldgebiet zu verlassen, was uns allen sehr leidtat. Nun bedrängte die Regierung Pablo, einen Lehrer statt der Cains einzustellen, aber Pablo wollte darauf nicht eingehen.

»Ich werde meine Kinder nicht den Ungläubigen überlassen«, sagte er. »Wir haben alle zusammen die Schule als christliche Schule erbaut, und wir wollen nur christliche Lehrer akzeptieren.«

»Wenn der Herr will, werde ich einige Lehrer für diese Schule finden«, sagte ich. Darum reiste ich nach Bogotá und brachte von dort zwei junge, sehr entschiedene Christinnen aus der Bibelschule des WEC mit. Dadurch konnte im *Colegio del Rey* (in der »Schule des Königs«) die Arbeit fortgesetzt werden.

Ana Cala und Susana Diaz waren für die Indianer-Arbeit genauso wichtig wie ein umherreisender Missionar. Jahrelang erteilten sie allen, die dort zur Schule gingen, Bibelunterricht. Dabei ging es nicht nur darum, dass die Schüler in der Bibel fest verwurzelt waren. Vielmehr ging es auch darum, dass sie zu einem bestimmten Zeitpunkt die erforderliche sechsjährige Berufserfahrung vorweisen konnten, was ihnen die Aussicht auf ein re-

gülares Gehalt eröffnete, wie es damals schon den von Juan Muñoz ausgebildeten Curipaco-Lehrern gezahlt wurde.

Auch andere starke Leiter von Indianergemeinden lehnten die atheistischen Lehrer ab. Dieser Widerstand trat eine Lawine von Anklagen gegen mich los. Man warf mir vor, die Indianer zu versklaven mit Praktiken, wie sie von den Schamanen her bekannt waren, indem ich sie in Unwissenheit halten und im Widerstand gegen das Fortschrittsprogramm der Regierung bestärken würde.

Viele der NTM-Missionare (die nun gern unter den Stämmen in Kolumbien arbeiten durften) hatten große Sorge um mich und um die Mission. Sie argumentierten wie folgt: Wenn es wirklich stimmt, dass ich mich gegen die Regierung stelle, ist zu befürchten, dass man die gesamte Missionsarbeit verbieten wird. Schließlich hielt ich es für das Beste, bei der Mission zu kündigen und eigenständig weiterzuarbeiten. Ich sagte mir, dass mir nicht mehr so viele Jahre blieben, auf Urwaldpfaden umherzuziehen, während diese jungen Missionare nach menschlichem Ermessen noch eine geraume Zeit vor sich hatten, um Gott zu dienen. So löste ich – allerdings mit schwerem Herzen – die entsprechenden Verbindungen.

Mir war überhaupt nicht bewusst, dass sich die Wolken gegen mich zusammenballten, und so war ich weiterhin auf meinen üblichen Reisen durch die Gebiete der einzelnen Stämme unterwegs. Ich zeigte wie immer meine Filmstreifen und die illustrierten Bibellektionen. Aber in Bogotá setzte ein Feind des Evangeliums seine auf Gerüchten beruhenden Anklagen gegen mich in eine führende Zeitung. Danach galt ich »aufs Ganze gesehen überall in der Savanne als eine eigenartige Frau, die die Indianer zum Krieg gegen die weißen Siedler aufstachelt, damit sie deren Vieh mit vergifteten Pfeilen umbringen«. Andere groteske Anklagen folgten. Mein alter WEC-Freund, Pat Symes, veröffentlichte in der gleichen Zeitung einen Artikel, in dem er meine Arbeit ver-

teidigte. Auch durch andere Artikel wurde mir Unterstützung zuteil. Einer stammte von einem Beamten und ein anderer von zwei kolumbianischen Siedlern, die unsere Arbeit unter den Indianern anerkannten.

Trotzdem erreichten die gegen mich vorgebrachten Beschwerden schließlich das Amt für Nationale Sicherheit³⁶. Eine Untersuchung wurde angeordnet. Männer aus Bogotá kamen in unsere Gegend und stellten Fragen. Einige der Kolumbianer, die mich seit Langem kannten, sprachen in positiver Weise über mich, wie auch viele indianische Älteste.

Einer dieser Ältesten, Rafael Cuichi, war zum Ersten Repräsentanten der Indianer am Orinoco ernannt worden und sollte deren Interessen gegenüber der Regierung vertreten. Rafael erzählte mir selbst von seiner Begegnung mit vier Leuten vom Amt für Nationale Sicherheit. Er saß im Büro des *Comisario*, als diese Männer eintraten, die eigens aus Villavicencio eingeflogen worden waren, um in meinem Fall tätig zu werden. Als sie mit dem *Comisario* sprachen, erwähnten sie einige der gegen mich vorgebrachten Anklagepunkte: Ich würde die Indianer einschüchtern und ließe mich ohne Bezahlung von ihnen überall hinbringen (von den Hemden, den Stoffen und den Taschenlampen, die ich verteilte, und davon, dass ich die Übersetzungshelfer gut bezahlte, war keine Rede). Außerdem würde ich bei den Konferenzen von ihnen zusammengelegte Kollekten an mich nehmen (dabei sammeln nur die Ältesten Opfergaben ein, die an die freiwilligen evangelistischen Teams der Indianer weitergegeben wurden). Darüber hinaus würde ich das staatliche, für die Indianer ins Leben gerufene Bildungsprogramm der Regierung behindern.

Rafael konnte das nicht länger anhören und stand auf, um Folgendes zu sagen:

36 A.d.H.: Es wurde mittlerweile aufgelöst. Heute nimmt der kolumbianische Inlandsnachrichtendienst die entsprechenden Aufgaben wahr.

»Meine Herren, darf ich ein paar Worte sagen? Sehen Sie diese Narbe an meinem Kopf? Und sehen Sie diese Narbe an meinem Hals? Ich erhielt sie zu der Zeit, als ich in Sünden und Trunkenheit und in den Sitten unserer Vorfahren lebte, bevor ich irgendetwas von Gott wusste. Aber dann kam Señorita Sofia und brachte uns das Wort Gottes. Da kam Licht in unseren Verstand und veränderte all unser Tun. Wir gaben unsere Sauforgien und die Rituale der Schamanen auf. Wir hörten auf, unsere Feinde zu vergiften, und wurden zivilisierte Leute. Ihnen mag Señorita Sofia nichts bedeuten, aber uns bedeutet sie sehr viel, ja! Was haben andere getan, die vorgaben, uns zu helfen? Sind sie durch den Urwald gepaddelt, um uns zu suchen, als wir wie die Tiere lebten? Nein, es war Señorita Sofia. Alle Indianer an diesen Flüssen wissen, wie man liest, und sie wissen über Gott Bescheid. Niemand sonst hat uns das beigebracht als nur Sofia.«

Die Beamten drehten sich erstaunt zu Rafael um.

»Willst du wirklich, dass sie hier in Kolumbien bleibt?«

»Natürlich. Wer hat jemals so viel für uns getan wie sie?«

Mehrmals stellten sie die gleiche Frage, weil sie der Überzeugung waren, dass die Indianer mir hörig waren, und weil sie mich aus der Arbeit drängen wollten, um wieder ihre alten Strategien verfolgen zu können. »Willst *du* nicht wieder leben wie früher?«

Sie konnten kaum glauben, dass Rafael jedes Mal entschieden verneinte.

Am Ende sahen sie sich nur fragend an und zuckten mit den Schultern. Dann kehrten sie nach Villavicencio zurück, ohne weitere Untersuchungen anzustellen.

Als Rafael mir das alles erzählte, erkannte ich ein Wunder: Gott hatte es gefallen, ihn an diesen Ort zu bringen und zu dieser Zeit, an diesem Tag und zu dieser Stunde dort sein zu lassen. »Und ich komme nur sehr selten dorthin, Sofia«, sagte er, »um diese Beamten in Puerto Carreño zu besuchen.«

Aber bald kam es zum nächsten Zusammenstoß mit den Behörden.

Wir brachten Lehrer und Schulausrüstung zu den Dorfschulen, die wir am Río Vichada gegründet hatten, als wir unterwegs in Santa Rita haltmachten, wo sich ein Posten der staatlichen Indianerbehörde befand. Dort kam einer der Diensthabenden zu mir und sagte: »Señorita, der Sergeant möchte Sie sprechen.«

Ich ging mit ihm zu dem Gebäude, in dem sich auch eine Arrestzelle befand. Der Sergeant unterhielt sich mit zwei zivilen Angestellten. Dann drehte er sich zu mir um, als ich eintrat.

»Sie fahren nicht weiter stromaufwärts«, brüllte er mich an. »Sie haben Aufstände gegen die Kolonisten und die Revolution unter den Indianern selbst angestiftet. Ich war im letzten Jahr am Guaviare stationiert, als Sie die Indianer daran hinderten, die vom Priester geschickten Lehrer anzunehmen.«

Ich versuchte, ihm die Sache dahin gehend zu erklären, dass ich den Indianern den Rat gegeben hatte, auf eigenen Füßen zu stehen, und dass sich die Lehrer zusammen mit ihren Schülern betrunken und viele indianische Mädchen ins Unglück gestürzt hätten.

»Mir ist es völlig egal, wie viele Mädchen sie haben und wie viel sie trinken. Unsere Aufgabe ist es, die Ordnung aufrechtzuerhalten, und Sie verursachen Zwietracht und Revolution. Darum werden wir eine Sie betreffende Anzeige per Funk an das Polizeipräsidium schicken, und Sie werden nach Bogotá gebracht und abgeschoben.«

Einer der zivilen Beamten mischte sich ein: »Was ist mit all den Tausenden von Pesos, die Sie von den Indianern bei jeder Konferenz einsammeln?« Und weitere lächerliche Anklagen folgten. Der Drahtkauf, bei dem ich den Indianern half, um das Vieh der Siedler aus ihren Pflanzungen fernzuhalten, wurde so bezeichnet: »Da wird das Land der Weißen gestohlen und Streit und Unruhe verursacht!«

Meinen Reisegefährten wurde erlaubt, die Reise stromaufwärts fortzusetzen, aber ich musste dableiben. Der Sergeant war für drei Tage auswärts; so erlaubten mir die staatlichen Beamten vor Ort, im Haus einer kolumbianischen Familie zu bleiben, die dem Evangelium freundlich gegenüberstand. Ich musste mich aber jeden Morgen und jeden Abend zum Rapport melden. Dadurch hatte ich die gute Gelegenheit, ihnen Zeugnis zu geben und unter ihnen spanische Evangelien und Traktate zu verteilen.

Am vierten Tag kam der Sergeant zurück. An dem Abend sah er, wie ich Zeugnis gab, und kam mit einem gemeinen Grinsen auf mich zu, um mich zu informieren: Wenn ein bestimmter Lkw einträfe, würde dieser mich auf der Savannenstraße nach Villavicencio bringen.

»Aber ich habe doch bereits alles erklärt!«, antwortete ich. »Gott sieht doch all diese Ungerechtigkeit. Fürchten Sie sich nicht vor Gott?«

Daraufhin wurde er wütend und schrie und fluchte. Ich war einfach sprachlos und wollte gehen, aber er hielt mich am Handgelenk fest und schimpfte weiter. Ich stand, von ihm festgehalten, und starrte ihn voller Schreck und Erstaunen an, wie er nicht aufhörte, gemeine Worte von sich zu geben.

»Sperrt sie in die Arrestzelle!«, befahl er der Wache.

Mit einem Schreckensschrei riss ich meinen Arm los und rannte über den Platz zu dem Staatsbeamten, der dort im Toringang stand.

»Seien Sie ruhig! Ihnen passiert ja nichts«, sagte er. »Wir werden mit dem Sergeanten reden.« Somit fühlte ich mich sicherer, als er mich quer über den Platz begleitete. Als wir den Raum des Sergeanten betraten, benutzte er dieselben schlechten Wörter und rief nach der Wache: »Sperrt sie ein!«

Ich blickte auf den Staatsbeamten und hoffte, dass er sich für mich einsetzte, aber auch er wäre froh gewesen, wenn ich aus den Indianergebieten verwiesen würde, weil er mir offensichtlich mei-

nen Einfluss bei den Indianern verübelte. So zuckte er nur mit den Schultern und verschwand.

Ich war wie gelähmt und folgte dem Wärter zu einer kleinen eingezäunten Baracke, die als Haftzelle diente. Darin waren nur ein Stuhl und eine sehr abgenutzte Hängematte – sonst nichts. Zitternd setzte ich mich hin und bemerkte, dass die Tür gar kein Schloss hatte. Ein bewaffneter Soldat patrouillierte davor auf und ab.

»Herr, wie konnte mir das passieren?«, war meine erste Reaktion. Ich war doch schon so oft beinahe eingesperrt worden, dass ich gar nicht glauben konnte, jetzt tatsächlich in Haft zu sein. Als die Sonne unterging, wurde meine Panik immer größer. Es wurde dunkel, und ein Flutlicht wurde auf dem Dach eingeschaltet. Dann hörte ich die Rufe von den betrunkenen Lkw-Fahrern, die mit einer ganzen Ladung Alkohol auf dem Platz vor der Baracke eingetroffen waren.

»Der Sergeant ist zum Trinken weggegangen«, sagte der Wachhabende sarkastisch.

Wenn dieser Sergeant so voller Hass sprach, während er nüchtern war, welche üblen Formen wird dann sein Verhalten annehmen, wenn er betrunken zurückkommt? Mich schauderte. Nein, ich konnte ihm nicht weiter ausgeliefert sein. So bat ich Gott, er möge mir einen Weg zur Flucht eröffnen. »Hilf mir, Herr, hilf mir!«, war alles, was ich sagen konnte.

Schließlich gingen alle Wachhabenden – auch der meine – in den Raum, wo sie essen und reden konnten. Der Augenblick, auf den ich gewartet hatte, war gekommen. Ich verließ einfach die Baracke und machte mich auf den Weg hinunter in die Savanne, so als müsste ich mal austreten gehen. Als ich aber außerhalb der Reichweite des Flutlichts war, rannte ich, so schnell ich konnte, indem ich den mit Buschwerk bewachsenen Streifen durchquerte und mich an einer Gruppe von Bäumen orientierte, deren Silhouette ich in der Ferne so eben noch erkennen konn-

te. Dort kroch ich unter die Büsche und saß da, angespannt und keuchend in der stockdunklen Finsternis.

Nach einiger Zeit bellten Hunde, und ich sah einen Lichtkegel. Mein Herz pochte. Wer auch immer der Hundebesitzer war – er leuchtete noch ein wenig überall herum, dann wurde es ganz still. Ich legte mich auf die trockenen Blätter und ruhte eine Stunde oder zwei, dann kroch ich aus dem Dickicht. Ich bahnte mir meinen Weg sorgfältig über die Steinhügel, die den Ort halbkreisförmig umgaben.

»Danke, Herr«!, sagte ich laut, als die Sterne mir verkündeten, dass ich frei war. Welche Freude ist es doch, von gemeinen Menschen befreit und in der Hand des allmächtigen Gottes zu sein!

Die Lichter des Ortes lagen bald weit hinter mir, und die weite Savanne tat sich vor mir auf. Am Morgen, so dachte ich, könnte ich mich auf den Weg zum Ufer des Vichada zu machen, um einige Guahibo zu finden, die mich mit dem Kanu zu meiner Hütte am Orinoco bringen sollten. Mit diesem Gedanken legte ich mich auf die Erde und schlief eine Weile.

Dann erwachte ich und war wieder voll Furcht. Mir war klar, dass ich noch vor Tagesanbruch so weit wie möglich von dem Ort fortkommen musste. So verbrachte ich den Rest der Nacht abwechselnd mit Gehen und Ausruhen. Im Morgengrauen war ich immer noch so unterwegs. Das Ufer des Vichada hatte ich jedoch noch nicht erreicht. Und seit gestern Mittag hatte ich nichts mehr gegessen.

Schließlich, gegen Mittag, kam ich an einen sandigen Pfad mit Fußspuren. Waren es die von Guahibo? Nein! Es waren meine eigenen! Ich war im Kreis gelaufen.

Kurz darauf kam ich an einen kleinen Bach, der dort ins bewaldete Dickicht floss. »Bäche führen zu Flüssen«, erinnerte ich mich. So folgte ich ihm, als sei er ein Pfad durch das Urwaldgestrüpp. Ich ging stundenlang im Wasser und kletterte über umgefallene Bäume oder unter ihnen hindurch. (Immerhin hatte

ich Wasser zum Trinken!) Als man mich verhaftet hatte, trug ich als Oberbekleidung nur eine Bluse und einen Rock, keine lange Hose – völlig ungeeignet für eine derartige »Urwaldtour«. So waren allmählich meine Arme und Beine an vielen Stellen zerkratzt und blutig. Auch mein Rock war von den Dornen und den Enden der Lianen zerrissen.

Plötzlich nahm ich ein großes Gewässer wahr. Endlich der Vichada! Aber nein! Es war nur eine Lagune mitten im dichtesten Urwald. Die zweite Nacht war gekommen, und ich legte mich auf die herabgefallenen Blätter – so müde, dass ich fast bis zum Morgen schlief.

Noch nie war ich allein durch den Urwald geirrt – mich durch wegloses Gestrüpp kämpfend und ohne einen indianischen Begleiter bei mir zu haben. Doch Gott war da, und darum empfand ich keine Angst – nicht einmal später, als ich auf zwei kürzlich aufgegebene Cuiva-Lager traf. Aber nachdem ich der Lagune stundenlang gefolgt war, stellte ich am dritten Tag fest, dass sie in einem Sumpf endete. Nun war ich überall zerstoichen und zerschlagen und stand kurz davor, aufgrund von Schwäche und Hunger zusammenzubrechen.

»Herr, weißt du nicht, dass ich hier stecke?«, schrie ich laut in meiner Verzweiflung. »Hier wird man nicht einmal meine Leiche finden ... aber wenn es dein Wille ist ...!«

Es hilft, wenn man sich Gottes Händen überlässt. Ich war in dieser Situation völlig darauf gefasst, einfach dort zu bleiben und zu sterben, aber in dem Augenblick hörte ich das surrende Geräusch, das von einem großen Affen herrührte, und dann noch einen anderen Klang. Dieser war noch schwach und weit entfernt. Ich lauschte angestrengt. Ja, es war ... es musste der Klang eines Motorbootes auf dem Vichada sein. Ich blickte auf die Sonne. Der Ton kam direkt von Süden her.

Mit der neuen Hoffnung kamen mir wundersame neue Kräfte. Ich verließ die Lagune und kämpfte mich geradewegs nach

Süden durch, auch durch das wildeste Gestrüpp. Nach etwa einer Stunde bemerkte ich durch das Dickicht hindurch einen langen, sandigen Uferstreifen. Wieder eine Lagune? Nein, ich erkannte eine Strömung. Es war *tatsächlich* der Vichada. Nun bestand auch die Chance, dass man mich fand.

»Herr«, betete ich, »schicke bitte jemanden im Kanu vorbei, der mich zum Orinoco bringt – weit weg von diesen niederträchtigen Menschen!«

Die Dunkelheit brach herein, und ich legte mich hin, um die dritte Nacht auf dem Erdboden zu verbringen, aber ich fand wenig Schlaf. Die Luft war kalt und klamm, und die Ameisen versuchten, Löcher in meinen Rock zu beißen.

Als es hell wurde, hörte ich den Klang des kleinen Außenbordmotors eines Einbaums, der sich langsam seinen Weg flussaufwärts bahnte. Ich wollte mich nicht blicken lassen, solange ich nicht wusste, dass es Freunde waren. Dann kam der Einbaum in Sicht. Darin saßen vier Leute. »Vielleicht sind es Guahibo«, dachte ich.

»*Najatsia!*« (»Komm!«), rief ich auf Guahibo hinüber, bevor ich erkennen konnte, wer es war. Und ich hörte die Antwort.

»Das ist Sofia!«, rief einer von ihnen. Daraufhin hielten sie direkt auf das Ufer zu.

Tatsächlich waren es Pablo, seine Schwester, sein Neffe und einer der kolumbianischen Lehrer. Ich konnte vor Freude beinahe nicht sprechen. Tränen machten meine Augen blind.

Schnell war ich unter einer Decke versteckt und aß Schildkröteneier und *Yuca*-Brot, während wir kehrtmachten und den Vichada hinab und den Orinoco hinauf nach Berrocal fuhren, wo Pablo wohnte und sich die kleine Bibelschule befand. Dorthin hatte ein Guahibo die Nachricht von meiner Verhaftung gebracht, und alle im Dorf hatten für mich gebetet. Gott hatte mir daher in seiner Gnade erlaubt umherzuirren, während er alles so fügte, dass es zu der wunderbaren Begegnung dort am Ufer des Vichada kam.

Immer noch waren die Gesetze gegen mich, und ich musste von der Anklage freikommen, sie übertreten zu haben.

Am nächsten Tag brachte man mich nach Puerto Inírida³⁷, damit ich das Flugzeug nach Bogotá erreichen konnte. Dort wollte ich sofort Pat Symes aufsuchen. Er würde wissen, was zu tun war!

Und das tat er auch! Er schrieb meine Verteidigung auf Spanisch. Einer seiner Freunde, der ein kolumbianischer Pastor war, hatte einen Bekannten, der mit einem Generalmajor befreundet war. Diesem wiederum unterstand das gesamte Amt für Nationale Sicherheit in Kolumbien. So arrangierte der Freund dieses ranghohen Militärs für Pat Symes und mich einen Gesprächstermin in Bogotá.

Der Generalmajor war außerordentlich interessiert an dem kurzen Bericht über meine Jahre in Kolumbien. Jetzt hatte er ein völlig anderes Bild von mir und meiner Arbeit als das, was ihm bei seiner ersten Untersuchung über die Arbeit der Indianermisionare vermittelt worden war. Jetzt würde er seinen Bericht an die Regierung ändern. Von Bogotá aus schickte er mich zu dem diensthabenden Oberst im Gebiet von Santa Rita.

»Denken Sie nicht von der ganzen Armee schlecht«, sagte dieser Gentleman. »Alle Finger an der Hand sind nicht gleich. Ich habe von Ihrer Arbeit gehört und wollte Sie schon immer einmal treffen.« Er entließ mich mit einem Brief, in dem der Sergeant angewiesen wurde, meine Sachen herauszugeben, die ich bei der Flucht zurückgelassen hatte. Außerdem gab er mir eine Visitenkarte, die ich vorzeigen sollte, falls mir in Zukunft irgendwelche Leute Schwierigkeiten machen sollten, »und sagen Sie ihnen, ich sei Ihr Freund!«, fügte er noch hinzu.

Wie sehr habe ich Gott gedankt, der wieder einmal meinen »Weg durch die Wüste« für mich geebnet hatte, und für die wahren Freunde, die *meine* Probleme zu *ihrem* Anliegen gemacht hatten.

37 A. d. H.: Heute heißt diese Stadt einfach Inírida.

GOTTES WORT WIRD NICHT LEER ZURÜCKKOMMEN

Während die Originalausgabe dieses Buches gedruckt wird, stehen viele indianische Gläubige in der Versuchung, im Kokain-Geschäft das schnelle Geld zu machen, wobei sie niemals sehen, zu welch verheerenden Folgen dies führt, was den Drogenkonsum betrifft. Ein paar andere wurden von den Guerillas eingeschüchtert und fielen auf die großartigen Versprechungen herein, die man ihnen gegenüber für den Fall machte, dass sie sich ihnen anschließen würden. Man ließ sie an jeder Hüfte einen Revolver tragen und führte mit ihnen immer wieder Schießübungen durch. Dabei wurde ihnen gesagt, sie müssten jederzeit zum Morden bereit sein, wenn ihnen das befohlen werde. Ein Indianer merkte sehr schnell, dass das versprochene Leben überhaupt nicht so war, wie er es sich vorgestellt hatte. Von jungen Rekruten verlangte man, dass sie an einem Bach entlang nachts ohne Taschenlampe durch den Urwald an einen bezeichneten Ort kriechen und dann am Morgen wieder zurückkehren sollten. Angesichts einer solchen unverschämten Anweisung kroch dieser Indianer einfach weiter, bis er das Haus eines Verwandten erreichte, und entfloh!

Sowohl Indianer als auch Missionare benötigen die Gebete von Gottes Volk angesichts dieser sehr realen Gefahren. Guerillas haben Pablo und vor Kurzem auch Juan Muñoz aufgelauert, aber Gott hat sie davor bewahrt, in diese Fallen zu geraten.

Einmal kam ein FARC-Führer³⁸ am Ende einer Gemeindekonferenz in ein Dorf. Er war von einem Dutzend schwer

38 FARC (Kurzform von FARC-EP) ist das Akronym für die spanischsprachige Wiedergabe von »Revolutionäre Streitkräfte Kolumbiens«.

bewaffneter Männer begleitet und erkundigte sich nach mir. Die Indianer wussten: Wenn er mich fände, würde er mich entweder entführen oder umbringen. So antworteten sie: »O, sie ist schon drei Tage fort!« Tatsächlich waren es eher drei Stunden, seit ich irgendwohin fortgegangen war. Die Guerillas warteten eine Reihe von Tagen und gaben dann auf. Einen Monat später entführten sie aber den Sohn von Connie und Mary Cain sowie dessen Frau, zusammen mit dem Flugzeug der New Tribes Mission und zwei Piloten. Wir konnten deutlich Gottes Gnade in dieser Angelegenheit erkennen, denn heute sind alle frei.³⁹

Weil der Einfluss der Zivilisation auf die Siedlungsgebiete der Indianer nicht unterbunden werden kann, sind auch gewisse Verbreiter falscher Lehren in die Gebiete der Indianerstämme eingedrungen – besonders am Orinoco, der für die Zivilisation am zugänglichsten ist. Rechtzeitig hatte ich eine Broschüre über Irrlehren in vier Sprachen übersetzt. Juan Muñoz – der kolumbianische Missionar, dem ich die Arbeit unter den Curipaco übergeben hatte – berichtet, dass die Gemeindeleiter die Broschüre eifrig gelesen und dadurch Vertrauen gewonnen hätten, alle Lehrer fremder, schriftwidriger Dinge abzuweisen.

Weil diese »Schafsdiebe« Gemeinden fanden, die bereits ohne Missionare von außen entstanden waren, kamen einige von ihnen zu den Gemeindekonferenzen mit Bibeln in den Händen und einem süßen Lächeln auf ihren Gesichtern, indem sie beabsichtigten, die Leitung der Konferenz an sich zu reißen. Zum Glück war Lino anwesend, als dies einmal am Vichada passierte. Andere Leiter sind vielleicht durch eine heftige Umarmung und einen innigen Händedruck verführt worden, aber Lino ging es nicht darum, Menschen zu gefallen. Er sagte einfach: »Ich habe keinen Auftrag, jemandem wie euch das Predigen zu erlauben.«

39 Englischsprachige Quelle: <https://ntmhomes.org/story/mary-cain-2/> (abgerufen am 22.11.2018).

Da war alles klar. Seine Standhaftigkeit war ein Beispiel für andere.

Bis jetzt haben die Verbreiter falscher Lehren keinen Erfolg in den Indianergemeinden gehabt. Bei entsprechenden Gelegenheiten ist Pablo derartigen Eindringlingen mutig entgegengetreten, und es gelang ihm mit der Hilfe des Herrn, solche »Wölfe« von der Herde fernzuhalten.

Auch war niemand von den Gläubigen geneigt, Adventist zu werden, als sie erfuhren, dass der Verzehr von Schweinefleisch und einiger Fischarten (ganz zu schweigen von Aalen und Stachelrochen) Adventisten nicht erlaubt sei. Nein, sie wollten bei der Errettung durch Gnade bleiben und sich nicht vom Gesetz Moses einengen lassen.

Einige Indianer waren allerdings zu leichtgläubig zwei Spiritisten gegenüber, die bis zum oberen Guaviare kamen, wo sie Heilungen anboten. Ein gläubiger Piapoco erzählt seine Erfahrung:

Ich wusste, dass diese Spiritisten Menschen durch die Kraft des Teufels heilten, so wie es die Schamanen zu tun pflegten. Darum wollte ich nicht zu ihnen gehen, als ich krank war. Doch als ich schon beinahe besinnungslos war, brachten meine Verwandten mich in einem Kanu zu ihnen und hängten meine Hängematte in einem leeren Raum ihres Hauses auf, während ich hineinstolperte. Nach einer Weile kam einer der Spiritisten herein, sah mich an und sagte: »Ja, du bist ernsthaft krank und stehst kurz vor dem Tod, aber ich kann dich heilen. Sag mir, bist du evangelikal?«

»Ja, mein Herr«, antwortete ich.

»Hast du eine Bibel?«

»Ja, mein Herr, ich habe das Neue Testament auf Piapoco.«

Da sagte der Mensch: »Sieh, wir können dich heilen, aber deine Bibel musst du fortwerfen. Wirf sie in den Fluss oder verbrenne sie, und bete nicht mehr zu Gott!«

Ich antwortete ihm: »Wenn mein Gott sagt, ich solle sein Wort wegwerfen, dann mache ich das, sonst nicht!«

Dann kam der andere Spiritist herein und sagte beinahe dasselbe: »Wirf die Bibel weg und bete nicht mehr zu deinem Gott, dann werden wir dich heilen. Wenn nicht, wirst du sterben!«

Ich antwortete genauso wie zuvor: »Mein Gott hat mir nicht gesagt, dass ich sein Wort wegwerfen soll!«

Als ich das zum dritten Mal sagte, wurden sie wütend. Plötzlich fühlte ich mich, als müsse ich ersticken, als hätte mich jemand in eine dicke Decke eingewickelt, unter der ich keine Luft bekam. Ich betete und betete und fing an zu schwitzen, bis meine gesamte Kleidung völlig durchnässt war. Dann war ich plötzlich frei von diesem »dunklen Leichentuch« und konnte wieder atmen.

Die Spiritisten kamen wieder und sagten mir: »Wir können dich nicht heilen. Sieh zu, dass du fortkommst!«

Von dem Augenblick an ging es mir besser, und nach wenigen Tagen war ich völlig geheilt. Jetzt bin ich sehr froh – nicht nur, weil ich wieder gesund bin, sondern weil ich den Kampf gegen die bösen Geister gewonnen habe, die den Spiritisten wie den Schamanen Kraft verleihen, uns zu verführen.

Damals in New York, als ich mein Leben dem Dienst Christi weihte, waren es Jack Wyrzten und seine jungen Leute, die mich angespornt hatten. Jack ist mit mir und meiner Arbeit stets verbunden geblieben und hat in den letzten Jahren in der argentinischen Bibelschule von »Wort des Lebens« (»Palabra de Vida«) Lateinamerikaner ausgebildet und dafür vorbereitet, uns in un-

serer indianischen Bibelschule am Orinoco zu dienen. Der Erste von ihnen, Ramon Rivas aus Paraguay, kam zu uns mit einer bemerkenswerten Kenntnis der Heiligen Schrift und war unter jungen Christen einer der eifrigsten Beter, die ich je kennenlernte. Obwohl er nicht viele Jahre bei uns war (er ertrank im Orinoco, als er von einem Jugendeinsatz zurückkam und sein Motorboot mit einem Felsen kollidierte), werden seine Schüler meiner Überzeugung zufolge niemals in der Lage sein, seinen Einfluss hinter sich zu lassen. Prägend für ihn und beispielgebend für andere war die Erkenntnis, dass ein Unverheirateter ein reines und von Gebet getragenes Leben führen kann. Erst vor Kurzem erhielt ich einen Brief von zweien seiner früheren Schüler, die von dem göttlichen Segen sprechen, der auf ihren Versammlungen in verschiedenen Dörfern lag. Die in den Boden gepflanzte »Saat« bringt weiterhin Frucht.

Jack Wyrzten arbeitete ebenfalls mit uns zusammen, indem er sich dafür einsetzte, potenzielle Schüler anzusprechen und sie für die Missionsarbeit zu gewinnen. Die südamerikanischen Leiter von »Wort des Lebens« brachten sich mit einem gut durchdachten Lehrprogramm ein, zu dem Sport und musikalische Aktivitäten ebenso gehörten wie das Bibelstudium und die Weitergabe entsprechender Botschaften.

Ich hatte Jack gesagt, dass wir rund 800 erwarteten. Tatsächlich kamen zu dieser Aktion ungefähr 1500 Leute – etliche aus allen Stämmen, die in dieser Gegend leben. Einige junge kolumbianische Prediger und junge Christinnen kamen sogar von Bogotá her – junge Leute, die sich dem Herrn und seinem Wort geweiht hatten, um beim Unterricht zu helfen. Sie waren ein ausgezeichnetes Vorbild für einige der akkurat gekleideten, relativ gut gebildeten Indianer, die von anderen »Speedboat Boys« genannt wurden, was man vielleicht frei mit »die Neunmalklugen« übersetzen könnte. Doch derartige Äußerlichkeiten waren im Licht einer solchen Hingabe plötzlich nicht mehr wichtig. Eine

junge kolumbianische Ärztin war ebenfalls gekommen und nahm sich zwischen den Zusammenkünften der Krankheiten und Beschwerden an.

Die indianischen Gemeindeleiter wurden in hohem Maß ermutigt und fassten neue Hoffnung für die jüngere Generation. Viele dieser jungen Leute fanden Christus, während andere zu ihrer »ersten Liebe zum Herrn« zurückkehrten.

In der Zwischenzeit hat sich auch bei den Curipaco am Guainía einiges ereignet. Ihnen blieben wegen des kargen Bodens in ihrem Gebiet die mit dem Koka-Anbau verbundenen schlimmen Zustände erspart. Allerdings errichtete man an einer einsamen Stelle am Guainía ein Labor zur »Veredlung« der Kokablätter, die aus anderen Gegenden eingeflogen wurden. Darum beteten die Gläubigen für die Beseitigung des Labors.

»Herr, lege deine Furcht auf diese Leute, und Sorge du dafür, dass sie verschwinden!« Einige Monate lang beteten sie gezielt dafür.

Plötzlich bekamen die zur Überwachung des Labors eingeflogenen Leute Angst vor eindringenden Revolutionären und erklärten die Gegend für zu gefährlich. Sie bauten alles ab und verschwanden.

Eine Reihe von Jahren bewahrten die Curipaco ein Geheimnis. Einer von ihnen hatte Gold entdeckt! Dann und wann hatte auch jemand bei seiner Fahrt auf dem Inírida Gold dabei, um es an einen Händler zu verkaufen. Schließlich brachte ein junger Mann einen Goldklumpen von etwa 750 Gramm mit, den er dann in Puerto Inírida zum Kauf anbot. Doch diese Neuigkeit erreichte am Ende Bogotá, sodass umgehend Fremde ins Siedlungsgebiet der Curipaco strömten. Aber das Gold ist nicht für jeden leicht zu finden. Man muss schwieriges Terrain überwinden, meilenweit entfernt von einigermaßen befahrbaren Flüssen. Alle Familien der Curipaco graben Loch an Loch und entnehmen das zutage

tretende Gold, dann ziehen sie weiter zu einer anderen Stelle im Uferbereich des Flusses und hören damit auf, sobald sie für den Augenblick so viel dafür bekommen haben, wie sie zum Lebensunterhalt benötigen.

Juan Muñoz ist mit seiner Familie aus Sicherheitsgründen nach Bogotá gezogen. Dort sah er kürzlich einen Bericht im Fernsehen. Erstaunt bemerkten er und seine Frau Rosemary, wie dort Szenen aus dem Leben seiner Curipaco-Freunde zu sehen waren. Sie wuschen Gold an den Ufern eines kleinen Flusses. Dann folgte eine Großaufnahme von der ältesten Großmutter in Sejal, die zu den ersten Gläubigen der Curipaco gehörte. Sie war immer noch gesund und munter und immer noch freundlich. Sie trug einen großen Kessel mit Fischsuppe und setzte ihn vor einem der Männer ab, damit er sie austeilen sollte. Die Kamera zeigte ihre Söhne, ihre Enkel und Urenkel, die sich mit einer Schüssel in der einen und einem Stück *Yuca*-Brot in der anderen Hand vorstellten. Dann nahmen sie ein Neues Testament in die Hand und begaben sich zu einigen rohen Bänken unter den Bäumen und begannen zu singen. Während des Singens kamen Gläubige aus anderen Dörfern und gesellten sich zu ihnen.

In der ersten Reihe standen die Ältesten. Zwei von ihnen gehörten zu meiner ersten Leseklasse! Einer von ihnen war Rosario, der etwa zehn Jahre alt war, als ich in Sejal ankam; er übernahm an diesem Tag die Leitung. Er sprach das Gebet, dann las er aus dem Neuen Testament. Die Kamera zoomte die aufgeschlagene Seite des Curipaco-Testaments nahe heran.

Juan und Rosemary waren angetan davon, in welchem gutem Licht die betreffenden Journalisten die Lebensweise der Curipaco darstellten. Die Fernsehleute konnten nirgendwo erkennen, dass die Angehörigen dieses Stammes unter irgendwelchen äußeren Zwängen lebten. Und die Kommentatoren kamen angesichts dessen nicht aus dem Staunen heraus.

Dazu der Kommentar: »Die meisten Kolumbianer (einschließlich der staatlichen Beamten) sind bei ihren Besuchen erstaunt und beeindruckt von der Lebensweise der Curipaco. Sie sagen uns, dass sie weder Alkohol trinken noch rauchen oder stehlen.« Später zeigte das Fernsehen ihre gut organisierten Dörfer, die sauberen Häuser und Beispiele für die hohe Rate derer, die lesen und schreiben können. Dann kehrte das Bild zu dem Dorf Sejal zurück und zeigte das Gemeindehaus mit den weißen Rahmen um Fenster und Türen, das an hervorgehobener Stelle zwischen den weiß gekalkten Hütten stand. (Der Einfluss des Evangeliums hatte sogar zu einer äußerlichen Veränderung bei einer Familie in Sejal geführt, die es hartnäckig abgelehnt hatte.)

Bevor die Fernsehsendung endete, wurden Angehörige der Curipaco gefragt, wie es zu dieser Veränderung ihres Lebens gekommen sei. Die schnelle Antwort der Ältesten lautete:

»Vor 40 Jahren brachte uns eine Missionarin das Wort Gottes ...«

Das war es. Das Wort Gottes. Es ist dort noch immer lebendig und wirksam. Denn nichts anderes hätte diese Indianer so grundlegend verändern können.

NACHWORT

Jetzt haben wir 1987. Ich halte mich noch immer hier an der kolumbianisch-venezolanischen Grenze am Orinoco auf. Aber statt mit meinen Filmstreifen und Zeichnungen von einer Konferenz zur anderen zu reisen, besuche ich mit Lino und seiner Frau sowie anderen Einheimischen Indianer in den Dörfern auf der venezolanischen Seite des Orinoco. Diese Dörfer sind erst kürzlich entstanden und wurden von denen erbaut, die Kolumbien aus Angst vor nachts umherziehenden, bewaffneten Leuten verlassen hatten. Da ist noch viel ungenutztes Urwaldland zum Roden vorhanden, sodass man keine Flüchtlingslager zu bauen braucht. Die Indianer fangen einfach von vorn an. Die meisten haben sich schon häuslich eingerichtet mit ihren *Yuca*-Feldern, Obstplantagen und Lehmhäusern, die sie zusammen mit ihrem Versammlungshaus um einen Platz herum errichtet haben.

Hier an der vom Orinoco gebildeten Grenze gibt es pro Stamm etwa fünf bis sechs Dörfer für Angehörige der Curipaco, Puinave, Piapoco, Guahibo und Piaroa⁴⁰. Da ist viel zu tun. Pablo sowie Rafael Cuichi und ihre Söhne haben bereits das Gemeindehaus in ihrem neuen Dorf mit einem Palmwedel-Dach gedeckt, und die halbjährlichen Konferenzen an den kolumbianischen Flüssen werden noch fortgesetzt, obwohl dort die Revolutionäre die Herrschaft übernommen haben. Sie verbieten den Indianern nicht, Versammlungen oder Konferenzen abzuhalten. Lino hatte mit ihnen in der letzten Zeit keine Probleme, als er die Puinave-Konferenzen am Inírida besuchte. Er fuhr mit einer Ladung Neuer Testamente, mit Liederbüchern und Heften über »falsche Religionen«, über »Prophetie und ihre Erfüllung in Christus« und

40 A.d.H.: Name eines Indianerstamms, der im venezolanisch-kolumbianischen Grenzgebiet nahe der Stadt Puerto Ayacucho lebt und auch als De'áruwa bezeichnet wird.

mit den Predigt-Postern dorthin. Die Revolutionäre, die während der Abendversammlungen an der Tür standen, sagten nichts. Einige nahmen sogar spanische Traktate und Evangelien an. Andere lehnten sie rundweg ab.

Auch die drei Piapoco-Prediger, die kürzlich von mehreren Piapoco-Konferenzen am Guaviare zurückkamen, hatten überhaupt keine Probleme. So stellen wir nun die Bücher für sie fertig, damit sie zu den Guahibo-Konferenzen am Vichada gebracht werden können. Pablo will die stammesübergreifenden Konferenzen rund um Puerto Ayacucho besuchen. Wenn auch die einheimischen Missionare von den Revolutionären geduldet werden, sind alle kolumbianischen Indianerdörfer für Fremde tabu, vor allem für solche aus den Vereinigten Staaten. Darum werde ich die Urwaldpfade nicht als fast Achtzigjährige betreten, wie ich es vorhatte. Aber das Wort Gottes kommt *tatsächlich* dort hinein!

Auch die in der Savanne Lebenden haben keinen Mangel an Bibeln, weil die NTM- und die Wycliff-Missionare Wege finden, die Bücher, die sie seit einigen Jahren ins Guahibo und Piapoco übersetzt haben, dorthin zu bringen. Alles in allem stehen die Dinge gar nicht so schlecht, und ich kann immer noch sagen: »Gelobt sei der Herr!« Ich weiß, dass er Gutes aus dem Bösen hervorbringen wird, wie er es verheißen hat, und die wahren Gläubigen werden wie Lichter in diesen Indianer-Territorien scheinen, auch wenn die Dunkelheit zunimmt und die Welt sich gedankenlos hineinstürzt.